

Martha Saalfeld Werkausgabe

Martha Saalfeld Martha Saalfeld
efür Martha Saalfeld Martha Saal
Saalfeld Martha Saalfeld Martha Saal
Martha Saalfeld Martha Saalfeld



Martha Saal
efür Martha Saal
Martha Saal
Saalfeld Martha Saalfeld Martha Saal
Martha Saalfeld Martha Saalfeld Martha Saal

JUDENGASSE

Martha Saalfeld Martha Saalfeld

ISI ODER

DIE GERECHTIGKEIT

Martha Saalfeld Martha Saalfeld Martha Saal
Martha Saalfeld Martha Saalfeld Martha Saal
efür Martha Saalfeld Martha Saalfeld Martha Saal
Gollenstein

Martha Saalfeld

Martha Saalfeld

Der Roman »Judengasse«, von der Kritik einstimmig gelobt, hat das Schicksal einer kleinen Gruppe jüdischer Menschen in einem deutschen Städtchen zum Thema.

Die Erzählerin ist ein zehnjähriges Kind, in dessen Schilderungen sich Ahnung und Instinkt zu einer Art von magischem Realismus verdichten. »Isi oder Die Gerechtigkeit« setzt die »Judengasse« fort: Die Gestalten des ersten Bandes sind anwesend, als Töte, als Schemen, als Erinnerung, und sie bestimmen das Leben der Nachkommen.

Neue Zürcher Zeitung (1970)

Die Martha Saalfeld Werkausgabe, herausgegeben von Berthold Roland, wird sechs Bände umfassen.

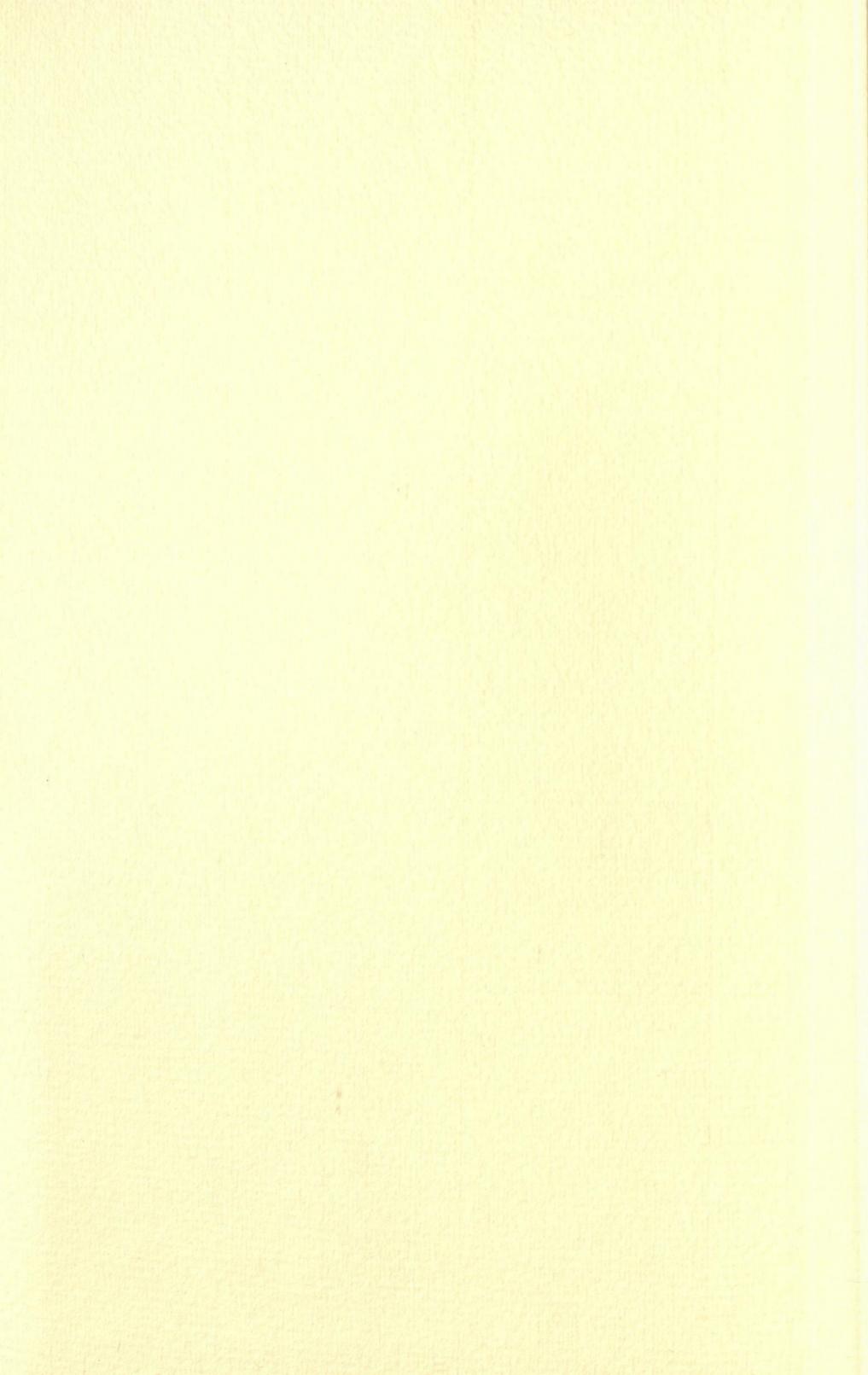
Die Abfolge geschieht so, wie sich das Werk der Dichterin entfaltete.

Die beiden Romane des vorliegenden Bandes (Bd. V · Romane 2) gehören zusammen, beziehen sich aufeinander, auch in den agierenden Personen, wenn auch über fast ein halbes Jahrhundert hinweg:

die Geschehnisse spielen 1908 und zu Beginn der 50er Jahre

Berthold Roland im Nachwort

Martha Seelfer



Martha Saalfeld · Zwei Romane

g

Martha Saalfeld · Werkausgabe in Einzelbänden
Herausgegeben von Berthold Roland

JUDENGASSE

Martha Saalfrank

ISI ODER DIE GERECHTIGKEIT

Zwei Romane · Gollenstein

Martha Saalfeld · Werkausgabe
Band V · Romane 2
Herausgegeben von Berthold Roland

Mit acht Zeichnungen sowie einem Linolschnitt
von Werner vom Scheidt
und einem Nachwort des Herausgebers

der Saar-8/5



JUDENGASSE

Judengasse

Abraham saß in moosgrünem Mantel –
Paletot nannte er ihn voll Stolz –
Stets vorm Laden, Sommer und Winter,
Eh' noch der Schnee auf den Rucksäcken schmolz.

All seine Habe,
Hosen und Röcke,
Hüte und Stöcke,
Schaukelte in der Gasse im Wind.

Kamen Conscrits und nahmen die Stöcke,
Zerrten vom Bügel die Weiberröcke,
Zahlten nicht, lachten nur, gingen davon,
Sangen das Lied vom kleinen Cohn.

Abrahams Knaben weinten und klagten,
Liefen und riefen die Polizei –
Die aber zwirbelte nur ihren Schnurrbart,
Fluchte und spuckte und kam nicht herbei.

Antiquitäten, zärtliche Dinge,
Schäfer und Schäferin luden zum Tanz.
Und auf die dünnen, blechernen Ringe
Häufte Jehova göttlichen Glanz.

Die Judengasse war für mich die interessanteste Gasse der ganzen Stadt. Sie war etwas breiter, als es sich für eine Gasse gehört. Auf der einen Seite standen ansehnliche Bürgerhäuser, deren Besitzer ihre Gärten und Sommerwohnungen vor dem alten Stadttor hatten. Auf der andern Seite hausten die Nachfahren der einstigen Gettobewohner in niedern, zum Teil winzigen Häusern. Sie hatten hier ihre Trödel- und Antiquitätenläden, die mit zauberhaften Dingen angefüllt waren, mit Maskenkostümen, eingelegten Spieltischen und altem Porzellan. Da war Abrahams uralter Laden, in dem Anzüge feilgeboten wurden, Hüte, Rucksäcke und knorrige Stöcke. Und da war Ephraim, bei dem man Zinn und Frankenthaler Porzellan bekam und allerhand zigeunerhaften Schmuck. Weil Abraham kein Schaufenster besaß, hängte er seine Waren einfach auf die Gasse, an die Außenwand seines Hauses. Da kam es dann häufig vor, daß irgendein Rüpel sich ein Hütchen auf den Kopf stülpte oder einen Stock ergriff und sich davonmachte, ohne zu bezahlen. Dann war die Gasse von Geschrei und Wehklagen erfüllt, man rannte zur Polizei, aber die Polizei kam nicht herbei – Ephraim trug die schönsten Stücke aus seinem Trödelkram am Leib. Im Gegensatz zu Abraham, der stets im gleichen moosgrünen Paletot vor seinem Laden stand, pflegte er das Kostüm sehr oft zu wechseln. Wenn ein Käufer seine Jacke begehrte, oder auch seine Pantoffeln, Ephraim zog sie aus. Er zog – wenn es sein mußte – alles aus. Auch die Unterhose, auch das Hemd. Und immer wieder umhängte er seinen dünnen Leib mit seltsamen Gewändern, bald glich er einem Scheich, bald einem Eskimo. Er machte seiner Kundschaft Appetit auf seine Sachen. Einmal hatte er einen Posten Sweater,

recht angeschmutzte, rotgeringelte, erstanden. Solange die auf einem Haufen lagen, fragte kein Mensch danach. Ephraim zog sie an – und zog sie aus. Er wurde einen nach dem andern los.

Meine Mutter, die Freude an schönen Dingen hatte, kaufte häufig in der Antiquitätenhandlung Frankenthaler Porzellan. Mit ihr kam ich zu Ephraim ins Haus.

Die Menschen in den kleinen Häusern schienen mir alle irgendwie bedrückt und so, als trügen sie gemeinsam eine unsichtbare Last. Von ihrem schwermutvollen und geheimnisreichen Dasein fühlte ich mich heftig angezogen. Ich hatte mich auch bald mit Sigi angefreundet, dem Enkel Ephraims.

Er war gerade sechzehn Jahre alt, sechs Jahre älter als ich selbst. Ich sah ihn noch vor mir, so als sei es gestern erst gewesen. Er saß im Tandekram Großvater Ephraims an einem schmalen, spinnebeinigen Tisch und las. Sein Blick traf mich voll Neugier und Melancholie. Er zeigte mir die alten Ofenplatten, die Ephraim gesammelt hatte, mit Darstellungen aus der biblischen Geschichte. Daß Abraham, der biblische, den einzigen Sohn Gott hatte opfern wollen, wie es auf einer dieser Ofenplatten zu sehen war, beschäftigte mich sehr. Die ungeheuerliche Forderung von seiten Gottes und dieser furchtbare Gehorsam Abrahams, beides entsetzte mich. Ich wollte, daß auch Sigi so wie ich empfinden solle, er aber war in dieser Welt zu Haus.

Wenn meine Mutter Porzellan gekauft hatte und weggegangen war, dann weinte Ephraim oft seiner Schätzen nach.

»Sie hat das Beste weggetragen aus meinem Haus, das Echte.«

»Sie merkt es gleich, Herr Ephraim, wenn es nicht echt ist.«

»So? Nichts hat sie gemerkt!«

Drauf Sigi ärgerlich: »Sie hat nichts merken können, das ist klar.«

Einmal – es war an einem grauen Tag im Herbst – war ich bei Sigi

zum Kaffee. Edel Kafrill, die Tante Sigis, betrat den Laden. Sie trug ein lilafarbnes Kleid, das graue Haar fiel ihr in Stirn und Augen. In Händen hielt sie ein verhutztes Gebäck. Sie weinte: »Ich geh' zum Bäcker, frag' nach meinem Kuchen. Da steht er, sagt der Bäcker, grinst mich an. Ach nein, das ist mein Kuchen nicht, es waren keine Weinbeerlein darin. Da fangen alle laut zu lachen an: Weinbeerlein, nein, das sind gebackene Wanzen! Nun sag mir, Ephraim, ob es in deinem Hause Wanzen gibt?«

»Sind wir in ihren Augen schmutzige Juden. Und wenn sie geht zum nächsten, ist's das gleiche.«

Auch Sigi mischte sich jetzt ein: »Ja, überall ist es das gleiche, erst macht man Jux, und eines Tages wird es ernst.«

»Ja wie denn, Sigi?«

»Du kannst es lesen in den alten Büchern, und glaub nur ja nicht, daß sich da etwas geändert hat.«

»Im Lesebuch, das ist ein Märchenbuch. Du siehst ja, wie es ist: ich bin der einzige Jude in der Klasse, und noch der Dümmeste meint, er müsse mir irgendeinen Schabernack antun. Die Ratsherrn und die Presbyter hier in der Gasse aber sagen Judenschlingel zu mir, wenn sie mich sehn. Was meinst du, wollen wir das Trödlerlied zusammen singen?«

Er intonierte:

*»Wir sind ja keine Presbyter,
wir sitzen auch nicht im Rat,
wir tragen Lumpen und Flitter
und pfeifen auf den Staat.«*

Mit schriller Kinderstimme fiel ich ein:

»...und pfeifen auf den Staat.«

Auguste, unsre Magd – sie hieß so nach der Kaiserin Auguste-, erschien in weißer Schürze und gestreiftem Kleid, um mich zu holen: »Nach Haus mit dir! Ich habe wohl gehört, daß ihr die Obrigkeit verrottet habt. Wenn ich's dem Schorsch sag', kommt ihr zwei ins Loch.«

Schorsch war Augustes Bräutigam, ein Schutzmännchen wie aus einem Bilderbuch.

Sigi und ich, wir brachen beide in Gelächter aus. »Ins Loch«, rief ich, »da kriegt der Schutzi keine einzige Zigarre mehr von meinem Vater. Da kann er in dem Abteil reisen, an dem ‚Nichtraucher‘ steht. Und dann: Du hast die Aussteuer noch nicht beisammen, die dir für treue Dienste zugesprochen ist. Du kriegst sie nicht, du bist ja gar nicht treu. Nicht mal die Schürze und das Kleid darfst du behalten.«

»Ja«, nickte Sigi und erhob den Zeigefinger: »Nackt, wie du aus der Mutter Leib gekommen, wirst, Guste, du dahingenommen.«

Die Vorstellung der nackten Guste erheiterte mich ungemein. Ich ließ mich auf den staubigen Teppich fallen und wälzte mich vor lauter Übermut.

Da sagte Guste plötzlich: »Pfui, hier riecht's nach Sabbat.«

Wir hörten augenblicklich auf zu lachen.

»Was soll das heißen?« fragte Sigi.

Ich sah, daß er ganz blaß geworden war.

»Soll heißen, daß es nach Latrine riecht und nach der koschern Wurst, die ihr gegessen habt.«

Sigi stand langsam auf. Wie schlank und schön er war, wie König David. Sein schmales, wohlgebildetes Gesicht war weißer als die Wand.

Er ging auf Guste zu und schlug sie auf die Wange.

»Das«, sagte er, »ist für den Sabbat, den du heiligen sollst.« Dann setzte er sich wieder hin und las in seinem Buch, als sei nichts los.

gewesen. Nur seine Hände zitterten ein wenig. Auguste stand noch eine Weile da, dann schoß sie plötzlich wie mit Flügeln schlagend auf und davon. Wir wußten, daß sie tückisch war und blieben beide sehr bedrückt zurück. Dann klopfte ich den Staub aus meinen Kleidern und schlich nach Hause.

Einmal bei Tisch fiel es mir ein zu fragen, wie sich mein Vater damals in den Südstaaten verhalten habe, als ihm von seinen Klubbekannten verboten ward, sich mit dem Neger auf der Promenade zu zeigen, mit dem er sich schon angefreundet hatte. Mein Vater sagte wieder wie so oft: »Er war der beste, klügste Mensch.«

»Und du hast dann auch fest zu ihm gehalten?«

»Mein liebes Kind, ich bin dann abgereist.«

Ach, das war keine Lösung, die mir wohlgefiel.

»Wie kommst du eigentlich auf Neger?« fragte meine Mutter.

»Ich will nur sagen, daß ich meinen Freunden treu sein muß.«

»Und darf man wissen, wer die Freunde sind?«

»Sie heißen Ephraim und Sigi. Das sind sehr gute Menschen, weißt du.«

»Mag sein. Sie passen aber nicht zu dir.«

»Du meinst wohl, weil es Juden sind? Hat denn der Neger zu Papa gepaßt?«

»Nicht, weil es Juden sind«, fing meine Mutter an.

»Bei ihnen«, sagte ich, »ist es humaner als bei andern Leuten.«

»Humaner – was soll denn das nun wieder heißen?«

»Ja, bei den Bürgern ist es nicht human.«

Mein Vater lachte: »Was bin denn ich in deinen Augen Kind?«

»Du?« fragte ich erstaunt. »Du hast so lang in Mexiko gelebt. Da ist doch sonnenklar, daß du ein Abenteurer bist, kein Bürger.«

Nun waren meine Eltern sehr verwundert.

»Da hast du's«, sagte meine Mutter vorwurfsvoll zu meinem Vater, »hier tauchen deine Neger wieder auf.« Und dann zu mir, ein wenig

ungeduldig: »Wie soll man's dir denn sagen, sonderbares Kind? Du kannst dir doch bestimmt nicht denken, daß Ephraim dein Großvater und Edel Kafrill vielleicht gar deine Tante sei?«

»Sie ist doch meine Tante.«

»Wie?«

»Sie hat gesagt, ich solle Tante zu ihr sagen, als ich bei ihr Kaffee getrunken habe.«

»Du trinkst Kaffee bei ihr?«

»Gleich wieder. Ich muß jetzt gehn.«

»Zu Edel Kafrill?«

»Zu Sigi, biblische Geschichte lernen.«

Mein Vater lachte: »Das kann man ihr auf keinen Fall verbieten.«

»Sigi hat einen Urahn, der Rabbiner war. Die Christen haben ihn verbrannt.«

Die dünne Stimme der Pendule verkündete die Zeit.

»Zwei Uhr, man wartet schon auf mich.«

»Nimm einen Apfel mit für Sigi«, sagte meine Mutter. Sie sprach so freundlich, daß ich in Versuchung war, ihr meine Sorge wegen Guste mitzuteilen. Vor kurzer Zeit noch hätte ich vielleicht gebeichtet, nun aber hatte ich die Vorsicht der Erwachsenen angenommen. Vorsicht lag nicht in meinem Wesen, ich übte sie nur meiner Freunde wegen.

Bei Ephraim war man betrübt; es hatte sich herausgestellt, daß eine alte Badewanne, die man erworben hatte, nicht aus Zinkblech war, nur aus verzinktem Eisenblech.

»Wie soll ich sie verkaufen?« lamentierte Ephraim.

»Hab' ich gemeint, 's wär Zink, und ist gewesen Blech.«

»Na, es gibt Schlimmeres«, bemerkte Sigi düster, »was ich an dir vermisste, ist doch immer wieder: Haltung.«

»Bin ich ein General?«

»Du bist der Nachfahr des Rabbiners, das ist viel mehr. Du sollst auch den Professor Weiß nicht grüßen.«

»Deinen Professor nicht?«

»Er soll dich grüßen, ist er doch der Jüngere.«

»Er ist ein großer Mann..«

»Du lieber Gott, ein Bierbauch ist er, und als mein Klassennachbar Schulz sich hat entschuldigen müssen, weil er ‚dreckiger Jud‘ zu mir gesagt hat, da hab' ich wohl gemerkt, daß ihm der Weiß ganz offenkundig zugeblinzelt hat.«

»Auf Sigis Tisch sah ich ein Buch und einen kleinen Messingleuchter, der war so zierlich und gefiel mir so, daß ich ihn gern besessen hätte.«

»Es ist der Leuchter einer Dichterin aus Frankreich«, erzählte Sigi, »ich lese dir gern ihre Verse vor.« Er hielt das zierliche Gerät lang in der Hand.

»Ich will es meiner Mutter sagen, daß sie den Leuchter kaufen soll.«

»Ja«, nickte Sigi, »wir geben alles her, wir haben ja kein Eigentum, wir Trödler.«

»Der Leuchter«, sagte Ephraim mit starker Stimme, »bleibt meinem Enkelsohn.«

»So hat er sich schon oft verschworen, und wenn ich von der Schule heimkam, waren meine Sachen weg. Das aber kannst du dir für alle Zukunft merken: Wenn mir mein besserer Anzug wieder umgetauscht wird, verlass' ich das Pennal und bleib' im Trödelkram.«

Großvater Ephraim war ganz entsetzt: »Wie König David wird mein Enkelsohn gekleidet sein. Er wird zwei große Leuchter haben, statt des kleinen, zur Rechten einen und zur Linken, und er wird lesen in dem heiligen Buch, das liegt dazwischen, und alles ist darin, Himmel und Erde, Meer und Stadt, und in der Ecke da – ganz klein – der Trödelkram von Ephraim mit Käufern rund herum und Katzen auf dem Dach.«

Ich redete auf Sigi gleichfalls ein: »Du kannst den kleinen Leuchter ja behalten, wenn er dir schon gehört. Weißt du, was mir vorhin nun eingefallen ist? Ich dachte, ob es mir gelingen würde, auch ein Gedicht zu schreiben wie die Dichterin, von der du sprachst, wenn ich den Leuchter auf dem Schreibtisch hätte und wenn die Kerze darin brennen würde, Sigi.«

Er lachte: »Du bist ein Kind. Das war wohl eine andre Flamme, die in der Dichterin gebrannt hat.«

Ich fühlte Bitterkeit und Eifersucht. »Du weißt nicht«, sagte ich, »was in mir brennt. Und wenn ich wachse, wächst es mit.«

Edel Kafrill, in lilafarbnem Kleid, kroch vorsichtig die Hühnerstiege zum Ladenraum herab. Sie trug die Kanne, die barocke – aus Zinn mit Füßchen und mit Kränchen –, die Ephraims und Sigis Nachmittagskaffee enthielt. Edel Kafrill versorgte Großvater und Enkel, seitdem die Eltern Sigis beide in Galizien an Flecktyphus gestorben waren.

»Es sind nur arme Leute, die an so was sterben«, pflegte Sigi zu sagen, »den Bürgern kann es nicht passieren.«

Ich war von solchen Reden immer sehr bedrückt und schämte mich der Reinlichkeit, in der ich aufgewachsen war.

Sigi beruhigte mich: »Ich bin in dieser Hinsicht auch ein Bürger.« »Der Mokka roch nur nach Zichorie, doch trank ich gern ein Täßchen mit den andern, vom Kuchen aber aß ich nichts, obgleich die »Weinbeerlein« herausgenommen waren. Wir hockten an dem spinnebeinigen Tisch inmitten all des zauberhaften Plunders. Wer an dem Schaufenster vorbeiging, sah uns sitzen. Zuweilen fuhr aus einer Uhr ein Kuckuck, der die Zeit auf seine Weise maß. Es war die Zeit des Märchens, die hier galt. Ephraim trug den schönsten Hausruck, den ich je gesehen hatte. Mond, Sonne, Sterne und Kometen waren dem blauen Baumwollstoff in Fülle eingewirkt. Der Mantel eines Zauberers –. Wo mochte er ihn aufgetrieben haben? Vielleicht entstammte dieses Prunkstück einem Zirkus, der bankrott gegangen war. Der ganze Zirkus stand vor meinen Augen, wenn ich den alten Ephraim ansah. Ein Zirkus mit traurigen und klugen Äffchen, mit einem weißen Spitz und einem Clown, der wissender war als der liebe Gott. Edel Kafrill saß lilafarben an der Kasse und winkte immerzu herein.

Um meinerseits etwas zur Unterhaltung beizutragen, hob ich die leere Tasse an den Mund und hielt sie saugend fest, ein Kunststück, das ich mir zu Haus nicht leisten durfte. Ach, niemand lachte über mich. Ich sah drei Augenpaare auf das Schaufenster gerichtet, wie Vogelaugen starr. Da stand der rote Schorsch, Augustes Bräutigam. Er stand und sah uns zu –. Wie lange schon?

Auf einmal setzte er sich in Bewegung.

»Jetzt ist ihm etwas eingefallen«, meinte Sigi. »Na, etwas Gutes ist es ganz bestimmt nicht.«

Wir sagten Ephraim und Edel nichts von dem, was sich mit Guste zugetragen hatte. Der Jammer wäre allzu groß gewesen. Sie hatten

Angst vor diesem Gojim; es war nach Sigis Ansicht der Rabbiner, den es in Ephraims Gemüt noch immer vor dem Scheiterhaufen grauste.

Ich sagte: »Vor dem roten Schorsch ist es mir auch ein bißchen angst.«

»Du brauchst dich aber nicht zu fürchten, du bist ja doch ein Goj. Er hat nur uns aufs Korn genommen.«

Mit kühlem Lächeln sah mein Freund mich an.

Ich brach in Tränen aus: »Ein Goj will ich nicht sein.«

Jetzt fingen Ephraim und Edel gleichfalls an zu lamentieren. Wir schnaubten, ächzten, stöhnten um die Wette. Nur Sigi saß ganz ungerührt dabei und sah dem Schauspiel voll Interesse zu. So sehr ich auch ergriffen war, dies – wie mir schien – blasierte Wesen reizte mich. Ich fuhr empor: »Schluß mit der Heulerei. Mich jedenfalls wird keiner mehr hier weinen sehn.«

Rasch wollte ich zur Tür hinaus, da aber trat mir Sigi in den Weg. »Nicht so, du wilde Hummel«, sagte er, »du sollst mir einmal schöne Verse schreiben, hörst du. Hier, nimm den Leuchter mit, ich schenk' ihn dir.«

Ich ging noch nicht nach Haus, ich ging zu Abraham, mit dessen Kinderschar ich auch befreundet war.

Ein kleiner Mann war Abraham, fast schon ein Zwerg. Sein Paletot, so winzig er auch war, hing auf die blankgewichsten Schuhe. Im Gegensatz zu Ephraim, der immer wie mit Mehl bestäubt erschien, war Abraham auf blanke Sachen aus. Er bürstete den Paletot, bis er wie eine Speckschwarte erglänzte. Er handelte auch nur mit neuen Dingen, er freute sich an ihrer Appretur und am Geruch der Neuheit, der ihm gar nicht penetrant genug sein konnte. Als er mich sah, nahm er mir gleich den Leuchter aus der Hand.

»Die Recha muß ihn putzen«, sagte er, »dann ist's ein schönes Stück.«

»Nein«, wehrte ich, »der Schmutz muß bleiben, zu Hause nennen sie ihn Patina. Die Fingerabdrücke von einer Dichterin sind ja daran.«

»Von einer Dichterin, was hat sie denn pekziert?«

»Pekziert? Sie hat geschrieben, was denn sonst?«

»Man muß vorsichtig sein mit Schrift, sonst wird man nachts aus seinem Bett geholt.«

»Die Dichterin, die kann man nicht mehr holen, sie ist in ihrem Sarg.«

Abrahams Knaben kamen in den Laden, Alfred und Abbe, acht- und siebenjährig. Sie knufften wild einander und erhoben Klage: »Fred hat das Pferd mit Sand beworfen, auf dem der Leutnant draufgesessen ist, und ‚Leuteschinder‘ hat er immerzu gerufen. Da ist der Leutnant auf die Sarah losgeritten.«

»Sarah!« rief Abraham und warf die Arme in die Luft, »Sarah, mein Kind, drei Jahre alt!«

»Alfred ist weggelaufen«, sagte Abbe, »und vor uns war der Gaul, groß wie ein Denkmal.«

Fred murkte: »Ich hab' nicht sehen mögen, wie der Abbe hingekniet ist neben Sarah und ‚Gnade, Herr Leutnant!‘ lamentiert hat.«

»Gnade, Herr Leutnant«, wiederholte Abraham bedrückt, »hat das mein Sohn gesagt?«

»Ja, wegen Sarah.«

Nun wurde auch in diesem Haus geweint. Erst schluchzte Abbe auf. Sodann fing Alfred still zu greinen an. Ich sah zu Abraham hinüber. Ihm rollten dicke Tränen in den Bart.

Die Tür ging auf, und Sarah torkelte herein, kirschäugig und gesund, auf krummen Beinchen. Da machte Abbe einen Luftsprung. Alfred und ich, wir fingen an zu hapsen, und Abraham riß Sarah an sein Herz.

Der Leutnant war bei allen Juden unbeliebt; er hatte den Söhnen Isaak Löbs das Leben schwergemacht, als sie ihr Jahr abdienen mußten. Nun stieg er Recha nach, der Blume Israels. Recha war Sarahs schon erwachsene Schwester, sie war von einer sehr aparten Schönheit, zierlich und zart wie alle Abrahams. Ihr Vater hatte sie auch mit den »höhern Töchtern« dieser Stadt zur Schule gehen lassen. Darüber wunderten die höhern Töchter sich: Was macht die arme Recha wohl mit ihrer Ausbildung. Sie wird ja nie in die Gesellschaft aufgenommen.

Auf jeden Fall war man entschlossen, sie nicht aufzunehmen. Recha war sechzehn Jahre alt, sie war sehr still und Fremden gegenüber ziemlich scheu, mit Freunden aber war sie froh und aufgeschlossen. Sigi lieh ihr zuweilen Bücher und unterhielt sich gern mit ihr. Ich war dann für die beiden nicht vorhanden. Doch einmal riß ich Recha flink ein Büschel Haare aus, damit man mich nicht ganz und gar vergaß.

Nach der bewegten Szene bei den Abrahams lief ich zu Sigi noch einmal zurück.

»Der Leutnant, Sigi, hat fast die kleine Sarah totgeritten, und nur weil Abbe ‚Gnade‘ rief, sind beide überhaupt davongekommen.«

»Der Leutnant«, sagte Sigi, »ist der Neffe des Professors, der gezwinkert hat, du weißt...«

»Alfred hat nach dem Pferd geworfen, dann ist er weggerannt. Abbe hat Sarah an der Hand geführt. Da ist der Leutnant auf sie losgeritten.«

»Drei kleine Judenkinder, ja, wer fragt danach? Ob Recha sich nun immer noch vom Leutnant heimbegleiten läßt? Was ist das über-

haupt für ein Getue mit dem Leutnant – er ist ein Turnlehrer, sonst nichts. Wieso ist er in dieser Stadt ein Gott?«

»Weiβt du, was unsere Lehrerin gesagt hat, Sigi? Die Leutnants rei-ten in den Tod, dafür gebührt ihnen im voraus unsere Achtung.«

»Von Fußgängern hält sie wohl nichts?«

Sigi nahm eine Kerze, zündete sie an. Wir waren ganz allein im Laden. Der alte Mann war schon hinauf gegangen, da es nichts mehr für ihn zu tun gab. Oben in seinem Zimmer stand sein Thron, wie er den Weidensessel nannte, und ein Gebetschemel war da, denn Ephraim war fromm.

Ich fragte Sigi: »Hast du Angst vor Auguste und dem Schutzi?«

»Angst? Nein, es ist mir lästig.«

»Lästig« war Sigis oft gebrauchtes Wort. Er machte niemals große Worte.

»Ich kann mir denken, was nun kommt.« Er sah gelangweilt aus und angeödet. »Man wird die Ohrfeigengeschichte dem Zwinkerer unterbreiten. Er wird von deutscher Frauen Würde sprechen. Vielleicht muß ich zur Strafe einen Aufsatz über dieses Thema schreiben.«

»Man muß verhindern, daß er es erfährt.«

»Na, hindere du die Henne doch am Gackern.«

Im Kerzenlicht begann der Staub zu blühen, Armseligkeit verkehrte sich in Glanz. Aschgraues Zinn fing groß zu prunken an, im Grünspan gingen winzge Sonnen auf, ein Hirsch befreite sich aus einem Jagdservice, Rebhühner schwirrten auf aus zierlicher Sauciere, die Gemmen hatten unversehens Namen: Charlotte, Rose, Rike, Adelheid – in einem Potpourri hing noch der Duft der längst zu Staub gewordnen Rose.

»Für diesen Kram«, erzählte Sigi, »hat Ephraim so viel bezahlt, daß er wohl nie auf seine Kosten kommt. Die Lieferanten, das sind alte

Leute ohne Lebensmut, entschlossen aber, möglichst lang zu leben. Sie schätzen ihre Dinge sehr hoch ein, und wenn man sie enttäuscht, riskiert man, daß sie sich vielleicht das vielgeliebte Leben nehmen. Den Haarschmuck haben unsre Großmütter geschätzt. Jetzt mutet er uns ganz barbarisch an. Der alte Ephraim hat jedes Haar bezahlt. Und hier: der Griff von einem echt chinesischen Spazierstock – sieh nur das Äffchen, das dem Elfenbein so kunstvoll eingeschnitten ist! Wer aber kauft denn einen Griff, mit dem man gar nichts greifen kann? Mein Großvater hat ihn gekauft, weil einer sich mit letzter Hoffnung daran festhielt. Na ja, wir haben häufig Vorsehung gespielt, doch kümmert sich die Vorsehung nicht viel um uns.«

»Was du erzählst, ist traurig, Sigi.«

»Ach«, sagte er, »ich will dich ja nicht traurig machen.«

Er zeigte mir noch viele Kästchen mit edelsteingeschmückten Dingen, mit Ketten, Broschen, Reifen, Ringen – es war schon eine recht zigeunerische Pracht.

»Gold«, sagte er, »und echt sogar, doch keiner glaubt es. Wir leihen dieses Zeug an Fastnacht aus, und es kehrt stets zu uns zurück, weil jeder meint, daß es nur Plunder sei.«

Sigi sprach leise und ein wenig monoton. Mir klangen seine Worte wie ein Märchen. Ich saß ganz still und fühlte nur noch, daß ich müde war. Ich hätte gerne meinen Kopf an Sigi angelehnt, doch meine Mutter hatte mir gesagt, daß ich mich nicht an Jünglinge anlehnen dürfe.

Das kümmerliche Blattgewächs, das sich in diesem Haus gerade eben noch am Leben hielt, ließ in der Dämmerung den Raum fast feierlich erscheinen. Auf einmal ging die Tür auf, und herein kam einer in einem schwarzen Mantel, der ihn fast verbarg. Er hatte überdies den Hut tief ins Gesicht gedrückt. Kein Wort des Grußes gönnte er uns beiden.

Als er in Zimmermitte stand, begriff ich, daß er blind war. Er fand die Treppe aber mühelos und stieg empor.
Und dann vernahm ich eine Stimme: »Ephraim!«
Nie hat die Stimme eines Menschen diesen Klang.
Ich faßte Sigis Hand: »Hast du gehört...?«
»Es ist doch nur der Blinde, der mit Ephraim zusammen betet.«
Ich fürchtete mich plötzlich sehr. »Der Blinde? Nein, es muß der Engel sein.«

Wenn man durch Ephraims Trödelladen ging, gelangte man in einen langen düsteren Hof, an dessen Ende, zwischen bröckelndem Gemäuer, ein alter Turm noch fest und scheinbar wohlerhalten stand. Sigi zog einen Schlüssel aus der Tasche, der wog wohl mindestens ein halbes Pfund. Der Schlüssel kämpfte lang, bis sich die Tür ergab.

Die morsche Wendeltreppe war gefährlich, sie würde eines Tags zusammenbrechen. Sigi und ich, wir waren leicht und wendig, sonst wäre uns der Aufstieg nicht geglückt. Ganz oben aber war nun eine Kammer, Sigis geheimnisvolles Reich.

»Hier sucht mich keiner«, sagte er, »und wer mich sucht, der bricht bestimmt den Hals.«

»Hier bist du sicher«, sagte ich, »auch wenn man euch verfolgt. Glaubst du, daß man es wieder einmal tut?«

»Ich glaube, daß es immer möglich ist und daß es alles wieder geben kann.«

»Auch Hexen, Sigi?«

»Auch Hexen«, nickte er.

»Ich gehe mit dir in den Turm. Am besten legen wir uns einen Vorrat an. Meinst du wohl, daß es eilt? Sag es mir Sigi.«

»Es eilt nicht. Nein.«

»Mein Vater hat aus Mexiko einen Revolver mitgebracht, der mit Perlmutter eingelegt ist. Ich weiß, wo er ihn aufbewahrt. Soll ich ihn holen?«

»Noch nicht. Sieh dir die Landschaft an.«

Ich kannte nur die finstere Fassade der Häuser gegenüber. Jetzt jedoch sah ich die Höfe.

Veranden, Galerien, hölzerne Balkone, sie waren mit Gerümpel vollgepackt und sahen liederlich und lustig aus. Da gab es goldne Sesselchen und Blumentische, Säulen und Vogelkäfige und Kinderwagen und eine Schneiderpuppe, glatt und schwarz. Die Wäsche hing an starken Seilen, die männliche langbeinige und die gedrungene weibliche. Die Hosen tanzten mit den Röcken, sie suchten sich und fanden sich, und die Umschlingung nahm kein Ende. Auf allen Dächern saßen weiße Tauben. Was meinen Blick am stärksten aber anzog, das war ein kleines Haus mit einem Garten, in dem es Sandsteinbänke gab und viel Gebüsch und einen Amor, der auf einer Säule stand und schoß.

»Was ist das für ein hübsches kleines Haus?«

»Das ist ein Liebestempel«, sagte Sigi.

»Es gibt nichts Schöneres als die Liebe, Sigi.«

»Was weißt du von der Liebe?« fragte er. »Lernt man es in der Schule, steht's im Lesebuch?«

»Man lernt es nicht, man hat es im Gefühl.« Ich deutete aufs Herz, doch Sigi meinte: »Im Magen.« Und dann lachte er mich aus.

Ich sagte: »Ich will es dir beweisen eines Tags. Wenn alle dich verlassen, will ich bei dir bleiben. Ich schaffe den Revolver in den Turm.«

Sigi nahm aus der alten Kiste, die am Fenster stand, ein Fernrohr, das man zweimal ausziehen konnte. Er richtete es auf den Liebestempel:

»Da – sieh, wer auf der Bank im Garten sitzt! Es ist der Leutnant. Er ist jetzt in Zivil und schäkert mit der Dame, die hier wohnt. Was wird denn Recha machen, wenn sie es erfährt? Ach, Recha – wir sagen ihr doch lieber nichts. Es wäre unter unserer Würde, weißt du.«

»Ja, laß uns lieber nicht an Recha denken. Was geht dich Recha an? Du hast ja mich.«

Wir standen eine Weile noch am Fenster, da ging im Hof ein heftiges Gezeter los. Edel Kafrill schalt mit dem Metzgerburschen, der eine Speckseite vor ihre Nase hielt. Niemand im Hause Ephraim aß Schweinefleisch, auch Sigi nicht, er fügte sich dem Brauch.

»Da hast du's wieder«, sagte Sigi, »der Lümmel würde es durchaus nicht wagen, hier irgendwelche weibliche Personen anzupöbeln. Ich meine jetzt noch längst nicht sogenannte Damen, ich meine beispielsweise Milch- und Eierfrauen. Edel ist keine Eierfrau, sie ist mit uns verwandt und also auch mit dem Rabbiner.«

Ich war so zornig, daß ich meinen Ball, den ich stets in der Tasche trug, nach dem vergnügten Metzgerburschen warf. Das hatte eine sonderbare Wirkung: Edel geriet in Fahrt, sie riß dem überraschten Widersacher die Speckseite, vor der es sie doch grauste, aus der Hand, und eh er sich's versah, versenkte sie das Fleisch in jener ländlich-luftigen Kabine, deren Tür ein Herz nach alter Sitte eingeschnitten war. Mein Ball, der seine gute Absicht nicht beweisen konnte, ging dann den gleichen Weg.

»Der Meister wird euch schon die Rechnung machen«, höhnte der Metzgerbursch.

Edel erwiederte: »Der Meister weiß, daß wir nichts Unreines genießen.«

»Und dennoch müßt ihr zahlen«, rief der Lümmel. »Es waren zwei Pfund Speck – nein, vier. Ich habe nicht gewußt, daß ihr so scharf auf Speck aus seid. Herr Ephraim wird greinen, wenn die Rechnung kommt: ,Hätt' ich gedacht, daß Edel heimlich Schweinefleisch versteist'.«

»Da hat du's«, sagte Sigi in der Turmkammer zu mir. »Edel zahlt vier Pfund Speck, und ich bezahle für die Ohrfeige, auch du – dein Ball ist weg!«

Es war Gelegenheit genug für mich, zu revidieren, was man uns in der Schule eingetrichtert hatte. Sehr bald kam ich darauf, daß es Gerechtigkeit nicht gab. Nach Sigi war der einzige, der taugte, der Tod. »Ich zahle gern, wen alle zahlen müssen«, sagte Sigi.

Wenn er so sprach, kam es mich manchmal an zu weinen, weil ich erkannte, daß er gar nicht glücklich war. Dann aber herrschte er mich an: »Es geht doch hier um grundsätzliche Dinge. Wir brauchen deshalb längst noch nicht zu sterben, wir werden dieses Leben eines Tags noch leid sein.«

»O niemals, Sigi, es ist viel zu schön.«

Er zog die Stirne kraus: »Was ist denn schön?«

»Ach alles.«

»Und alles – was ist das?«

»Schon morgens bin ich froh.«

»Was freut dich denn?«

»Ich weiß es nicht.«

»Du gehst doch auch nicht gern zur Schule. Ist das Erwachen dennoch so berückend?«

»Ja, Sigi.«

»Zuweilen sieht es aus, als ob du traurig seist.«

»Man ist doch froh, auch wenn man traurig ist.«

Sigi gab das Examen auf.

Ich wußte, daß er auf die Bräuche seiner Väter hielt, doch führte er oft sonderbare Reden, und einmal sagte er: »Wenn es Gott gäbe, müßte man ihm fluchen.«

Ich hütete mich wohl, zu Hause solche Aussprüche zu wiederholen. An Sigs Aufbegehrn war die Armut niemals schuld. Sie änderte ihn

nicht in seinem Wesen. Er sah in seinen abgetragenen Kleidern dennoch wie König David aus, so stolz und unnahbar. Auch konnte er wie kaum ein anderer entbehren.

»Wenn ich einmal ins Studium gehe«, sagte er, »wird Ephraim mir gar nichts geben können. Er ist nicht sehr geschickt im Handel, weil er sich von der Liebe leiten läßt. Da ist er beispielsweise in einen alten Krug verliebt, er muß ihn haben, wenn man ihn auch überfordert. Ein andermal ist es das Monogramm in einer alten Schüssel aus verbeultem Zinn, das ihn verlockt. Kein Mensch kauft diese Schüssel, weil sie gar zu schadhaft ist.«

Wenn wir uns unterhielten, hatte ich zuweilen das Gefühl, daß ich mit Sigi nicht allein sei. Ein Dritter war dabei, ein quälendes, ein forderndes Gespenst, das mir durchaus nicht wohlgesonnen war. Es ging so weit, daß das Gespenst auch ohne Sigi auftrat, am Abend etwa, wenn ich zu Hause Schulaufgaben machte. Da stand es plötzlich neben meinem weißen mit Winterlandschaften bedeckten Ofen. Es glich aufs Haar dem Blinden oder auch dem Engel. Erst wenn das Tintenfaß zu Boden fiel, und alle Tinte auf den Teppich floß, wenn Glas zerklirrte oder Bücher stürzten, erst dann entfernte es sich aus dem Zimmer.

Dort, wo die Judengasse in einen kleinen Platz einmündete, war eines Tags ein Seil von Dach zu Dach gespannt. Ein Mann erschien bei Ephraim, der lieh sich allerlei Trikots und Flitter aus. Er brachte seinen Sohn mit, einen Burschen in Sigis Alter, aber klein und zart, so daß er fast noch wie ein Knabe wirkte. Er war sehr blond, und seine blauen Augen hatten einen sonderbaren Ausdruck.

»Da sind wir wieder, Ephraim, mein Freund!«

Der Seiltänzer verneigte sich, als sei der alte Mann, vor dem er stand, ein König aus dem Morgenland.

»Erinnerst du dich noch an uns? Wir waren vor zehn Jahren hier, Alberto ging zum erstenmal aufs Seil. Heut ist er einer der bekanntesten Artisten. Wir kehren selten noch in kleinen Städten ein. Mein Sohn hat aber Heimweh nach dem Juden Ephraim. Er hat vergessen, daß die Seiltänzer nur in der Luft daheim sind.«

Ephraim, der den blauen Zaubermantel trug, verneigte sich nun auch: »Es ehrt mich«, sagte er, »daß meine Freunde sich erinnert haben. Dein Sohn – er ist Gott näher als wir alle.«

Sigi verzog ein wenig sein Gesicht:

»Es ist ganz überflüssig, darauf hinzuweisen.«

Der fremde Knabe sagte würdevoll: »Ich weiß es ja doch längst.«

Er fuhr zusammen, als ein Taubenschwarm sich in die Lüfte hob.

»Es sind ja keine Raben«, tröstete sein Vater. »Mein Sohn hat Angst vor Tauben. Nun, wenn das Geschäft so bleibt, muß er in einem Jahr nicht mehr aufs Seil. Er soll dann auf die Schauspielschule, es war von jeher schon sein Wunsch.«

Alberto strahlte auf: »In einem Jahr!«

Und wieder stürzten Tauben aus dem herbstlich kühlen Himmel, klatschenden Flügelschlags.

»So viele Vögel gab es nur noch in der Stadt am Inn. Damals bin ich ums Haar vom Seil gestürzt. Man müßte hier die Leute bitten, daß sie die Tauben eine Weile eintun. Im Frühjahr, wenn gesät ist, müssen sie es auch.«

»Ja, wenn es um die Saat geht!« sagte Sigi. »Für Seiltänzer und Juden tun sie nichts.«

»Halt mir den Daumen.«

Sigi sah wie ein finsterer Engel aus.

»Alberto«, sagte er, »dein Schicksal wird auch meines sein.«

Kein Presbyter in dieser Gasse versäumte eine Darbietung, bei der ein Mensch zu Tode kommen konnte. Man sah sich die Artisten gerne an, wenn sie kein Netz vor Unheil schützte. Sonst freilich fühlte man sich um den Spaß betrogen. Einmal ließ eine Kinderfrau den Säugling ihrer Herrschaft aus dem Fenster fallen, als sie den Todessturz des Seiltänzers erwartete. Der kleine Abraham fing das verschnürte Bündel auf. Er stürzte und verletzte sich am Knie, das Kind jedoch kam nicht zu Schaden. Die Eltern dankten nicht einmal. Vergeblich hoffte Abraham, man werde sich im Lauf der Zeit erkenntlich zeigen und doch die Höslein, Wämslein und den Schulranzen des Knaben bei ihm kaufen. Nun, niemand zeigte sich erkenntlich. Man hatte damals nur die Kinderfrau entlassen, und damit war die Sache abgetan.

Am Tag der Vorstellung ließ man wie stets die Tauben fliegen. Das Rauschen ihrer Schwingen war Albertos Grabgesang...

Als ich zu Sigi kam, erfüllten Klagen das kleine Judenhaus. Ephraim raufte sich das Haar und Edel weinte.

»Ich habe«, sagte Sigi, »meine eigene Misere Alberto aufgepackt. Albertos Schicksal schien mir glückhaft, so sollte auch das meine sein. Ich wollte wissen, was der Gott der Juden mit mir vorhat. Der Gott der Juden hat geantwortet – mit Tod.«

»Du nimmst dich viel zu wichtig, Sigi«, sagte ich, »um deinetwillen bringt doch Gott nicht den Alberto um.«

Ach, meine Freunde – sie saßen an den Wassern Babylons und weinten, und viele Tage klagte ich mit ihnen. Doch eines Tags hielt ich es nicht mehr aus.

Um Sigi aufzuheitern, kostümierte ich mich wie schon öfter aus den Beständen Ephraims. Ich stand vor einem alten blinden Spiegel, und ich drapierte einen Schal um meine Schulter und seidne Tücher, die zerschlissen zwar, doch wahrhaft morgenländisch prächtig waren. Sie machten aus der kleinen blonden Larve ein fremdes und zigeunerhaftes Wesen. Ich wußte wohl, daß dieses Wesen zu Hause nicht gefallen würde, bei Sigi aber fand ich Anerkennung.

»Wie ernst du aussiehst«, sagte er verwundert, »auch älter – ja, du bist mir nachgerückt. Fast könntest du jetzt meine kleine Frau sein.« Er lachte leise. Ach, dieses Lachen kränkte mich, es stieß mich in die Kindheit weit zurück, und als mir Edel einen nickenden Chinesen »zum Spielen« gab, riß ich den Fransenschal von meiner Schulter. Da aber faßte Sigi meine Hand, die noch fünf kleine Grübchen zeigte.

»Du«, sagte er, »ich brauche deine Hilfe.«

Nun, das war Öl auf meine Wunden. Ich strahlte wieder auf.

»Das Neuste«, sagte er, »ist also, daß Auguste dreist behauptet, ich sei ihr gegenüber zudringlich gewesen und ihrer tugendsamen Abwehr wegen habe sie die Ohrfeige bezogen. Diese Entstellung geht den Leuten nur zu leicht ein. In jedem Laden sieht man Edel darum an. Sie kommt nach Haus und weint.«

»Wie ist man ‚zudringlich‘«, begehrte ich zu wissen.

»Indem man andern Leuten auf den Leib rückt.«

»Ja, wirklich auf den Leib?«

»Mehr oder weniger genau.«

Ich kicherte, ich konnte mir nichts Böses dabei denken. Sigi sah mich verdrossen an:

»Du«, meinte er, »lebst noch im Paradies.«

»Wir könnten es doch meiner Mutter sagen«, schlug ich vor, »zu meiner Mutter könntest du Vertrauen haben, Sigi.«

Er schüttelte den Kopf. »Sie würde urteilen: Man schlägt doch keine Frau. Und damit hat sie recht.«

»Mein Gott, was ist schon eine Ohrfeige.«

»Nein«, wehrte er, »ich bin zu sehr im Nachteil. Sieh mich nur an: Großvater Ephraim hat meinen Anzug wieder umgetauscht. Die Hose ist zu weit, die Ärmel hängen auf die Fingerspitzen. Ich weiß ja nur zu gut, daß Damen, die ästhetisch eingestellt sind, jetzt keine Freude an mir haben können. Wenn deine Mutter mich in diesem Aufzug sieht, wird sie ganz einfach abgestoßen sein.«

»Wie?« fragte ich erstaunt. »Von dir, vom König David?«

Ephraim sagte leis: »Es war kein Geld mehr da.«

»Ja«, nickte Sigi, »weil du wieder Plunder eingekauft hast.«

»Nur echte Sachen – und so schön!«

Sigi warf einen Blick zum Himmel: »Ich werde eines Tags noch alle Schönheit hassen. Da macht man mich zur Vogelscheuche um des Schönen willen. Und niemals werden wir in Ordnung kommen, nie.«

»Ordnung – was ist das?« fragte Ephraim mit Achselzucken.

Auch auf dem rahmweißen Gesicht, dem hilflosen, der alten Edel stand die gleiche Frage.

Ach, keiner von uns allen hätte Antwort geben können, auch Sigi nicht.

Als unsre weiß und blau gestreifte Dienstmagd den Schutzi ehelichte, wurde für Sigi und für mich die Sache heikel. Auguste hatte ihren Lohn erhalten, das Pärchen hatte nichts mehr zu erwarten und konnte uns nach Herzenslust befehlen.

Das schlimmste freilich war, daß er gerade in der Nachbarschaft der Trödler, bei »Hosianna« eine Wohnung fand. »Hosianna« nannten wir den Nachbarn Ephraims, der ein sehr frömmlicherischer, böser Mann und einflußreicher Ratsherr war. Er stiftete zwar Kirchenbänke, Glocken und Altäre, doch scheuchte er die Bettler von der Tür. Es waren viele Bettler unterwegs zu dieser Zeit. Mit Knotenstöcken ausgerüstet, ein rotes oder gelbes Sacktuch um den Hals, so kamen sie und bettelten um Schlafgeld oder Brot.

Hosianna war es recht zupaß, den Schutzi in der Dachwohnung zu haben, so wagten sich die Tippelbrüder nicht heran.

Den Trödlern freilich war der Ratsherr und Presbyter auch nicht hold, er hielt sie ohne Ausnahme für Gauner und Banditen. »Man müßte euch doch auf die Schliche kommen«, so zischte er, wenn sie an seinem Haus vorübergingen. Er sprach so laut, daß sie es hören mußten. Oft stellte er sich vor den Laden Ephraims und schielte durch das Schaufenster herein.

Ich überlegte, was geschehen könne, um ihn zu ärgern und auch abzuschrecken. Der Totenschädel fiel mir ein, der sich zu Hause zwischen unsren Büchern eingenistet hatte. Ich nahm ihn eines Tages mit zu Sigi. Wir bauten nun in Fensternähe ein Stilleben mit Leuchter, Totenkopf und Buch – memento mori. Es dauerte nicht lang, da kam der Schutzi und fragte, was der Unfug solle. Unfug –

wo es um eine ernste Mahnung ging! Woher wir eigentlich den Schädel hätten und wessen Schädel es denn sei?

Es sei der Schädel eines Schutzmanns, sagte Sigi, der ihn bei seinem schweren Dienst entbehren könne.

Der Schutzi schrieb das, was wir sagten, in sein Buch.

Wir zündeten die Kerze an, und weil es nun schon dämmrig wurde, sah es bei uns sehr feierlich und festlich aus. Da fing ich an zu singen, eine Strophe, die mir besonders gut gefiel:

*In diesen heilgen Mauern,
wo Mensch den Menschen liebt,
kann kein Verräter lauern,
weil man dem Feind vergibt.
Wen solche Lehren nicht erfreun,
verdienet nicht, ein Mensch zu sein.*

Ich ließ das Lied lang aushallen und sah mit Freude, daß der Widersacher sich zurückzog. Doch hatte er zuvor noch »Judenlieder« in sein Buch geschrieben.

Edel kam jetzt hinzu, sie wußte zu berichten, daß der Schutzi bei Frau Herzl-Bär, der Krämerin, die „Muscheln in Gelee« beschlagnahmt habe, aus »gesundheitlichen Gründen«.

»Er riecht daran, er sagt „pfui Teufel!«, und er nimmt sie mit«, erzählte Edel.

»Er nimmt sie mit und frißt sie«, sagte Sigi. »Der Lümmel mag nun einmal Muscheln gern. Er kauft auf seine Weise ein, und niemand in der Gasse widersetzt sich. Sie fürchten alle Unannehmlichkeiten. Von seiner Frau sagt man dasselbe. Heut ist ein Würstchen giftig, morgen eine Scheibe Schinken.« Wir unterhielten uns noch angelegt, da kam – o seltene Erscheinung – eine Kundin.

Es war die Frau Notar, vollbusig, mit der Stimme einer Krähe. Sie hatte Ephraim vor einiger Zeit beauftragt, ihr das Damastgedeck aus dem Besitz eines verarmten Fräuleins zu beschaffen. Für dieses alte Fräulein hatte Ephraim schon häufig Schmuck und Porzellan verkauft, natürlich unterm Siegel der Verschwiegenheit. So war es auch mit dem Damast geschehn. Die Frau Notar nun brachte dieses prächtige Gedeck, dem eine ganze Jagd mit Jägern, Hirschen, Hunden eingewirkt war, zu Ephraim zurück. Sie hatte es für eine festliche Gelegenheit gebraucht und wollte es dann gleich bezahlen. Jetzt aber sagte sie: »Es ist zu teuer, es ist ja auch ein Loch darin.«

Ephraim kam herbei, er rang die Hände:

»Es war kein Loch darin, Gott der gerechte, mit meinen Augen hab' ich es gesehn. Das alte Fräulein wird es mir bezeugen.«

Die Dame krächzte: »Ein Loch, das unbedingt ins Auge fällt.«

Als sie das Tuch entfaltete, war es mit Wein befleckt.

Nun schluchzte Ephraim.

Doch Sigi sagte zu der Dame leis und fast vertraulich: »Gehen Sie!« Hierauf verschwand sie schnell.

»Wie soll ich das Gedeck verkaufen?« stöhnte Ephraim. »Ich habe es mit gutem Geld bezahlt. Es war ja auch wie neu. Wer aber wird es glauben?«

»Niemand«, sagte Sigi. »Brauchst du meinen Anzug?«

Ephraim sah ihn an mit Augen, die perlmuttern schimmerten. Er schüttelte den Kopf: »Nein, diesen Anzug nicht.«

»Es will ihn keiner«, nickte Sigi. »Dann also ist der Letzte, ohne Aussicht auf den Ersten, und es ist Zeit, den Schrank zu öffnen.« Sie sahen alle nach dem prächtigen antiken Möbelstück.

»Nein«, wehrte Ephraim, »Isi hat mir gesagt: Drei Tage, wenn ihr nicht gespeist habt, reiß erst das Schloß heraus.«

Isi war Ephraims verstorbner Bruder. Er hatte außer seinem Schrank nichts Nennenswertes hinterlassen. Seit Jahren stand das schöne alte Stück an seinem Platz und es zu öffnen war kein Schlußel da.

»Laß einen Schlosser kommen, Ephraim«, bat Edel.

»Oho, daß er die Nase in den Schrank steckt! Womit willst du denn auch noch Handwerker bezahlen?«

»Mit dem, was in dem Schrank darin ist.«

Sie schwiegen sehr bedrückt.

»Wenn niemand einen Pfennig hat«, erklärte Sigi, »reiß ich das Schloß heraus.«

»Zerstören?« fragte Ephraim. Er schüttelte den Kopf. Dann holte er ein Markstück aus der Tasche seines Zaubermantels, der gleichen, die er eben noch vor unsren Augen umgewendet hatte.

Edel ergriff das Markstück, ließ es in dem eignen weiten Rock verschwinden. Auch ihre Tasche hatte keinen Grund, man würde ihren Rock zertrennen müssen, wenn man zu dem verborgnen Schatz gelangen wollte.

Ich sehe noch, wie Sigi lächelte, nicht überheblich oder spöttisch, nein, sichtlich amüsiert. Er sagte zu Ephraim:

»Im Futter meines früheren Anzugs steckten noch zehn Mark. Du hast sie hoffentlich einkalkuliert?«

»Nein«, stöhnte Ephraim, »hätt' ich gewußt!«

»Du hättest es doch aber wissen können. Wir haben unser Geld stets gut verwahrt. Ich darf dich auch daran erinnern, wo der Mammon herkommt: Du hast ihn mir gegeben, als ich ins humanistische Gymnasium aufgenommen wurde. Wie lange ist das her? Ich denke sieben Jahre, eine schöne Zeit!«

Ephraim raufte seine dünnen Haare:

»Ich habe meinen Enkelsohn beraubt!«

»Bah«, sagte Sigi, »nicht der Rede wert!«

»Verzeih mir, Enkelsohn, verzeih!«

»Sei ruhig, Ephraim«, rief Edel, »ich habe dieses Geld an mich genommen. Es steckt in meinem Rock und kommt – solange du mit Sigis Kleidern handelst – nicht heraus.«

»Es ist sein Eigentum.«

»Ja, eben deshalb bleibt's in meinem Rock.«

»Dann leben wir in Zukunft auch aus deinem Rock?«

Edel erhob den Zeigefinger:

»Guthaben eine Mark!«

Ich bohrte in den Taschen meines blauen Matrosenmäntelchens herum und förderte ein Fünfzigpfennigstück zutag. Auch meine Tasche nämliche hatte ein ganz kleines Loch. Zuweilen trank ich in der Schule nicht, wie mir befohlen war, die warme Frühstücksmilch. Dann fiel das Geldstück zwischen Tuch und Futter und harrte einer besseren Verwendung. Ich bot es schüchtern an und wurde ausgelacht. Doch Sigi sagte:

»Auch so gehörst du zur Familie, kleiner Zauberer.«

Der Wind blies Ahornblätter durch die Judengasse. Ich nahm sie mit und gab sie Sigi. Sie waren schön in ihrer herbstlich bunten Färbung. Doch Sigi starnte auf ein scharlachrotes Blatt. Er sagte:

»Recha hat Blut gespuckt. Der Leutnant ist zum Arzt gerannt – nicht ihret-, sondern seinetwegen. Abraham weint und lamentiert: ‚Sie hat doch wie ein Pfirsich ausgesehn. Jetzt ist sie weißer als das Leinen, auf dem sie liegt...‘ Na ja, es ist nicht gut auf unsrer Seite hier. Die Presbyter dort drüben wohnen in der Sonne und haben außerdem noch ihre Gärten draußen. Wir aber leben schon zu lang im Schatten.

Abraham hat im Sommer einen Tennisschläger für Recha kommen lassen. Dann aber wollte niemand mit ihr spielen, der Leutnant ja am allerwenigsten, er hat als Partnerin die Bullero, die plumpe Henne, beste Familie, Plattfüße und breite Hüften. Er wird sie heiraten, davon sind alle überzeugt, nur Recha glaubt es nicht. Sie glaubt an ihn wie an den lieben Gott.

Abrahams Laden ist ein kaltes Loch, da tappt der Kleine mit der Kerze schon am frühen Nachmittag herum. Auf all den neuen Anzügen sind Flecken von Stearin, die müssen erst herausgebügelt werden, wenn ein Kunde kauft. Na, es sind keine anspruchsvollen Kunden, die Abraham bedient, sie warten hübsch geduldig, bis alles Fett vom Löschblatt aufgesogen ist.«

Es fiel mir auf, daß Sigi unablässig sprach. Er mußte aber reden, um sich zu erleichtern, das fühlte ich sehr wohl. Er sprach und sprach und hatte mich vergessen. Ich saß ihm gegenüber, klein und halb erstarrt. Ach immer war es so, daß ich beiseite stand. Sie weinten

ihre Tränen, ohne meine zu gewahren. Sie duldeten zwar meine Gegenwart, doch war ich eigentlich für sie ungegenwärtig. Ich hörte viel von ihren Kümmernissen, sie aber fragten niemals nach den meinen. Natürlich dachten sie, ich hätte keine. Ich war ein Kind, und wenn ich einen Kummer hatte, dann glaubten sie, er müsse kindisch sein. Ja, es war auch nicht anders als daheim.

»Ich möchte jetzt nach Hause«, sagte ich.

Sigi fuhr auf: »Geht alles dich nichts an?«

»Doch, Sigi, doch, ich will jetzt aber heim, ich fühle mich so einsam hier.«

Er sah mich an mit aufmerksamem Blick.

»Wenn du nicht Schularbeiten machen mußt, dann bleib. Mit Ephraim und Edel kann ich ja nicht reden.«

»Ich bin doch erst zehn Jahre alt.«

Wie dünn und piepsig meine Stimme klang!

»Das Herz ist älter«, sagte er und lächelte.

»Weißt du, was die da drüben sagen? Die Juden seien alle krank, die Trödelbuden seien Seuchenherde, und die Behörden sollten sich drum kümmern. Man solle einmal räuchern –. Merkst du was? Sie möchten uns aus ‚sanitären Gründen‘ wieder mal verbrennen, weil doch am Judentum das deutsche Wesen krankt.«

»Hosiannas Sohn hat einen Wasserkopf. Ist denn ein Wasserkopf gesund?«

»Oh, unter seinesgleichen dient er schon. Ich wollte dir noch etwas andres sagen: Der Schutzi steht jetzt jeden Morgen am Portal des humanistischen Gymnasiums. Ich glaube, daß er sich dort meinet-wegen aufhält, denn immer, wenn ich komme, zieht er umständlich ein Heft heraus und schreibt etwas hinein. Das treibt er ein paar Tage schon. Er hofft, die Sache mit der Ohrfeige doch endlich an den Mann zu bringen. Es läßt ihm keine Ruhe, weil er weiß, daß meine

Position nur schwach ist, er würde sich bei Stärkeren hüten. Mit uns macht eben jeder, was er will. Ich wollte nur, ich hätte erst die Schule hinter mir und könnte Geld verdienen, weißt du.«

»Es geht dir doch um andres, Sigi, als um Geld.«

»Nein. Gestern mittag war ich einen Augenblick bei Recha. Als sie mich sah, da lachte sie ganz leis und sagte: ,Ist das nicht König David? Ei, der ist ja fein!«

Da stand ich in der viel zu langen Jacke und schämte mich und lief gleich wieder weg. Na ja, ich habe keine Uniform.«

»Warum bist du denn hingegangen?«

Er sah mich düster an: »Wenn Recha in den Süden könnte, dann würde sie vielleicht zu retten sein.«

Ich sagte: »Dein Geld will Recha nicht.«

Sigis Gesicht war grau und seine Nase spitz und weiß. »Ja«, nickte er, »du hast schon recht. Ein Glück nur, daß ich keines habe und daß ich gar nichts tun kann, es kämen nichts als Dummheiten heraus. Mein Anzug, wäre er auch noch so schön, er käme gegen eine Uniform nicht auf. Nie hätte ich gedacht, daß Recha diesem primitiven Zauber auch erliegen würde.«

»Na, Sigi, eine hohe Meinung hast du ja von Recha nicht. Es kann doch sein, daß sie den liebt, der in der Uniform darinsteckt.«

»Ich habe ihn gesehn, ich habe ihn auch näseln hören, es genügt.«

»Auf jeden Fall: ihr seid ihn beide los.«

Er blickte vor sich hin: »Weißt du, der Nachbar Ratsherr mit dem schiefgedrückten Kopf – Zangengeburt nennt man ihn hier – hat beim Friseur gesagt, es wäre gut, wenn Recha sterben würde.«

Wenn Sigi redete, dann war es mir, als lese ich im Alten Testamente, die Hälfte blieb mir unverständlich. Das freilich machte auch den dunklen Reiz der Sache aus. Ich fragte oft, doch Sigi gab so wenig Auskunft wie das heilige Buch. »Zangengeburt« – das Wort

beschäftigte mich jetzt, erfüllte mich mit unbestimmten Grauen. Ich stellte mir ein Neugebornes vor, das Zangen wie ein Engerling am Kopfe hatte. Die Zangen bröckelten allmählich ab, das Larvenwesen aber blieb bestehn.

»Wir leben unter Larven«, sagte Sigi.

Ich stimmte ihm mit großer Überzeugung zu.

Ich wollte sehen, ob der Schutzi sich des öfters in der Nähe des Gymnasiums aufhielt. Mehrmals am Tage ging ich dort vorbei. Es dauerte nicht lang, da traf ich den Gefaßten im Gespräch mit Netzer, dem Hausmeister, der von den Schülern »Natz« genannt ward. Das war ein finsterer Bursche, der die Knaben bei kleinen harmlosen Gelagen in Dorfschenken zu überraschen pflegte und er sie dann erbarmungslos »verpfifft«.

Die beiden Männer sprachen laut genug, ich konnte, was sie sagten, gut verstehen. Als mich der Schutzi sah, fing er zu flüstern an. Natz grinste, rümpfte seine Nase und sagte mit Betonung: »In der Sekunda riecht's nach Knoblauch. Ich sag' den Lümmeln immer, macht das Fenster auf!«

Ich lief zu Sigi und erzählte, was ich vernommen hatte. Als ich von Knoblauch sprach, da sagte er:

»Das ganze humanistische Gymnasium stinkt nach den Windeln dieser Natzenbrut. Und so was wagt dann an Gerüche zu erinnern! Du sagst, daß das Gespräch hier abgebrochen wurde. Nun, es wird wieder aufgenommen werden.«

Nach einer Weile fragte er: »Wie riecht es eigentlich bei uns? Ich selbst kann es ja gar nicht wissen. Ich bin zu sehr an den Geruch gewöhnt.«

»Es riecht ganz anders als bei uns.«

»Und wie denn anders?«

Ich dachte nach: »Es riecht nach Zimt. Es riecht auch wie die alten Lederbände, die wir von meinem Großvater bekommen haben. Und wie die Hutschachtel, die meine Großmutter mit auf die Sommerreise nimmt. Nach Tüll und Krepp und Veilchen...«

»Nach altem Muff also.«

»Muff? Wir werden alle traurig, wenn die Hutschachtel geöffnet wird, und wir erinnern uns an unsre Jugend.«

»An deine Jugend, alte Dame!«

»Du mußt mich nicht verspotten, Sigi, ich bin doch immer mit Erwachsenen zusammen, da wird man früher reif. Ich werde immer traurig mit den andern. Das ist dann aber auch sehr schön, du kannst mir's glauben. Und wenn ich eines Tags Gedichte schreibe, bei diesem Leuchter, Sigi, den du mir geschenkt hast, dann muß mein Zimmer so wie eures riechen.«

»Hast du es mit dem Schreiben schon versucht?«

Ich konnte nicht verhindern, daß das Blut mir ins Gesicht stieg. Doch Sigi forschte nicht noch weiter, er sagte nur:

»Um auf die Natz zurückzukommen: Ein Kerl, der Sauerkraut und faulen Käse frißt, rümpft seine Nase über uns!«

»Du kannst ihn doch verachten, Sigi.«

»Muß ich denn immer nur verachten?« fragte er verzweifelt.

Wir waren beide traurig, doch dann fiel mir wieder etwas ein. Ich hatte neulich eine Klassenkameradin von ihres Bruders turnerischen Leistungen erzählen hören. »Alex ist einzig«, hatte sie gesagt, »nur Sigi überrundet ihn am Reck.«

Jetzt wiederholte ich die Worte und ich schloß:

»Sigi, da war ich stolz auf dich.«

»Stolz!« fuhr er auf, »das fehlt noch, daß du stolz auf so was bist. Vielleicht verguckst auch du dich noch in einen Turnlehrer in Uniform?«

»Ich mag nicht, was so viele mögen.«

Als ich das sagte, kam mir zum Bewußtsein, wie schwer es sei, nicht mit den andern überein zu sein.

Zu Hause strebten sie – wenn sie Entspannung nötig hatten – »in

die Natur«, sie reisten in die Berge oder an die See, sie gingen in den Garten oder in die Landschaft. Ich fragte Sigi:

»Wollen wir nicht auch in die Natur?«

Er rang die Hände: »Um alle Schweinefleischvertilger dieser Stadt zu treffen! Nein, ich bin immer froh, wenn hinter mir die Tür ins Schloß fällt. Dann fühle ich mich erst gerettet, denn draußen gehört ja alles doch den andern. Wie Schmeißmücken besitzen sie die Welt. Es summt mir in den Ohren: unser, unser, unser! Besonders reizvoll, wenn sie ‚unsre Juden‘ sagen.«

Sigi sprach rasch und aufgeregt: »Die Lage ist bei uns jetzt schlimmer als zuvor. Die Bürger sahen immer schon mit scheelen Augen, daß eines Trödlers Sohn hier ins Gymnasium geht. Und nun der hochwillkommne Anlaß, ihm eins auszuwischen.«

Sigi und ich, wir saßen an dem spinnebeinigen Tisch. Der ganze Raum glich einer kleinen Bühne: Man konnte von der Straße her uns beide sehn. Mein Freund, der draußen scheu war, fühlte sich hier drinnen wohlgeborgen, und die Passanten kümmerten ihn kaum. Er hatte seine Bücher aufgetürmt, und wieder – wie so oft – erzählte er mir biblische Geschichten. Da sah ich alles wie mit eignen Augen. Die Hohepriester traten feierlich herein. Die Könige erschienen mit den Goldblechkronen, die Ephraim in seinem Trödelkram verlieh. Die Frauen trugen nur ein wenig Flor, wenn sie vor ihrem Herrscher tanzen mußten. Der kaufte, wie Sigi sagte, seine Katze nicht im Sack. Ruth hatte einen Armvoll goldner Garben. Jakob rang mit dem Engel – nein, es war ja Ephraim, der ringen mußte. Ihn hörte ich in seiner Kammer keuchen und einmal fiel ein schwerer Gegenstand zu Boden.

Als jetzt mein Blick zum Fenster schweifte, begegnete er einem andern Blick. Da stand der Nachbar Presbyter und starrte mich mit bösen Augen an. Ich sprang entrüstet auf, ergriff den Totenschädel, der auf einem Schaft lag – schon war ich an der Tür und schleuderte das beinerne Geschoß.

Was nun geschah, war wie ein Traum. Hosianna ging zum Angriff über. Im Hause kreischte Edel auf.

»Los«, sagte Sigi, »in den Turm mit dir!«

Ich flog auf Zehenspitzen wie ein Pfeil davon, den dunklen Gang entlang, den düstern Hof – da war der Turm, die Tür war unverschlossen; ich nahm die Stufen, immer zwei auf einmal, schon stand ich in der Kammer, atemlos und glücklich, ja glücklich, denn das Abenteuer löste bei mir die reinsten Lustgefühle aus – da aber drang

schon Lärm vom Hof herein, Hosianna nahte, Sigi folgte ihm, und dann ging alles in Gepolter unter.

Die Treppe krachte, das Geländer bebte, es bröckelte Gemäuer – ich stand sprungbereit, und als der Feind die letzten Stufen nahm, schoß ich an ihm vorbei, ihn selbst, der das Geländer fest umklammerte, als Halt benutzend.

Ein Stockwerk tiefer fing mich Sigi auf, ich lag in seinem Arm und hörte, wie sein Herz ganz laut und heftig schlug – ach, immer hätte ich so liegen mögen –, doch weiter ging die Flucht, er riß mich mit, schon standen wir im Hof und hörten Hosianna randalieren. Er wagte offenbar den Rückweg nicht.

»Dann muß er eben oben bleiben«, sagte Sigi ungerührt.

In diesem Augenblick erschien im Hintergrunde Ephraim. Er rang die Hände, immer rang er sie, gleichviel ob etwas los war oder nicht. Sigi lief zu ihm hin und sagte:

»Gejammert wird jetzt nicht, Hosianna sitzt im Turm. Er ist aus Übermut hinauf, nun mag er sehn, wie er herunterkommt.«

Ephraim warf die Arme in die Luft, blieb aber stumm, wie ihm befohlen war.

»Laßt uns hineingehen«, sagte Sigi.

Ich schloß ganz leis die Pforte ab und tat den Riesenschlüssel vorn in meine prächtige Matrosenbluse, die Sigi ganz und gar nicht leiden konnte. Er merkte es wohl nicht, daß ich den Schlüssel mit mir nahm, vielleicht auch wollte er nichts merken. Ein Kind, ich wußte es, darf manches, was Erwachsene niemals dürfen; in diesem Sinne war ich Sigi nützlich.

Ach, trotz der Nützlichkeit erschien es mir unendlich traurig, ein Kind, nichts als ein Kind zu sein.

Am Tag darauf erzählte Sigi: »Dein Lehrer hat sich jetzt für unsre Abenteuer interessiert. Er wollte wissen, wie sich eigentlich die Sache mit Hosianna zugetragen habe. Er redete so tolerant daher, daß Ephraim schon ganz gerührt war und an Geschäftsverbindung dachte. Der Bursche wollte gern den ‚Schauplatz des Verbrechens‘ sehn. Er strich sich unablässig seinen Ziegenbart. In seinen Reden warst du immer nur ‚die kleine Freundin‘. Die kleine Freundin sei besonders früh entwickelt. Die Spatzen pfeifen es schon von den Dächern: kleine Freundin.«

»Ja, er denkt immer nur das Schlechteste von mir. Ich hatte Streit mit andern Mädchen aus der Klasse. Sie waren in der Übermacht und drängten mich stets auf dem Heimweg in ein Blumenbeet im Park. Da hob sich eines Tages der Geißbart aus den Büschen und sagte kalt zu mir, die ich doch nur ein Opfer war: ‚Du bist die Blumenschänderin, mit eignen Augen hab‘ ich es gesehen.‘ – Gerechtigkeit, die gibt es eben nicht.«

»Ja«, nickte Sigi, »der Tod, das ist die einzige Gerechtigkeit, darum muß er das Letzte sein.«

Wir saßen oft um diese Zeit am Tisch und redeten sehr ernsthaft miteinander. Schon waren unsere Bücher nur noch Vorwand, denn allzu sehr erfüllte uns die Sorge um den Ausgang unserer Händel. Wir fühlten, wie das Feindliche und Böse jetzt unaufhaltsam auf uns zukam. Sigi erklärte mir, daß wir uns vorbereiten müßten, es sei gar keine Zeit mehr zu verlieren. Er habe es der Natz schon angesehn, daß sie im Bild sei. Der Weg nach oben sei nun frei, sie würden sich bald höhern Orts mit uns befassen.

»Dann wollen wir Gerichtsverhandlung spielen«, schlug ich vor. Sigi erhielt die Rolle des Direktors, ich blieb, was ich ja war, der Delinquent.

Der Herr Direktor fragte:

»Was hast denn du – ein Kind aus gutem Haus – bei Ephraim zu tun?«

»Ephraims Haus ist auch ein gutes Haus. Da geht der Geist noch um.«

»Es spukt also. Das haben wir schon längst bemerkt. Du hast in frevlem Übermut den Schädel eines Christenmenschen dem Herrn Presbyter an den Kopf geworfen.«

»Hätt' ich nur eine Kokosnuß gehabt! Jetzt bin ich der Direktor, Sigi: Ihr Lehrer, Ephraim, hat neulich doch gesagt, daß ihn der Herrgott nie verlassen habe. Da haben Sie dem Nebenmann ins Ohr geflüstert: Den kann der Herrgott leider nicht verlassen, der ist beamtet und bekommt Pension.«

»Wer hat dir das erzählt?«

»Mein Vater. Der Zeichenlehrer hat es ihm gesagt.«

»Hat dir dein Vater nicht verboten, zu uns zu gehn?«

»Er hat es nicht verboten, nein! Er hat gesagt: In Gottes Namen geh.«

»Man muß ihn darum loben.«

»Ja, Schwierigkeiten machen sie daheim mir nicht. Sie sind nur gar nicht glücklich, weißt du.«

»Das ist nicht nötig. Glück ist Luxus. Hauptsache, daß sie dir vertrauen.«

»Auch dir, Sigi.«

»Mir hilft es nichts. Sie können dich in eine andre Schule tun. Ich aber sitze in der Mausefalle. Na ja, es gibt noch eine Möglichkeit. Die Mausefalle hat ein Loch. Die Maus kann, wenn sie will, entweichen.«

Ich hatte plötzlich Angst und wußte nicht, warum. Für mich stand hinter dieser Möglichkeit nur blanke Schwärze. Ich schloß die Augen und erlebte jetzt, daß sich die Schwärze lockerte in Asche, die unablässig rieselte und rann. Ich schmeckte Sand und Asche auf der Zunge.

»Was hast du?« fragte Sigi ganz erschrocken.

»Es rieselt Asche, Sigi, das ist alles –«

Er holte ein Glas Wasser, und ich trank. So durstig – schien mir – war ich nie zuvor.

Das Rieseln hörte augenblicklich auf.

»Na siehst du«, sagte er, »es ist schon wieder gut.«

Ich schüttelte den Kopf. »Gut ist es nicht. Hab' ich auch eine solche Möglichkeit?«

»Und ob! Du siehst sie nur noch nicht.«

»Wann werd' ich sie denn sehen?«

»Oh, wenn du alt und müde bist. Geh jetzt nach Haus, ich muß noch Schularbeiten machen.«

Ich schlich davon wie ein verstoßnes Kind. Im Flur war es fast

dunkel, nur ein karger Schimmer fiel aus der Kammer droben auf die Treppe.

Der dünne Strahl erschien mir als ein Seil, das mir aus höhern Regionen zugeworfen wurde. Nie hatte ich zuvor den Oberstock betreten. Ich hatte das Gefühl, daß meine Freunde mir keinen Einblick in die eigentliche Wohnung geben wollten. Nun aber war doch die Gelegenheit zu günstig. Wie eine Motte ließ ich mich vom Licht verlocken. Dann war ich oben, unbemerkt von Edel, die ganz in Nachdenken versunken war.

Drei Kerzen brannten, und ihr milder Schimmer verwandelte das unwirtliche Zimmer. Edel stand da in einem Kleide aus silbergrauer Seide. Das brüchige Gewand aus Ephraims verstaubter Mottenkiste, wie blühte es nun rosenfarben auf! Die alte Frau kam mir wie eine Fürstin vor. Ich fühlte, wieviel Würde sie besaß. Sie trug auch Schmuck, wie ich ihn nie an ihr gesehen hatte. Ganz still verharzte sie vor ihren Kerzen, und so versunken war sie im Gebet, daß sie mein lautes Kommen nicht vernahm. Sie sah mich an und sah mich dennoch nicht. Obzwar ich noch ein Kind war, konnte ich erkennen: sie hatte sich schon weit von uns entfernt.

Beschämt und ängstlich zog ich mich zurück.

Nicht weit von unsrer Stadt lag zwischen Wingerten ein Kloster, in dem man sich verkrüppelter und blöder Mädchen annahm. Zuweilen wurden sie in scheckig bunten Reihen von einer Nonne in die Stadt geführt, um eine christliche Erbauungsstunde zu genießen.

An einem nebelgrauen Nachmittag begegnete ein Mann der sonderbaren Schar, ein klappriges Gespenst in schwarzer Pelerine, mit einer schwarzen Larve vorm Gesicht. Der Mann schlug seine Pelerine auseinander, er war darunter splinternackt. Die wackre Nonne drosch mit ihrem Schirm gewaltig auf ihn ein, doch durfte sie auch nicht die aufgeregte Schar gackernder Hühner aus den Augen lassen. Sie hatte also ihre liebe Not – der Unhold konnte unerkannt entfliehn.

Sigi erzählte mir, daß man – nachdem sich dies begeben hatte – nach Pelerinenträgern fahndete. Wen aber hatte man aufs Korn genommen? Den blinden Juden Löb, der oft zu Ephraim kam, um zu beten!

Mir fiel jetzt ein, daß auch Hosianna manchmal eine Pelerine trug. Er war mir neulich übern Weg gelaufen in einem faltenreichen Überwurf. Gleichzeitig war mir aufgefallen, daß ich sein Schuhwerk bis zum Knöchel sah.

»Na«, sagte Sigi, »selbst wenn Hosianna eine Pelerine hat, er wird doch immer unverdächtig sein. Hosianna ist ja ein honetter Mann, die Juden aber sind bekanntlich Gauner.«

Es war das alte, oft gesungne Lied.

Nach einer Weile rückte Sigi mit einer weitern Neuigkeit heraus:
»Der Klassenlehrer hat mir mitgeteilt, daß ich mich morgen beim

Direktor melden müsse. Die Puppen sind am Tanzen. Merkst du es?«

»Und wirst du dich entschuldigen, Sigi?«

»Nie! Natürlich hätte der Rabbiner sich beherrscht. Ich aber bin noch nicht so alt und weise.«

Als ich an diesem Nachmittag Sigi verließ, fiel es mir ein, weit draußen vor der Stadt die endlose Allee entlangzuschlendern. Dort lag das Laub fast kniehoch unter alten Ulmen und Platanen. Es war für mich ein unbeschreibliches Vergnügen, im goldenen Blätterstrom dahinzurauschen.

Ach, wenn doch Sigi mitgegangen wäre! Er aber blieb in seinem Trödelhaus. Ich kannte seine Rede sehr genau: »Sprich mir nicht von Natur. Sie haben mir auch die Natur verleidet.« Und doch schien alles rund umher voll Unschuld. Ich watete in leuchtend gelbem Laub. Wenn Wind die Blätter von den Büschen riß, half ich ihm in zerstörerischer Lust. Es war ein wildes, ungebärdiges Spiel. Wie lang ich's trieb, ich weiß es nicht.

Früh fiel die Dämmerung ein. Um diese Zeit war die Chaussee schon leer. Das Fuhrwerk aus der Mühle war vorbeigerollt. In dichten Schwaden hob sich Nebel aus den Wiesen. Im Nebel schwammen Gärten, inselgleich.

Jetzt drohten auch die Inseln zu versinken. Zu weit schon war ich von der Stadt entfernt, um noch bei Tageslicht nach Haus zu kommen. Schier endlos dehnte sich die schimmernde Allee. Ein schmaler Fußweg führte zu den Anlagen hinüber, die wie ein Ring die ganze Stadt umschlossen.

Es galt als ihr besonderer Vorzug, daß sie in diesem Nest aus Reisig lag. Doch war es freilich so, daß in den Parkanlagen auch mancherlei Gesindel sich verbarg. Da waren Reste alter Festungswerke mit Käsematten und geheimen Gängen, mit Grotten, Türmchen, Tempeln, Pavillons und einem sumpfigen, verschilften Goldfischteich.

Hier hatte sich einmal ein Liebespaar erschossen, ein junger Mann

und ein ganz junges Mädchen; sie geisterten noch oft im Park umher; sie seufzten, kicherten und küßten sich; sie gingen Hand in Hand, doch wenn man näher kam, verbargen sie sich scheu.

Ich hatte sie einmal gesehn. Der Jüngling trug die modische Melone, das Mädchen ein gestreiftes Kleid. Zu Hause sagten sie, daß Spiel von Licht und Schatten habe mich genarrt. Ich glaubte ihnen nicht. Im übrigen verboten sie mir, in den Park zu gehn.

An diesem Abend aber mußte ich ihn nun durchqueren, um wieder in die Stadt zu kommen. Es war mir keineswegs geheuer, als ich da in das Meer von Ocker tauchte. Ich ging auf Zehen, hielt den Atem an. Vom Stadtrand schimmerte ein Licht herüber, das mich zu schnellerm Lauf ermunterte. Jetzt mußte ich die Unterführung noch passieren, die vom Park her in ein kaum besiedeltes Gelände mündete. Sie war durch eine Lampe matt erhellt.

Ich setzte meinen Fuß gerade auf die erste Treppenstufe, da löste sich von den Spiräenbüschchen ein Mann in einer schwarzen Pelerine, aus der er nackte Arme nach mir streckte. Er bückte sich, um mich zu haschen, da aber rutschte ihm die Larve weg, und ich stand Hosanna gegenüber.

Von der Begegnung mit dem Unhold erzählte ich zu Hause nichts. Es war ja nichts geschehn: Hosianna war vor mir geflohn, wie ich vor ihm. Begierig aber war ich nun, mein Wissen Sigi mitzuteilen. Ihm sollte es im Kampf mit seinen Feinden nützlich sein.

Als ich das Trödlerhaus betrat, begegnete mir Edel ganz verweint im Flur.

»Was ist mit Sigi?«, fragte ich erschrocken.

»Geh du hinein zu ihm. Er redet nicht.«

Mein Freund saß an dem Tisch, auf dem nun wieder das Stilleben mit Totenkopf und Leuchter aufgebaut war. Er las nicht, wie er sonst doch meistens tat, er hatte nicht einmal ein Buch in Händen.

»Was machst du?« fragte ich.

»Nichts, wie du siehst. Das heißt: ich warte.«

»Worauf denn, Sigi?«

»Kann sein auf einen Kunden. Das ist ein Geschäft. Und du – natürlich willst du etwas kaufen?«

Er war so sonderbar, daß mir die Tränen kamen.

»Ich habe ja kein Geld.«

»Kein Geld, oho, da könnte jeder kommen. Den ganzen Mittag warte ich auf einen Kunden, und wenn dann endlich einer auf-taucht, da sagt er mir, daß er nichts kaufen kann.«

»Sigi, das ist doch nicht dein Ernst.«

»Nicht meiner, sondern irgendeines Ernst.«

»Die ganze Zeit war es schon ernst, und immer hast du widerstan-den.«

»Ich widerstehe jetzt doch auch. Merkst du denn gar nicht, daß ich

lustig bin? Ist es nicht lustig: daß die Firma künftig ‚Ephraim Enkelsohn‘ wird heißen!«

»Ist es entschieden?« fragte ich, ganz atemlos vor Angst.

Er nickte: »Heut morgen war zwar nicht die Hinrichtung, es war die Vorbereitung nur. Sie wollen doch die Sache recht genießen. Der Ausgang aber ist gewiß.«

»Was du getan hast, Sigi, das ist nichts. Ich kann dir aber sagen, wer die Leute sind, die dich verdammen. Was ich dir jetzt erzähle ist die reine Wahrheit. Du wirst es ja nur für ein Märchen halten. Hosianna ist der Unhold, der gesucht wird. Ha, das ist eine Neuigkeit! Darüber wird man deine Ohrfeige vergessen.«

Ich sah, daß Sigi sehr verwundert war. Er brach indessen nicht – wie ich erwartet hatte – in Jubel aus. Er fragte: »Woher denn weißt du das?«

»Ich hab‘ es selbst erlebt. Er lief mir nach. Er hatte gar nichts an, nur seinen Mantel.«

»Hast du denn Zeugen?«

»Natürlich hab‘ ich keine Zeugen, Sigi, sonst wäre mir der Unhold nie begegnet. Da hätte er sich wohl gehütet zu erscheinen. Das ist doch logisch, gelt?«

»Und logisch ist dann ebenso, daß die Entdeckung keinen Wert hat. Ein Kind ist meistens unglaublich. Auch du hast Phantasie.«

»Ich weiß es, wenn ich lüge«, sagte ich, »das wissen andre Kinder manchmal nicht.«

»Hast du die Sache schon zu Haus erzählt?«

»Ich sag‘ es erst, wenn er euch weiter Scherereien macht.«

»Im Fall Hosianna mußt du schweigen.«

»So gibst du unsre Waffe aus der Hand!«

»Wir würden uns damit nur selbst ums Leben bringen. Der ganze Schmutz, er käme über uns. Auch über dich, obwohl du noch ein

Kind bist. Von dir verlangt man engelhafte Reinheit. Die Engel haben keine Eingeweide, sie wissen nichts von Blößen und dergleichen. Du hast Hosianna nicht gesehn!«

»Das ist doch eine Lüge, Sigi!«

»Nein, das ist Politik. Hat dich Hosianna eigentlich erkannt?«

»Ja freilich«, sagte ich, »sonst wär' er nicht geflohn.«

»Und nimmt er an, daß du nun alles weißt?«

»Na ja, wieso denn nicht?«

»Ach, wärst du niemals in den Park gegangen!«

Sigi sah krank und ganz ermattet aus.

Er sagte: »Ich habe niemand, der mir helfen kann.«

Da ging ich zu ihm hin und schmiegte mich an ihn, obwohl es mir verboten war, mich anzuschmiegen. Ich weinte. Von meinen Tränen war sein Ärmel naß.

Am nächsten Tag lief ich gleich nach dem Mittagessen in die Judengasse. Zu Hause wollten sie mich erst nicht gehen lassen, ich aber setzte – verzweifelt, wie ich war – doch meinen Willen durch. Mein Freund war nicht zu Haus, und Ephraim und Edel waren sehr erregt. Sie hatten sich in ihren besten Staat geworfen, um Sigi in der Schule abzuholen. Ich sah, daß sie nun alles wußten.

Edel trug das zerschlissene Seidenkleid, das jetzt von keinem Kerzenlicht verklärt war. Ephraims Gehrock stammte aus vergangenen Zeiten. Die hellen Hosen waren breit gestreift. Ein Degen war – das hatte ich gesehn – im Stock verborgen, der Knauf war eine wundervolle Kugel aus purem Elfenbein.

Ich sagte: »Du darfst den Degenstock nicht nehmen, Großvater Ephraim, sonst steht im Tageblatt, daß du ein Attentat geplant hast. Es würde Sigi sehr fatal sein, weiß du.«

Ach ja, schon das Erscheinen dieser beiden wäre ihm fatal gewesen. Wie hätten ihn die Mitschüler verspottet! Er wurde selbst ja oft genug verlacht.

Es war ein Glück, daß er nach Hause kam, bevor sich die Verwandten in Bewegung setzen konnten. Er starrte sie entgeistert an.

»Auch das noch!« stöhnte er und sank auf einen Stuhl.

»Ich wollte dem Direktor sagen, wer mein Enkel ist.«

»Der Nachfahr des Rabbiners, ja, ich weiß.«

»Ein guter Enkelsohn, zu schade fürs Geschäft mit Lumpen und Geschirr. Zu schade, vor der Tür zu stehen bei den Gojim und um den alten Plunder anzuhalten. Sie lassen uns erst kommen, heißen uns dann gehen und rufen uns zurück. Nein, dafür ist mein Enkelsohn zu gut.«

»Ephraim Enkelsohn!« rief Sigi. er lachte so schrecklich, daß ich wieder weinen mußte.

»Schickt dieses Kind nach Hause«, forderte er seine Leute auf. Ich unterdrückte also meine Tränen. Nie hätte ich die Freunde jetzt verlassen mögen. Da standen sie in viel zu weiten Kleidern, in schlechten Schuhen und verbeulten Hüten; es war, als seien sie dem Karneval entlaufen. Ach, einem schauerlichen Karneval! Ich wartete darauf, daß Ephraim den Degen ziehen werde. Er fuchtelte bis jetzt nur mit dem Stock herum. Einmal erhielt die arme Edel einen Hieb. Es war nicht gern geschehen, doch mehrte es die Trauer.

»Zieht euren Narrenstaat jetzt wieder aus«, rief Sigi. »Gibt es denn keinen Spiegel hier im Haus, in dem ihr euch betrachten könnt?« »Ich habe mich betrachtet«, sagte Ephraim voll Würde, »ich weiß nicht, was dem Enkelsohn mißfällt.«

»Wir haben unsre schönsten Sachen an,« versicherte mit sanftem Vorwurf in der Stimme Edel.

»Du hast noch das Brillantkollier vergessen.«

»Ich trage es, wenn alles durchgestanden ist.«

»Warum so ängstlich sein mit falschem Schmuck?«

Edel und Ephraim, sie starrten beide traurig auf den Boden. Sigi stieß mit dem Fuß ein Spankörbchen beiseite, darunter saßen schwarze Schwabenkäfer, die jetzt nach allen Seiten auseinanderstoben. Edel lief ihnen nach und wollte sie zertreten, doch Sigi wehrte ab:

»Willst du, daß ich krepieren soll vor Ekel?«

»Dann iß kein Brot mehr,« sagte Edel, »die Käfer kommen aus der Bäckerei. In Scharen wandern sie zu uns herüber.«

Ephraim runzelte die Stirn:

»Dem Enkelsohn ist es bei uns nicht gut genug?«

»Nicht gut genug? Ich fühle mich hier unbeschreiblich wohl, so

wohl, daß ich euch nie verlassen will. Ich will den letzten Bissen mit euch teilen, falls euch das Freude macht.«

»Es macht uns keine Freude« sagte Ephraim, »wir wollen, daß du Kuchen hast. Das Brot ist knapp bei uns.«

»Ja, ich verstehe.«

»Damit du aber Kuchen haben kannst, muß ich mit dem Direktor sprechen, bevor es Abend wird.«

»Wenn du zu dem Direktor gehst«, erklärte Sigi, »wirst du mich – wenn du heimkommst – nicht mehr finden.«

Der alte Mann zog einen Schlüssel aus der Tasche.

»Es ist der Ladenschlüssel, nimm ihn, Enkelsohn.«

Das Wunder begab sich aber doch am nächsten Tag. Da kam zu Ephraim ein Seemann, der wirkte sonderbar in unsrer Landschaft. Hier wohnten Winzer, Gärtner, Ackerbauern; Seeleute aber gab es nicht. Das Meer war weit entfernt, die meisten sahen es im Leben nie.

Der Mann erklärte, daß er seine Seemannskluft ablegen wolle – warum, das gehe niemand etwas an. Er brauche Jacke, Hose, Schuhe, Strümpfe, auch eine warme Weste, wenn vorhanden. Er habe Geld genug und geize nicht.

Ephraim führte seine Schätze vor. Er hatte schöne Sachen, gute Sachen, und er verkaufte einen Koffer voll! Den Koffer holte man bei Abraham, er war der beste, den es gab, mit Lederecken, einem Ledergriff und vielerlei Behältnissen im Innern.

Ephraim dachte aber auch an alles, an Taschentücher, Kragen, Schlipse und Schal, an Socken, Handschuhe und Hemd und an das Katzenfell, das gegen Rheumatismus helfen soll.

Der Fremde sah so finster aus, daß wir uns alle vor ihm fürchteten. Er bückte sich und sah zu Sigi hin:

»Wer ist das?« fragte er.

»Mein Enkelsohn.«

»Das Jüngelchen?«

Ich sah, daß meinem Freund das Blut zu Kopf stieg, drum schlich ich zu ihm hin und machte ihm ein Zeichen, daß er doch ja nichts tun möge, was diesen Finsterling verärgern könne.

Der aber holte aus der Tasche einen Anker und gab ihn Sigi.

»Ist bloß ein Symbol, hab's nicht mehr nötig jetzt.«

Dann ging er in den Nebenraum und zog sich um.

Als er herauskam, war er ganz verwandelt. Er hatte mit den Kleidern auch das Abenteuerliche abgelegt. Er zahlte, zog Prozente für den Barkauf ab und ging.

Ephraim ließ das Geld durch seine Finger rinnen – es waren mehr als hundert Mark. Edel stand andachtsvoll dabei, doch gleich darauf erklärte sie, daß man bei Herzl-Bär noch Schulden habe. So kam es, daß die Hälfte dieses Schatzes im Handumdrehen verschwunden war. Die andre Hälfte würde Ephraim – das wußten wir bereits – zum Ankauf alten Porzellans verwenden. Den ganzen Mittag schwärzte er davon – das schönste Porzellan der Welt und ach so billig! Er freilich würde es dann gar nicht mehr verkaufen können. Ach ja, zur Rettung brauchte man schon Männer von der See, fliegende Holländer und solche Leute.

Ephraims waren sehr zufrieden, daß sie bei Herzl-Bär nun wieder ungeniert anschreiben lassen konnten. Sie weinten ihrem Schatz nicht eine Träne nach. So rasch er auch zerging, das Wunder blieb bestehn.

Wir saßen alle jetzt um Sigis Tisch und sprachen angeregt. Nur Sigi schwieg bedrückt. Auf einmal kam der kleine Abraham herein in seinem grünbemoosten Paletot. Ach, er war nicht mehr glattrasiert wie früher, sein Haar war schütter, sein Gesicht war grau, und seine Schuhe waren nicht poliert.

»Du mußt mir helfen, Sigi«, sagte er.

»Ich kann mir selbst nicht helfen, Abraham.«

»Du mußt mir Liebesbriefe schreiben, an meine Tochter Recha mußt du schreiben.«

Sigi sah aus wie ein Gespenst.

»Will Recha denn von mir...?«

»Schreib so, als ob du wärst der Leutnant.«

»Für wen hältst du mich eigentlich?«

»Ich weiß schon, wer du bist: Ephraims Enkelsohn.«

»Der Nachfahr des Rabbiners! Glaubst du, daß der Rabbiner schreiben würde?«

»Nun, der Rabbiner würde schreiben!«

»Steht es so schlecht um sie?«

Abraham schluchzte auf: »Recha, mein Kind, erst sechzehn Jahre alt! Schreib, daß du nur an sie denkst, nur an sie. Ich laß' ihr jeden Morgen Blumen schicken, da glaubt sie dann, daß sie vom Leutnant sind. Jetzt aber will sie was Geschriebenes haben – schreib, Sigi, schreib.«

Abraham hatte Briefpapier dabei, ganz zarte lilafarbne Blättchen. Sigi nahm eins davon und kritzelte darauf:

Geliebte Recha!

Mit Rücksicht auf die Truppe kann ich Dich nicht sehn. Ich darf auch meinen kleinen Neffen nicht besuchen, der Wasserpocken hat.

Natürlich sehne ich mich sehr nach Dir, ich habe aber eisernen Befehl.

Du hast ein Faible für das Eiserne, so wirst Du alles einsehn und verstehn.

Ich denke unterdessen stets an Dich!

Dein Leutnant.

Abraham las und sah nicht glücklich aus. Er hatte ohne Zweifel mehr erwartet. Doch war er froh, daß wenigstens das Fernbleiben des Leutnants motiviert war.

Ich sah, daß Sigs Hände zitterten, als er den Zettel in den Umschlag schob. Er wandte sich zu mir und sagte leise:

»Was meinst du, mutet man mir nicht ein wenig viel zu?«

Abraham putzte jetzt mit seinem Taschentuch die Schuhe.

»Ich habe Rosen heut für Recha, so lang –«, er breitete die Arme aus, »das Stück für eine Mark.«

»Du bist ein reicher Mann!« rief Ephraim.

Abraham steckte Sigs Briefchen ein. Er sah erbarmungswürdig aus.

»Besuch doch einmal Recha«, sagte er. »Nicht heut. Sie hat heut keinen guten Tag, mit Atemnot und Angst. Doch morgen. Sie ist so oft allein.«

»Angst«, wiederholte Sigi, »Atemnot und Angst...«

»Sie hat schon oft nach dir gefragt, Sigi.«

»So, hat sie das? Sie hat mich ausgelacht.«

»Ja, früher hat sie immer gern gelacht.«

»Großvater Ephraim hat meinen Anzug wieder mal vertauscht. An dem hier sind die Ärmel viel zu lang, die Schulter ist zu breit, ich gehe nicht mehr aus.«

Abraham sagte: »Hol dir bei mir doch einen Anzug von der Stange.«

Ephraim schüttelte den Kopf: »Ich kleide meinen Enkel selbst.«

Sie hatten alle beide ihren Stolz. Und jeder war in seinem Reich ein König.

Seltsame Könige! Als Abraham ein wenig später dann vor seinem Haus stand, da trug er Rosen in der Hand, langstielige; sie waren fast so lang wie er. Der Anblick war zum Weinen und zum Lachen, das Weinen aber überwog. Der kleine Abraham mit seinen Rosen erschien – wie er so vor der Tür stand – plötzlich groß. Ganz groß und drohend stand er da vor seinem winzig kleinen Haus. Er konnte, wenn er wollte, mit den Rosen den Rauch vertreiben, den flamingofarbenen, der aus dem niedern Schornstein quoll. Die Rosen schienen immer noch zu wachsen und Abraham –. »Das ist er gar nicht!«, sagte ich zu Sigi, »das ist ein anderer, sieh doch nur!«

Nun, Sigi sah nicht auf. Er brütete still vor sich hin.

»Sigi, die Rosen stoßen schon ans Dach!«

Und jetzt: »Er zieht den ganzen Rosenbusch ins Haus!«

Recha starb in der Nacht darauf. Ich hörte morgens auf dem Schulweg schon von ihrem Tod. Als ich ganz außer Atem in die Judentagsasse kam, rief mich Frau Herzl-Bär in ihren kleinen Laden. Die Frau sah seltsam aus, mit kurzem grauen Haar und klugen Augen. Sie trug, seitdem sie Witwe war, ein hochgeschloßnes schwarzes Kleid.

Ich fürchtete mich eigentlich vor ihr. Sie kam mir klüger vor und wissender als andre Leute. In ihrem Laden gab es neben Meterwaren auch Puddingpulver, Tee und Muscheln in Gelee. Die Muscheln hatten mich schon lang verlockt, doch waren sie mir streng verboten. Es hieß, daß sie nach Erdöl schmeckten und daß sie ohne Zweifel giftig seien.

Frau Herzl-Bär erklärte mir, daß ich jetzt nicht zu Ephraim und Sigi dürfe. »Sie wollen unter sich sein«, sagte sie.

»Es sind doch meine Freunde, sie erwarten mich.«

»Heut nicht und morgen auch noch nicht.«

»Ja wann denn überhaupt?«

Schon kamen mir die Tränen in die Augen. Ich schämte mich des Herzens, das die Liebe nicht verleugnen konnte. Ich wollte kühl und fremd wie Sigi sein und konnte doch das Schwanken meiner Stimme nicht verbergen.

»Hier sechzig Pfennig«, sagte ich, »sechs Muscheln in Gelee.«

Frau Herzl-Bär sah mich verwundert an:

»Was willst denn du mit Muscheln in Gelee?«

»Ich will sie essen.«

Es war mir gleich jetzt, ob sie giftig waren oder nicht.

Nun blieb ich eine Woche fast daheim. Es war zu spüren, daß man sich zu Hause wunderte, man fragte aber nicht.

Als es mir schien, daß eine Ewigkeit verflossen sei, ging ich doch wieder in die Judengasse.

»Ich habe jeden Tag gewartet«, sagte Sigi. »So lang bist du noch niemals ausgeblieben.«

»Gewartet, du?«

»Die andern ebenfalls.«

»Es war, als sei nun alles aus.«

»Das meint man so, und dann geht es doch weiter.«

»Ich bin ja nur ein Kind, da ist man, wenn es ernst wird, gleich zuviel.«

»Oh«, sagte Sigi, »wie das traurig klingt!«

»Glaubst du denn, daß ich lustig bin? Ich habe mir gedacht, daß du nicht mehr nach mir hinsehn wirst. Daß da kein Platz mehr ist für mich, weil da die Toten sind.«

Er nickte: »Die Toten nehmen überhand, man muß dagegen etwas tun, sich ablenken, nicht an sie denken, weißt du.«

»Ich will dich aber nicht ablenken, Sigi, ich will mit dir zusammen an die Toten denken.«

»Dann fällt mir immer nur der Zettel ein, den ich für Abraham geschrieben habe. Wie anders drückt sich doch die Liebe aus.«

»Du hast dich wie ein Leutnant ausgedrückt.«

»Er hätte liebenswürdiger geflötet.«

»Vielleicht hat sie den Zettel gar nicht mehr gelesen.«

»Sie hat ihn wohl ein dutzendmal gelesen. Sie ist auch froh gewesen über dieses Zeichen und doch befremdet. Die Leutnants, hat ihr

Abraham gesagt, sind keine Dichter. Sie sind nun einmal rauh gewöhnt. Beim Schreiben sind sie meistens ungelenk. – Der arme Abraham – sie hat ihn ausgelacht, und dann hat sie geweint. Ich hätte anders schreiben müssen.«

»Nein, nein, das kann man nicht. Und wenn man's könnte, würde es nicht fair sein, wie meine Mutter immer sagt.«

»Ja«, nickte er, »wir glauben stets, daß wir uns Haltung schuldig seien. Sie strengt uns und die andern an, und jeder kommt dabei zu kurz. Doch ändern? Ändern kann man's nicht.«

»Ach Sigi, es war auch eine harte Nuß für mich, dich eine ganze Woche nicht zu sehn. Es hätte sich ja aber nicht gehört.«

»Wer hat dir denn verboten, mich zu sehn?«

»Frau Herzl-Bär. Sie hat gesagt, daß man nach Rechas Tod hier in der Gasse unter sich sein wolle.«

»Die Herzl-Bär mischt sich in alles ein, weil wir bei ihr stets in der Kreide sind. Sie ist im übrigen ja eine gute Frau, doch voll kassandrahafter Ahnungen. Auch hat sie etwas gegen blonde Leute. Es ist wie eine Krankheit, sie hat Angst.«

»Ich bin nun einmal blond, Sigi.«

»Ja, wie ein Weizenfeld.«

»Es stört dich aber nicht?«

Er lachte: »Es stört mich nicht. Ein Weizenfeld ist schön.«

Ich nestelte an meinem dicken Zopf, bis ich den Weizen voll entfaltet hatte. Ich war in diesem Augenblick so glücklich, daß ich an Recha nicht mehr dachte und an ihr wunderschönes dunkles Haar. Doch als ich Sigi ansah, fiel es mir gleich wieder ein. Er sah so traurig aus und so bedrückt, er war so hoffnungslos, mein König David, in diesem Kleid, das ihm nicht anstand. Er hatte fast etwas Gespenstisches.

»Heut ist doch Mittwoch, Sigi, habt ihr da nicht Turnen?«

»Die andern ja, ich nicht.«

»Oh, dann ist alles aus?«

»Nein, nein, ich habe nur Erholungsurlaub. Die Sache ist noch immer in der Schwebe! Als Recha tot war, hat sich Edel aufgemacht, mich in der Schule zu entschuldigen, beim Hausmeister, den sie für den Direktor hielt. ,Ich weiß schon', hat die Natz gesagt, ,die Braut des Herrn Neffen ist gestorben.' – ,Mein Neffe hat doch keine Braut.' – ,Nun, nun, wir sind im Bild. Am besten bleibt er überhaupt zu Haus.'«

Als ich am nächsten Mittag wieder in den Trödelladen kam, war hier die Szene höchst bewegt. Ephraim lief – in seinen Sternenmantel eingehüllt – gestikulierend auf und ab. Sigi examinierte ihn:

»Hast du die Burschen nicht hinausgeworfen?«

»Wie kann ich Leute aus dem Laden werfen? Bin ich ein reicher Mann? Hab' ich gewußt, daß sie mich foppen wollen? Sie haben was verstanden von Antiquitäten. Man hat gemerkt, sie sind aus gutem Haus.«

Hier lachte Sigi höhnisch auf.

»Es sind die Söhne des Direktors«, sagte er, »ich habe sie gesehn, als sie gerade um die Ecke bogen.«

»Sie wollten meine Chinatasse kaufen, mein schönstes Stück, du weißt. Der eine nahm sie in die Hand: ,Wie teuer?' – ,Nun, zwanzig Mark.' Er ließ sie fallen. Aus!«

»Ist sie kaputt?«

»Wie Eierschale dünn und nicht kaputt?«

»Dann muß er zahlen.«

»Was hilft mir Geld, wenn doch die Tasse – so schön! – kaputt ist?« Ephraim liebte alle seine Dinge, er nahm sie immer wieder in die Hand, zärtlich, als seien sie lebendige Wesen, Schildkröten, Vögel oder kleine Fische. Ich unterhielt mich gern mit ihm. Wenn er mir seine Sachen zeigte, geschah es nicht, um mein Begehr zu erwecken; er fürchtete ein wenig diese Wirkung, weil er sich schwer von seinen Schätzen trennte.

Jetzt also war er ganz erschüttert. Er legte beide Hände an die Stirn und neigte sich und sann. Dann hob er seinen Kopf und sah zu Sigi

hin. Sigs Gesicht war abweisend und kalt. Da wandte Ephraim sich ab und nahm ein zierliches Figürchen vom Gestell. Er balancierte es auf seiner Hand, und schon entstand um ihn ein Raum der Stille. Vergessen alle Ränke, die ihn eben noch gekränkt, ein sanfter Zauber hielt ihn jetzt in Bann.

Es war auch sonderbar, wie Sigi sich verhielt. Er wachte auf aus seiner Apathie, er lächelte!

Da sah ich, was er sonst so wohl verbarg, daß er noch immer liebte
- Ephraim und mich und seine arme, kleine, düstere Welt.

Die Tage wurden immer dunkler. Mir schien, nie war ein Herbst bislang so ohne Licht.

»Wenn ich ein Dichter wäre«, sagte Sigi, »dann würde ich nur ‚o‘ und ‚u‘ noch aneinanderreihen – da, macht Gebrauch davon. Ich würde lauter dunkle Worte mischen. Bemüht euch nicht um einen Sinn, wo alles sinnlos ist –«

Sigi sah wie der dunkle Herbst aus.

»Man spannt mich auf die Folter«, seufzte er im nächsten Augenblick. Dann sah ich, daß er zu dem Schrank hinüberschielte, dem Erbe Isidors.

»Da steht dies Möbel schon seit vielen Jahren, und keiner wagt, es aufzubrechen, weil man nicht weiß, ob nun die Not schon groß genug ist. Und jeden Tag ist Not, es fehlt an allem, doch wer entscheidet, ob das Äußerste erreicht ist? Edel hat keine Seife, um zu waschen, Brot aber ist noch da, und wenn kein Brot da ist, dann essen wir Kartoffeln. Die Herzl-Bär borgt mit unendlicher Geduld, und zwischendurch kommt auch einmal ein Kunde. So geht das Leben weiter, und der Schrank bleibt ungeöffnet. Ich wollte Ephraim schon manchmal überreden, das Schloß zu sprengen, aber ganz vergebens. Er fürchtet diesen Blinden, der mit dem Finger fühlt, ob alles unversehrt ist wie bisher. Wenn du den Blinden fragst, was ‚Not‘ ist, dann erfährst du: drei Tage muß der Sarg dein Bett gewesen sein.«

»Wir wollen einen Schlosser holen, Sigi, wenn Ephraim in seiner Kammer ist.«

»Du weißt, daß es nicht geht, aus vielen Gründen.«

Wir standen beide vor dem Schrank und sahen einander ratlos an.

Wie schön er war, aus edlem altersdunklem Holz. Ein Sekretär – oh, er bewahrte sein Geheimnis gut. Der Vorderseite eingelegt war ein Merkur aus leuchtendem Zitronenholz und Mahagoni. Merkur trug in der Hand ein Säckchen aus Perlmutt. Der Schatz – er hielt ihn Ephraim und Sigi täglich vor die Nase.

»Der Schlingel scheint uns zu verhöhnen«, sagte Sigi.

»Er lächelt immerzu. Wir denken wunder was er da in seinem Säckchen hat, und letzten Endes sind es nur Korallenkettchen. Auch eine Gemme mag dabei sein, ein Bettelarmband mit so herzigen Münzen, ‚Gott schütz dich Liebling‘ steht darauf, Armbänder aus dem Haar der Urgroßmutter, ein Kinderzahn, als ob ein Kind ein Walroß sei. Vielleicht auch eine Spieldose, die *Letzte Rose* spielt. So also kann es um den Sekretär bestellt sein. Was aber soll denn werden, wenn wir diese Klarheit haben? Wer wird in diesem Haus noch einen Finger rühren? Seit langem ist in unserm Leben dies trächtige, geheimnisvolle Ding. Wir müssen alles lassen, wie es ist.«

»Man will doch Klarheit haben«, drängte ich.

»Ich habe dir gesagt, daß Klarheit auch gefährlich werden kann. Im übrigen ist es nun einmal so, daß Ephraim stets auf den Blinden hört. Der Blinde will nicht, daß der Schrank geöffnet wird. Er will die Prüfung und die Läuterung. Ephraim seinerseits verabscheut es zu handeln. Im Grunde wünscht er keine Änderung.«

Je mehr von diesem Schrank die Rede war, desto geheimnisvoller wurde mir der Laden. Er weitete, verwandelte sich in die Wunderhöhle Aladins. Ich war so überzeugt von dem Vorhandensein des Schatzes, daß ich schon für das Leben meiner Freunde fürchtete. Die Juweliere legen Eisengitter vor die Fenster, bei Ephraim war alles ungeschützt. Das glänzende perlmuttne Säckchen des Merkur zog jeden Blick auf sich. Den Blick des Mondes – Sigi erzählte mir, daß es bei Mondschein nur so funke. Es war kein Rolladen vorhanden; den Räubern würde es ein leichtes sein, die schmalen Scheiben zu zertrümmern.

Oft glitten bei Laternenschein verdächtige Gestalten durch die Gasse. Da glaubte ich den Seemann wiederzuerkennen, der hier als Käufer aufgetreten war. Er hatte damals reichlich lang verweilt. Natürlich hatte er sich alles eingeprägt. Er würde wiederkehren eines Nachts und würde dem Merkur zu Leibe gehen. Dann würde Sigi kommen mit der Kerze –

»Zurück!« rief ich, »zurück, er schießt auf dich!«

»Was hast du?« fragte Sigi ungeduldig.

Da pfiff die Kugel über seinen Kopf. Dann war es wieder wie zuvor im Raum.

»Du träumst mit offnen Augen, geh nach Haus.«

»Ich laß' dich nicht im Stich.«

Er lachte: »Na dann sollen sie nur kommen! Du streckst den einen nieder, ich den andern.«

»Und wenn es eine ganze Bande ist? Wir müssen uns darüber klar sein, daß die Polizei nicht in Erscheinung tritt. Hat nicht Hosianna schon ein Auge auf den Schrank geworfen?«

»Natürlich hat er ihn schon oft begafft, doch hat er nie ein Angebot gemacht. Er wartet ein Jahrzehnt lang schon, daß zwangsversteigert wird. Dann nämlich hofft er, billig einzukaufen. Die Juden aber helfen ja einander, es ist noch keiner hier gepfändet worden.«

»Hosianna schiebt so häufig durch die Scheibe, vielleicht weiß er, daß in dem Schrank ein Schatz ist.«

»Es gibt gar keinen Schatz! Verstanden?«

»Natürlich, Sigi, es bleibt unter uns.«

»Auch unter uns gibt es ihn nicht.«

»Ja, ich verstehe. Und es gibt ihn doch.«

»Du bist imstand, mir eine ganze Bande auf den Hals zu ziehen.«

Am nächsten Tag ging Sigi immer noch nicht in die Schule. Da kam um fünf Uhr nachmittags, als ich schon wieder bei ihm war, der Primus seiner Klasse angelaufen.

»Ich soll mal nach dir sehn, Ephraim, die Bonzen sind ja sehr besorgt um dich. Sie fürchten, daß du dich in Schmerzen auf dem Krankenlager krümmst. Es freut mich, daß ich sie beruhigen kann, dein Leiden scheint mehr seelischer Natur zu sein.«

Sigi sah angewidert aus.

»Ja, sag nur gleich, daß ich die Schule schwänze.«

Der modisch angezogene junge Mann tat eilig und korrekt.

»Falls dich das Aufsatzthema interessiert...«

»Es interessiert mich nicht.«

»Das ist doch nicht dein letztes Wort?«

»Das letzte kommt von euch.«

»Oh, bitte, laß mich aus dem Spiel. Ich habe keine Stimme in der Sache. Der Rex...«

»Dann unterschätzt ihr eure Wirksamkeit. Ich bin entschuldigt, also bitte: Was führt dich her? Ich habe dich noch nie bei uns gesehn. Damals, als du beim Keulenschwingen in der Turnstunde mir aus Versehen die Schädeldecke angeknackt hast, da fragte in der Klasse keiner, wie mir's ging.«

»Der Rex hat sich doch selbst beim Arzt erkundigt.«

»Ja, und beim Rechtsanwalt.«

Jetzt hatte Sigi wieder Oberwasser, ich hörte ihn auf einmal herzlich lachen. Es war kein boshafte und spöttisches Gelächter. Für mich war es das Zeichen, meiner Heiterkeit nun gleichfalls freien Lauf zu lassen. Der Primus war nicht wenig aufgebracht.

»Ich sehe«, sagte er, »daß unsre Sorge unbegründet war.«

»Wie schön, wenn man im Plural sprechen kann«, bemerkte Sigi.

»In dieser Lage war ich freilich nie.«

»Wenn man sich stets als was Besondres fühlt...«

Der junge Mann betastete den Sekretär:

»Famos!«

Er fuhr mit seinem Zeigefinger mehrmals über den perlmutternen Geldsack.

»Der Schrank ist unverkäuflich«, sagte Sigi. »Falls du jedoch in Bälde eine Uniform benötigst, wir haben wohlerhaltene, nur leicht beschmutzte. Das gleiche Angebot gilt für die andern.«

Der Primus war vor Ärger blaß, doch ließ er sich nicht aus der Fassung bringen. Er hatte seine Augen überall. Der goldgerahmte Spiegel zog ihn an, beim nähern Hinsehn aber schreckte er zurück. Sigi nahm mit Befriedigung die Wirkung wahr. Er wußte längst: das grüne, blinde Glas ließ alles Dasein wie verwest erscheinen.

Zum Überfluß kam Ephraim herein. Er hatte das Wort »Uniform« vernommen. Nun trug er seine bayerische Montur mit rotem Kragen. Der Kragen war so hoch, daß Kinn und Bart darin versanken. Die Nase reichte bis zum Kragenrand, das Auge starrte melancholisch.

Mit Ephraim war Edel eingetreten in einem Kleid mit zahllosen Volants; sämtliche Segel hatte sie gesetzt. Und jetzt kam eine frische Brise auf – sie blies im Handumdrehn den Knaben weg.

Einmal, als ich bei meinen Freunden war, kam auch der Zeichenlehrer Sigi, ein menschenfreundlicher, bescheidner Mann. Er gab Sigi den Rat, der Schule nicht mehr länger fernzubleiben, es schade seiner Sache nur.

»Die Sache«, sagte Sigi, »wird doch erst gebaut. Soll ich mir das mit ansehn, wie sie täglich angereichert wird? Ein jeder trägt das Seine bei, bis aus der Angelegenheit ein ‚Fall‘ wird. Ich sehe, wie die Mienen immer ernster werden. Es wird ja nicht in Bausch und Bogen gleich verurteilt. Man ist gerecht, man setzt stets das Milieu in Rechnung, und wenn man ganz besonders tolerant ist, auch die jahrhundertlange Unterdrückung. Am Ende aber ist man dann doch überzeugt, daß man dem Trödeljuden keine Chance geben darf. Er soll in seiner Gasse bleiben.«

Der Zeichenlehrer nun, der nicht beamtet und aushilfsweise nur beschäftigt war, versuchte Trost zu spenden: Es sei der Künstler gleichfalls in Verruf.

Sigi erwiderte, was ihn betreffe, er habe nun einmal zu leiden und dieses Leiden werde durch Beglückungen nicht kompensiert.

Der Lehrer war beim Abschied ganz bedrückt. Sigi gewahrte es mit sichtlichem Erstaunen. Ein fremder Mensch, ein Goj, war ihm mitfühlend und auch hilfsbereit begegnet.

»Und trotzdem kann man ihm nicht trauen!«

Mir wurde plötzlich angst um unsre Freundschaft.

»Sigi, was sagen deine Väter denn in meinem Fall? Ich muß es wissen. Ich bin ja noch ein Kind, doch später bin auch ich ein Goj. Vielleicht wird der Rabbiner dir befehlen, mich eines Tags nicht mehr ins Haus zu lassen?«

»Du weißt doch längst, daß er es nicht befiehlt! Er ist nicht launisch.«

Ich war noch immer nicht ganz überzeugt.

»Weiß eigentlich der Blinde, daß ich da bin?«

»Woher soll er es wissen«, fragte Sigi.

»Ich habe Angst vor ihm. Er fuchtelt mit dem Stock herum, als suche er etwas. Erst gestern hätte er mich fast zu Fall gebracht. Es kommt mir manchmal vor, als wittere er das Fremde.«

»Mag sein, daß der Instinkt ihm das Gesicht ersetzt. Dann wird er auch nichts Feindliches bemerken.«

»Und der Rabbiner, Sigi – sind wir da nicht schuld?«

»Die Schuld der Welt auf Kinderschultern – nein.«

»Mein Vater sagt, wir haben alles in uns, was sie damals hatten. Wer ohne Waffe ist und in der Minderheit, wird überrannt. Da fällt mir ein, Sigi, wir haben eine Waffe. Ich habe dir ja schon davon erzählt. Es ist doch der Revolver, den mein Vater mitgebracht hat aus Amerika. Bei uns liegt dieses Ding herum, und keinem nützt es, weil wir ja gar nicht in Gefahr sind. Wir haben unser Geld auch nicht im Schrank. In eurem Schrank ist aber etwas los! Da deutet der Merkur ja schon drauf hin. Man kann doch jede Nacht mit Räubern rechnen, und falls du in die Fremde gehst...«

Hier schwankte meine Stimme, und ich schwieg.

Auch Sigi hielt sich still. Sein Blick ging in die Ferne, und es dauerte recht lange bis er wiederkam.

»Du wärst dann vorbereitet«, sagte ich.

Er nickte und schien einverstanden.

Es war für mich ein leichtes, den Revolver zu Hause wegzunehmen, ohne daß es jemand sah. Wenn es der Zufall nicht gerade wollte, dann würde man in Monaten nicht den Verlust bemerken. Als ich zu Ephraim kam, war kein Mensch im Laden. Das war des öfters so, man war in dieser Hinsicht sehr vertrauensvoll. Und doch stand da der Schrank mit einem Schatz, der zweifelsohne unermesslich war. Ich überlegte mir, ob ich es wagen dürfe, in die private Sphäre aufzusteigen, da wurde unversehens die Ladentür geöffnet, und der hereinkam mit Gepolter und Geschnaub, das war – mir stand das Haar zu Berg – der Blinde.

Er wollte, wie er es gewohnt war, rasch zur Treppe, da hielt er plötzlich inne, starre in den Raum, und dann kam er ganz langsam auf mich zu.

Er angelte mit der gebogenen Krücke seines Stocks herum, fing Stühle ein und brachte ein Gestell zum Wanken. Erst als das Porzellan zu klirren anfing, hielt er inne, lauschend, mit vorgestrecktem Kopf. Zum Unglück knarrten meine neuen Schuhe. Der Blinde machte eine rasche Wendung, sein Stock fuhr mir mit Vehemenz ans Bein, ich stürzte und versank in Dunkelheit.

Als ich erwachte, lag ich dann auf einer alten zerschlissenen Chaiselongue. Ich sah, daß ich in Sigs Zimmer war, denn seine Bücher standen auf dem Schaft, sein Mantel hing an einem Haken an der Tür. Die Mappe mit der Waffe lag am Fußende der Liegestatt.

Sigi saß neben mir und wechselte das nasse Tuch auf meinem Kopf.
»Nimm den Revolver, Sigi«, sagte ich.

Er fragte: »Hast du Schmerzen?«
»Nein.«

»Tut dir der Kopf nicht weh?«

»Du hast doch aber eine Beule.«

»Ich habe häufig Beulen, Sigi, man darf nur mit dem Finger nicht dran rühren.«

»Ist es dir auch nicht übel?«

»Nein. Ich könnte aufstehn, wenn ich wollte. Ich will nur nicht. Am liebsten würde ich die ganze Nacht hierbleiben. Ist das dein Bett, Sigi? Du hast kein richtiges. Es ist viel schöner so. Ich bleibe eine Weile noch bei dir. Es gibt so vieles zu bereden. Zu Hause aber heißt es immer nur: Sei still und schlaf. Wir beide würden uns die ganze Nacht hindurch und bis zum Morgen unterhalten. So spricht man sich ja niemals richtig aus.«

Ich fuhr noch lange fort, das Leben mit dem Freund zu preisen.

»Es tut nichts, wenn wir beide in der Enge sitzen, Sigi; mein Vater hat die ganze Welt bereist, er hat zu mir gesagt, das Meer sei nun in mir wie in der Muschel, die auch nur klein ist und es doch enthält. Es kommt ja letzten Endes auf das Rauschen an.«

Er nickte. »Es ist sehr hübsch, der Muschel zuzuhören.«

»Ich würde keine schlimmen Träume haben«, fuhr ich fort, »die Räuber würden dann nicht kommen, wie sonst noch jede Nacht. Ich wäre auch gern nah beim Schrank.«

»Wenn er geöffnet wird, bist du dabei.«

»Du bist jetzt auch dafür, daß man der Sache auf den Grund geht?«

»Ich war bereits dafür. Nun hab' ich wieder Zweifel. Paß auf: Du hast vorhin gesagt, daß man das Meer nicht erst befahren müsse, wenn man es in sich hat. Wenn ich mir diese Weisheit nun zu eigen mache, dann kann ich ruhig in der Gasse bleiben. Die Väter haben mir ja gleichfalls eine Botschaft übermittelt. Sie haben mir gesagt: Dies ist ein Schloß, und wenn kein Schloß, dann eine Höhle: Zuflucht, in der du dich besinnen kannst. Du brauchst den Schrank

nicht anzurühren. – Wenn es hier in der Schule aber schiefeht, welch Lamento! Edel und Ephraim, sie werden sich die Haare raufen. Ich weiß ja aber nicht, warum ich anders leben soll als sie. Warum nicht durch ein Wunder ebenfalls? Warum soll ich nicht simple Schiffer und Matrosen für Boten eines Höhern halten, wenn mich die Botschaft überzeugt?«

Ich lauschte atemlos.

»Dann würdest du hierbleiben wollen, Sigi?«

»Auf meinen Willen kommt es ja nicht an. Ich überlege, was ich kann. Edel und Ephraim, sie meinen, daß ich Kuchen essen müsse und nicht ihr trocknes Brot. Natürlich wollen sie das Beste, es kompliziert die Sache aber nur.«

»Denkst du auch an die Schwabenkäfer, Sigi?«

»Sie werden mich jetzt nicht mehr stören.«

Ich lag ganz still und glücklich in den Kissen. Die Augen hatte ich geschlossen, und meine Hand hielt Sigi in der seinen. Es war schon dämmrig und sehr kühl im Raum. Ich hatte Sigis Decke über mich gebreitet und brauchte nicht zu frieren wie mein Freund.

»Du kannst dich zu mir legen«, sagte ich, »wenn's dir zu kalt ist.«

»Nein, nein, das geht nicht.«

»Warum denn nicht?«

»Wenn du erwachsen bist, wirst du es wissen.«

»Du meinst vielleicht, ich strample wie ein Baby. Ich würde dich schon nicht ans Schienbein treten.«

Ich mußte lachen bei der Vorstellung. Wenn ich zu lachen anfing, hörte ich so bald nicht wieder auf. Auch jetzt war ich recht gut im Zug, da fiel mein Blick auf Sigis Bücherbrett; hier stand vor seinen Büchern Rechas Bild. Ach, lieblicher als dieses Mädchen war Salomos Geliebte nicht!

Ich war in unbeschreiblicher Verwirrung.

Es ist dem Kindesalter eigentümlich, daß Lachen unversehens in Weinen übergeht. Sigi erschrak indessen über diesen Wechsel, weil er an meine Beule dachte, und da ich ihm nicht sagen konnte, was mich quälte, gab ich vor, daß mich der Kopf nun doch auf einmal schmerze. Die Unruhe, die ich damit erzeugte, befriedigte mich aber keineswegs. Die Freunde hatten schon genug zu leiden, und alles wurde ihnen angekreidet...

»Die Beule«, sagte ich, »hab' ich mir nicht in eurem Haus geholt, wenn es nur das ist, was dir Unbehagen macht.«

»Es ist natürlich nicht nur das.«

Ich stellte mich, ein wenig schwank noch, auf die Beine.

»Es geht mir wieder gut. Ich habe nämlich einen harten Kopf.«

»Du siehst so weiß aus wie die Wand.«

»Ich bin auch weiß, wenn ich viel grünes Obst gegessen habe. Man kennt das schon zu Haus.«

Es war mir plötzlich bitter ernst zumut'. Doch wiederholte ich, daß es mir wohl sei.

»Komm«, sagte Sigi, »Edel kocht Kaffee.«

Ich stand vor Rechas Bild.

»Sigi, wenn du sie liebst, kannst du dann auch noch andre Mädchen lieben?«

»Ja«, sagte er, »ich liebe noch ein kleines Mädchen – dich.«

Als wir zusammen in den Laden kamen, stand dort die Frau Notar in Nerzjacke und Mütze, fesch und unverschämt. Sie sprach mit Ephraim, und ihre Stimme hatte geradezu metallnen Klang. Auch Ephraim war heute groß in Fahrt. Er trug ein Samtjackett und nicht den Sternenmantel, in meinen Augen war er ein vollkommer Gent. Die Hände hatte er erhoben, beschwörend oder auch in Abwehr.

Im Hintergrund bewegte Edel sich, unsicher flatternd, eine Fledermaus, staubig und grau und ziemlich hoffnungslos. Sie machte Ephraim verzweifelt Zeichen, er aber sah und hörte nichts. Er sprach, und die Notarsfrau tat das gleiche.

»Ich habe Gäste«, sagte sie, »ich brauche dieses Tuch. Die Löcher nehme ich in Kauf, natürlich zu gesenktem Preis. Darüber können wir noch reden.«

»Das Tafeltuch«, erklärte Ephraim, »ist mir nicht feil.«

»Was heißt das? Haben Sie den Handel aufgegeben? Dann muß man es den Leuten aber sagen...«

»Ich habe es gesagt, es ist ein Wort.«

»Dann leihen Sie mir das Gedeck für morgen abend.«

»Zwei Löcher sind genug.«

»Behaupten Sie, daß ich das Tuch durchlöchert habe?«

»Nicht Sie, der Herr Gemahl vielleicht mit Zigarette. Sie haben nicht bezahlt.«

»Böswillige Verdrehung. – Wer ist das?« Sie deutete auf mich.

Ich nannte zögernd meinen Namen.

»Du bist mit meiner Julie in der Klasse.«

Ich sagte: »Wenn das Ihre Julie ist...« Und dann zu Sigi: »Gebt ihr

das Tuch auf keinen Fall, denn meine Mutter will es kaufen und so bezahlen, wie es richtig ist.«

»Das ist ja eine freche Kröte«, sagte die Frau Notar und rauschte wie ein Pfau zur Tür hinaus.

Edel umarmte mich. Mir war vom Sturz noch übel, und ich fürchtete mich fast vor ihr. Sie legte ihren Schal aus grauem Staub um meine Schulter. »Kauft es, kauft es«, wiederholte sie, »bezahlt es, wie es sich gehört.«

Spinnweb und Staub und Fledermausgeflatter – es war um mich ein heimlicher Tumult. Urplötzlich stand ich mitten in der Landschaft, die ich von Ephraims cremefarbenen Tellern kannte. Kein Zweifel, daß ich da in Tellermitte stand.

Ein grüner Kranz umrahmte meinen Platz, Traube und Laub in angenehmer Folge. Vor mir die Kolonnaden von Versailles, flankiert von jungen Bäumen und besucht von winzigen Figürchen, Herrn und Damen. Ephraim war dabei, im Samtjackett, er führte Edel sehr galant am Arm.

An diesem Tag erwachte ich zum zweiten Male bei Sigi. Dann brachten er und Edel mich nach Hause.

Als ich nach Wochen wieder in die Gasse kam, lag Schnee. Alles sah still und tot aus, bleich und bleiern. Die kleinen Häuser waren eingebettet in Schnee und Schweigen. Wie lange war es her, daß eine Stimme hier lachte, weinte oder betete? Mir war, als sei ich eine Ewigkeit nicht da gewesen.

Im frischen Schnee war eine Katzenspur, sie kam mir riesig vor und nicht geheuer. Die Katze lag vielleicht im nächsten Flur und stürzte sich auf mich, wenn ich vorbeiging. Ich wurde eine leise Furcht nicht los, die sich noch steigerte, als ich nun vor dem Haus der Freunde stand. Wie düster und wie trostlos war der Laden ohne Licht!

Als ich die Klinke niederdrückte, bimmelte ein Glöckchen, das noch vor kurzem nicht vorhanden war. Ein lächerliches, eifriges Gebimmel, als sei ein Kinderschlitten unterwegs.

Der kleine alte Ofen schien die Kälte der ganzen Welt in seinem Innern zu bewahren. Ich wußte längst, daß hier des Hauses einzige Feuerstelle war, denn in der winzigen dunklen Küche gab es nur einen Gaskocher, auf dem das Essen zubereitet ward. Wie sehr erschrak ich jetzt, als ich begriff, daß dieses – ach so dunkle – Haus nun ohne Wärmequelle war.

Niemand erschien zunächst. Merkur hielt sein perlmuttner Säckchen mir entgegen. Fast sah es aus, als wolle er den Dienst in diesem Haus quittieren und müsse nur den Sack noch einem andern übergeben, sowie im Märchenbuch der Fährmann einem Fahrgäst sein Ruder überlassen muß, wenn er den Fährdienst endlich los sein will.

Ich rief so laut ich konnte: »Sigi!« Und das ein halbes dutzendmal. Dann endlich hörte ich die Treppe knarren.

Er kam – Sigi, mein Freund! Wie aber war er diesmal kostümiert? Er trug den Sternenmantel Ephraims. Nun sah er wirklich wie ein König aus, mein Herz schlug ihm entgegen, wollte zu ihm hin. Doch hielt ich mich zurück und gab ihm nur die Hand.

Dann setzten wir uns an den spinnebeinigen Tisch im kalten Raum. Es war, als seien wir von großer Fahrt zurück. Wir waren durch die Wüste und das Rote Meer gezogen, jeder für sich allein.

Ich fragte jetzt nach Ephraim – er lag zu Bett, weil es so kalt war, auch Edel schlüpfte, wenn es nur irgend anging, in die Federn. Sigi indessen hatte sich in diesen Sternenmantel eingenistet, da war es – wie er sagte – warm und gut. Es sei ja sinnlos, für die seltnen Kunden – Matrosen, Boten Gottes – einzuheizen. Ich sah, daß es den Freunden schlechter ging als je. Ich hatte aber eine gute Nachricht. »Die Decke«, sagte ich, »kauft meine Mutter. Ich habe ihr erzählt, wie schön sie ist und wie man euch geprellt hat und geschädigt. Ephraim braucht den Preis nur noch zu nennen.«

Sigi war sehr erfreut.

»Noch ein Matrose!« sagte er und lachte. »Ich werde immer mehr vom Wunder überzeugt.«

»Du gehst nicht mehr zu Schule, Sigi?«

Er schüttelte den Kopf: »Du hast es schon gehört.«

»Mein Vater sagt, du hast es aufgegeben.«

»Sie wollten ein Exempel statuieren. Ich war zu sehr im Nachteil, weißt du. Hier hätte ich ja Zeit zum Lernen, es ist im Laden kaum zu tun. Ich könnte auch mein Ziel erreichen. Man läßt mich aber nicht, ich soll hinaus – zu meinem Besten! Weißt du, daß uns die Herzl-Bär in Zukunft nicht mehr borgen will, wenn ich nicht gehe? Soll ich hausieren wie die Alten? Es hängt ja alles davon ab, daß dieser Schrank geöffnet wird. Ephraim will zuerst den Blinden fragen, der Blinde aber macht sich rar.«

»Ach Sigi, ich bin froh, daß du noch bleibst. Ich möchte immer bei dir sein. Das Feuer ließen wir dann niemals ausgehn.«

Vom Oberstock her klang die Stimme Ephraims: »Mein Enkelsohn hat meinen Mantel weggenommen. Er kann dafür das Samtjackett bekommen.«

Sigi erklärte mir: »Er hat mir eines Nachts den Anzug weggeholt. Verkauft? Versteckt? Ich weiß es nicht. Mir blieb nichts übrig, als den Mantel anzuziehn.«

Er ging zur Treppe, rief erzürnt hinauf:

»Was hilft mir deine Jacke, Ephraim? Ich kann doch nicht in Unterhosen laufen.«

Von oben kam die weinerliche Stimme:

»Ich bin ein alter Mann, ich habe gar kein Fett auf meinen Knochen. Ich friere ohne Mantel, gib ihn mir.«

»Solang ich keine Hose habe, nicht.«

»Nimm dir vom Großen Kurfürsten die Hose.«

»Ich bin kein Narr.«

»Auch Kniehosen sind da und seidne Strümpfe.«

»Dein Bett ist warm, Großvater Ephraim, geh flugs hinein, damit es nicht erst kalt wird. Du siehst ja doch, daß ich den Mantel brauche. Im Augenblick blüht dein Geschäft, ich habe das Damastgedeck verkauft. Wo hast du es denn hingelegt?«

»Ich weiß nicht«, sagte Ephraim verstockt.

»Mach einen Preis, und gib das Tuch heraus.«

»Es ist mir nicht mehr feil. Ich habe es der andern Frau gesagt, ich sage es auch jetzt.«

»Edel weiß nicht mehr, was sie kochen soll.«

»Das ist doch ihre Sache, nicht die meine.«

»So geht es dich vielleicht auch gar nichts an, daß unser Feuer ausgegangen ist?«

»Nein. Wenn mir kalt ist, gehe ich zu Bett, wie mir der Enkelsohn geraten hat.«

Die Tür der Kammer fiel ins Schloß, doch eine andre wurde leis geöffnet – Edel Kafrill erschien. Auch sie kam aus dem Bett, zerzaust und traurig.

»Ich weiß«, erklärte sie, »wie Ephraim die Decke aufbewahrt, und wenn er schläft, will ich sie holen. Nein, nicht erst heute nacht; er fällt in Schlaf, sobald er in die Federn sinkt, das kann im nächsten Augenblick schon sein. Wir müssen nur drauf achten, wenn er schnarcht.«

Die ersten Schnarchgeräusche nahm ich freudig wahr. Für mich war alles Spiel und Abenteuer. Edel begann zu zählen, bis zu fünfzig, dann schlich sie sich auf Zehen in die Kammer. Sie kam zurück und hatte das Gedeck in Händen. Die Treppe nahm sie so behend wie nie. Gerade hatte sie das Erdgeschoß erreicht, da stürzte Ephraim aus seinem Zimmer, laut schreiend:

»Hilfe! Räuber! Mordio!«

Er hatte sich mit seinem Stock bewaffnet, dessen Knauf aus Elfenbein war, billardkugelgroß. Edel warf mir das Tuch zu:

»Lauf, so schnell du kannst!«

Ich rannte aus dem Haus, der Schnee stob um mich her, vor mir floh eine schwarze Katze, die noch bedeutend größer war, als ihre Spur hatte erwarten lassen. Auf einmal merkte ich, daß jemand mir dicht auf den Fersen war. Ich wandte mich, erkannte Hosianna und schlug das Tafeltuch ihm heftig um die Ohren.

Die Lampen brannten trübe in den Läden, und aus den Türen traten statt der Käufer Katzen. Die Herzl-Bär stand hinter ihrem Tisch, auf dem sie ihre Schätze ausgebreitet hatte. Ich konnte alles durch die trübe Scheibe sehen, spärliche Stränge rosa farbner Wolle, giftgrüne Quodlibets und Muscheln in Gelee. Im Auftrag meiner Mutter sollte ich die Schulden Ephraims bezahlen. Ich ging zur Herzl-Bär hinein. Sie sah mich finster an:

»Was willst du?«

Ich legte ein Goldstück auf den Tisch.

»Es ist von Ephraim.«

»Großvater Ephraim hat keine Schulden.«

»Sigi hat mir gesagt...«

»Ach Sigi – Ephraim hat nur Schulden, wenn er reich ist. Und weil er niemals reich ist, hat er keine. Wenn Sigi aus dem Haus ist, kann sich Edel holen, was sie braucht.«

»Sigi geht gar nicht aus dem Haus, er bleibt und liest in seinen Büchern, und eines Tages wird er so gelehrt wie der Rabbiner sein.«

»Weiß er denn nicht, was seine Pflicht ist?«

»Er sagt, daß Ephraim und Edel ja doch nur weitermachen würden wie bisher. Ich möchte ein Pfund Zucker und ein Pfund Kaffee.«

»Kaffee ist ausgegangen, Zucker auch. Es ist nur rosa Wolle da. Vielleicht ist euch damit gedient?«

Die Herzl-Bär gab mir das Geld zurück. Sie war nicht zu begütigen, das sah ich wohl.

»Es war kein Glück für Ephraim, daß du ins Haus gekommen bist.« Ich schluckte, als ich hörte, daß ich Sigis Unglück sei, ich hatte ein empfindliches Gewissen.

»Ihr hättet besser doch kein Porzellan gekauft. Wozu denn auch?
Um euch damit zu brüsten. Könnt ihr denn die Vitrine nicht mit
neuem Plunder füllen? Ich höre schon wie deine Mutter sagt: Das
haben wir beim Juden Ephraim entdeckt.«

»Sie sagt gar nicht ‚beim Juden Ephraim‘, sie sagt ganz einfach
Ephraim!«

Die Herzl-Bär ging in den Hintergrund des Ladens und machte dort
ein kleines Päckchen fertig.

»Da, bring es deinen Freunden hin.«

Vergeblich hielt ich ihr mein Goldstück vor die Nase. Sie scheuchte
mich, als sei ich Federvieh, zur Tür hinaus.

Ich öffnete das Päckchen draußen in der Gasse, weil es mir gar zu
leicht erschien. Was war darin – ein Bündel rosa Wolle, weiter
nichts.

Ich hing die Wolle an die Ladentür.

Allmählich nahm die ganze Gasse gegen uns Partei. Sogar der freundliche und sanfte Abraham begann, den Kopf zu schütteln. Er kam zu Sigi in den kalten Laden mit einem Bündel Holz und ein paar Kohlen. Trotz Sigis Einspruch kniete er vorm Ofen nieder und zündete ein Feuer an.

Er sagte: »Es ist für Ephraim«, als er hinausging.

Ich wurde lustig, als es prasselte und krachte, mein Freund jedoch sah finster drein.

»Ich werde wohl mein Bündel schnüren müssen.«

»Denk an den Schrank, Sigi.«

»Bah – Isidor war auch ein armer Schlucker. Vielleicht hat er den Goldschatz nur erfunden.«

»Ach nein, dann hätte er doch nichts gesagt; so kann man arme Leute nicht enttäuschen. Er spricht ja von der höchsten Not, das kann kein Hokuspokus sein. Glaubst du, daß Ephraim nichts unternehmen will?«

»Was Ephraim beschäftigt, ist der Spruch des Blinden. Der Blinde hat gesagt: „Laßt eure Hände von dem Schrank. Wenn eure Not nicht wie ein Wolf ist, dann wird das Wunder nur wie eine Maus sein.“«

»Wie groß denn würde jetzt das Wunder sein?«

»Es würde immerhin schon Katzengröße haben. Ich würde übrigens darauf verzichten, wenn ich allein in diesem Laden säße. Die beiden Alten aber, Edel und Ephraim, sie streiken beide, sie trinken nur noch Wasser, essen trocknes Brot. Wie lange soll ich das mit ansehn, sag?«

»Verlier nur nicht die Nerven, Sigi. Mir ist da etwas eingefallen, weißt

du. Man muß sie einfach überlisten. Erzähl ihnen, daß du geträumt hast. Da ist dir der Rabbiner selbst erschienen. Er hat gesagt: Sigi, mein Sohn, bleib hier!«

»Na schön. Wir wollen dein Rezept gleich ausprobieren.«

Sigi ging mir voran, wir kletterten die Hühnerstiege flugs hinauf und klopften an bei Ephraim.

»Großvater Ephraim, ich hab' heut nacht geträumt. Da ist mir der Rabbiner selbst erschienen. Er hat gesagt: Sigi, mein Sohn, bleib hier!«

Die Stimme Ephraims erklang im Innern:

»Sag dem Rabbiner, wenn er wiederkommt, daß er von dieser Sache nichts versteht.«

Ich war von seiner Antwort so enttäuscht, daß ich mich schluchzend auf die Treppe setzte. Da öffnete der alte Mann die Tür. Er sah uns aus perlmuttnen Augen an:

»Warum weint dieses Kind?«

»Weil Sigi geht«, stieß ich hervor.

»Geht Sigi?« fragte Ephraim erfreut.

»Ja, weil ihr ihn verstoßen habt.«

Das Wort fuhr Ephraim heiß ins Gebein.

»Wie könnte ich ihn je verstoßen?« fragte er empört. »Er ist mein Enkelsohn, die Hoffnung meines Alters! Ich war ein König all die Zeit hindurch, wie sollte ich mich selbst zum Bettler machen? Verstoßen, nein, das ist ein böses Wort. Hab' ich verdient, daß solche Worte fallen? Muß ich denn ohne Sigi nicht verderren?«

»Dann darf er also bleiben?« fragte ich.

»Nein. Wiederkommen muß mein Enkelsohn!«

Doch Sigi schüttelte den Kopf: »Es ist zu weit von dort.«

»Dann weißt du schon den Ort?« Ephraim war nun voller Eifer.

»Großer Gott, er geht!«

Ich schluchzte, es hätte einen Stein erweichen können.
»Sei still. Wir werden diesen Abschied noch hinausziehn«, flüsterte mir Sigi zu. Er blieb von Ephraims Lamento ungerührt.
Im Ofen flammte hell das Feuer auf, wie Ratten fingen Schatten an zu huschen. Ephraim holte seinen Globus aus der Kammer.
»Sigi, die ganze Welt, sie steht dir offen. Warum ist das Gesicht des Enkelsohns betrübt?«
»Du täuschst dich«, sagte Sigi, »mein Gesicht ist sonnig.«
Er fing das Trödlerlied zu singen an:

*»Wir sind ja keine Presbyter,
wir sitzen auch nicht im Rat,
wir tragen Lumpen und Flitter
und pfeifen auf den Staat...«*

Ich wischte meine Tränen ab und sang ein wenig kläglich mit. Jetzt wußte ich schon gar nicht mehr, was hier gespielt ward.
Plötzlich trat Sigi vor den Sekretär. Er sagte: »Ich wollte dir gern dein Geheimnis lassen, Merkurius, mein Freund, doch zwingt man mich, dir deinen Goldschatz abzunehmen.«
»Nein«, wehrte Ephraim, »wir müssen erst den Löb noch fragen. Löb will nicht, daß der Schrank geöffnet wird.«
»Löb«, zischte Sigi, »geht mich gar nichts an.«
»Ich kann nicht glauben, daß mein Enkelsohn mir widerspricht.«
»Ich widerspreche dir, auch wenn du es nicht glaubst.«
»Lauf, Edel, lauf zum Löb.«
»Ich bin schon oft zum Löb gelaufen, der Löb ist nicht daheim.«
»Nun«, sagte Ephraim, »dann bin jetzt ich der Löb. Die Alten sind hinausgegangen, Sigi, mit Schnürsenkeln und Englischpflaster. Warum willst du nicht gehn?«

»Warum nicht ich? Zur Schule habt ihr mich geschickt. Es ist nicht meine Schuld, daß alles nun vergeblich war.«

»Nicht deine Schuld. Wer redet denn von Schuld? Es ist ja noch viel schlimmer, du hast Pech. Hab' ich dir ansehn können, Sigi, daß du einst würdest haben Pech?«

Sigi verfärbte sich. Er fuhr empor und stieß den Globus um. Er stürzte aus dem Laden ohne Hut und Mantel. Ephraim warf die Arme in die Luft, und Edel heulte.

Ich aber rannte hinter Sigi her.

Ich holte Sigi ein, weit draußen vor der Stadt. Da stand er nun im freien Feld, umkrächzt von Raben, die in den Pappeln ihren Schlafplatz suchten. Er blickte auf, und sein Gesicht war nicht mehr finster.

Dann sah er, daß ich fror. Ich hatte meinen Mantel auch bei Ephraim gelassen. Wir kehrten also um. Der kleine Ofen im Trödelladen zog uns magisch an.

Ephraim stand schon wartend an der Tür.

»Schnürsenkel«, sagte Sigi, »Mottenkugeln – wenn ich erst reich bin, will ich mit dir teilen.«

Ephraim schüttelte den Kopf.

»Du wirst dein Leben machen ohne mich. Ich will es auf mich nehmen, daß der Schrank geöffnet wird.«

»Erlaubt es denn der Löb?«

»Ich weiß, daß er es nicht erlaubt.«

»Ja und die Herzl-Bär?«

»Wir brauchen sie dann ja nicht mehr.«

»Bedenke, daß vielleicht auch nichts im Schrank ist.«

»So ist es unser Schaden«, sagte Ephraim.

Ich mischte mich jetzt ein:

»Soll ich schnell einen Schlosser holen?«

»Ein Goj darf es nicht sein, er trägt uns aus.«

»Es gibt hier keinen Schlosser, der ein Jude ist.«

»Wenn er nur ein geschickter Jud ist, ein Schlosser braucht er nicht zu sein.«

Wir standen alle vor dem Schrank, Edel und Ephraim, Sigi und ich, und alle redeten wir heftig mit den Händen. Ich hatte es mir auch

schon angewöhnt, weil mir die große Geste gut gefiel. Ich breitete die Arme weit und sagte:

»Man muß mit größter Vorsicht hier zu Werk gehen.«

Die Freunde lachten mich ganz unverhohlen aus.

Da schreckte uns das Ladenglöckchen auf. Der Schutzi kam herein mit unheilvoller Miene:

»War hier ein Fremder in der letzten Zeit?«

»Ein Fremder?« wiederholte Ephraim. »Warum soll keiner dagewesen sein? Von unsfern Nachbarn können wir nicht leben.«

»Ich frage jetzt nach einem ganz bestimmten.«

»Sind doch die Fremden immer unbestimmt.«

»Ein schwerer Junge wird gesucht.«

»Ephraim ist ein Ehrenmann«, rief ich erzürnt.

»Auch Ehrenmänner drücken gern einmal ein Auge zu.«

Des Schutzis Blicke schweiften flink umher, sie konzentrierten sich jetzt auf den Kleiderständler. Da hing am Haken eine Seemanskluft.

»Die war zuvor nicht da. Wer hat sie euch verkauft?«

»Soll ich von meinen Kunden die Papiere fordern?«

»Es wäre gut für dich, du alter Itzig.«

»Der Mann heißt Ephraim, elender Schnüffler«, sagte Sigi.

»Elender Schnüffler«, schrieb der Schutzmann in sein Buch.

»Vergiß den Itzig nicht!«

Doch er vergaß.

Wir waren alle so erschöpft, daß wir uns jetzt nach einer Stärkung sehnten. Ich hatte Geld gebracht, und es war mehr, als man erwartet hatte. Selbst Ephraim war mit dem Handel nunmehr einverstanden.

Betrüblich war, daß keiner einzukaufen wagte. Man fürchtete nicht nur die Herzl-Bär, man scheute auch die Händler »draußen«. Sie waren immer bei der Hand mit Hohn und Spott. So kaufte ich am späten Nachmittag für meine Freunde ein. Mit wohlgefüllten Taschen kehrte ich zurück.

Trotz meiner Vorsicht hatte mich die Herzl-Bär erspäht. Ich fühlte ihren schwarzen Blick, als ich an ihrem Kram vorüberging. Sie haßte mich, weil Sigi, Ephraim und Edel mich freundlich aufgenommen hatten. Mir schien, daß sie die Macht mißbrauchte, die sie den Armen gegenüber hatte.

Edel kochte Kaffee. Die schöne alte Kanne mit den Füßchen, aus englisch Zinn, trat in Erscheinung. Die schönsten Tassen wurden aus dem Schrank genommen, sie waren wie gesottene Forellen blau. Natürlich waren sie auch staubig. Um sie zu säubern, füllten wir Kaffee hinein und schütteten den Inhalt auf die Gasse. Ich hätte gern den Schutzi angesprührt, der sich noch immer nah beim Haus herumtrieb. Ich traf ihn aber nicht. Dann saßen wir um diesen kleinen Tisch und mögen sonderbar und ganz phantastisch ausgesehen haben. Man hatte mir, weil ich noch immer fror, den kupferroten Türkenschal gegeben, in dem ich bis zum Kinn verschwand. Ich trank Kaffee wie die Erwachsenen, man tat mir auch nicht gegen meinen Willen Milch hinein. Zucker zerrührte ich, soviel ich wollte. Wir hatten eine Kerze angezündet, sie flackerte, die Schatten weh-

ten, es roch nach Moder, nach Kaffee und Zimt. Auch kam zuweilen von einem alten Ballkleid aus der Nische ein zarter Rosenduft. Hell schimmerte das Säckchen des Merkur und lenkte unsre Blicke auf den Sekretär.

»Wir können ihn nicht öffnen lassen«, erklärte Ephraim, »obgleich wir wollen, können wir es nicht.«

»So leicht glaubst du davonzukommen?« fragte Sigi.

»Mein Enkelsohn und ich, wir sind doch überein, daß Isis Schrank geöffnet werden muß.«

»Na ja, ich bin auf diesen Leim gekrochen.«

Ephraim brauste auf: »So öffne selbst! Nimm eine Axt und bring den Isi um.«

Es grauste mir, als er so sprach. Ich sah nun auch, daß Isidor sich für die Freunde in den Schrank verwandelt hatte.

»Man darf ihm doch nichts antun«, flehte Edel. »Ich habe den Verdacht, er gibt den Schlüssel ganz von selbst heraus, wenn er nur einverstanden ist.«

»Jetzt«, höhnte Sigi, »stellt sich der Isidor vor Ephraim. So kann sich Ephraim ganz der Verantwortung entziehn. Was wünscht er sich denn nun? Soll ich hausieren gehn? Soll ich noch bleiben? Euch auf der Tasche liegen oder nicht. Soll ich von seinem Geldsack profitieren? Hat er denn einen überhaupt, ist alles etwa nur Attrappe? Ich bin es leid, darüber nachzudenken.«

»Sieh zu, wie du mit Isi übereinkommst«, sagte Ephraim.

Ich dachte heftig nach, ob ich nicht helfen könne, da fiel mir plötzlich ein:

»Wir wollen Abraham zu Hilfe rufen.«

Sie waren alle einverstanden, denn alle liebten sie den kleinen und bescheidnen Mann im grünen Paletot. Ich lief und holte ihn herbei. Er ließ das eigene Geschäft und seine Kinderschar im Stich.

Nun redeten wir eifrig auf ihn ein, erzählten ihm von Isi und dem Sekretär und fragten ihn, ob Sigi wohl hausieren gehen solle.

»Ephraim«, sagte er, »bedenke, daß dein Enkelsohn mein Schwiegersohn geworden wäre. Kann er da als Hausierer auf die Straße gehn? Was würde Recha sagen? Würde sie nicht weinen?«

»Recha hat nicht geweint«, bemerkte Sigi, »sie hat mich ausgelacht. Der Leutnant...«

»Sprich nicht vom Leutnant, Sigi, weiß doch jeder, er hat der Recha nur flattiert. Sie hat es gern gehört, doch König David war ihrem Herzen näher als der Leutnant.«

»Abraham, glaubst du, was du sprichst?«

»Es ist die Wahrheit«, sagte Abraham.

Als nun der kleine Mann im Paletot hinausgegangen war, sah Ephraim den Enkelsohn verwundert an. Daß Sigi von Abraham als Schwiegersohn bezeichnet wurde, verlieh ihm eine neue, sonderbare Würde. Es war, als trage er den Hochzeitsrock und auf dem Kopf den glänzenden Zylinder. Was aber diese Vorstellung so schrecklich und gespenstisch machte, das war der Schatten Rechas, der nun plötzlich im schwach erhellten Raum erschien.

Recha, sie trug das weiße Brautkleid, das ich bei Ephraim in einem Kleiderschrank gesehen hatte. Es war aus Seide, mit Rüschen und mit Perlen ganz bedeckt, ein Kleid, das sprühte wie ein Wasserfall. Die andern schienen Recha gar nicht zu bemerken, auch Sigi nicht. Da stand ich auf und nahm vom Schaft noch eine von den schönen blauen Tassen. Ich spülte mit Kaffee den Staub hinweg und stellte sie zu unsern Tassen auf den Tisch.

Sigi sah mich verwundert an, und Edel sagte:

»Sie meint den Schlosser; das hat gute Weil.«

Zum Glück ließ man die Tasse aber stehn. Ich sah zu Recha hin, da glitt sie ohne Zögern neben mich. Ich schüttete Kaffee in ihre Tasse.
»Trink, Recha, er ist süß.«

Auch einen Tropfen Milch tat ich hinein, nicht viel, Erwachsene mögen keine Milch. Auf Zucker aber sind sie manchmal scharf. Ich sparte nicht am Zucker, den ich Recha gab.

»Daß Kinder immer spielen müssen«, sagte Edel mild.

Die Kerze brannte nieder, und das Bild zerfloß. Mir schien, der Spiegel in der Tasse habe sich gesenkt. Ich trank den Rest noch aus – umkommen durfte nichts bei Ephraim. Als ich getrunken hatte, war es mir, als sei ich jetzt mit Recha völlig eins.

Nun flackerte nur noch der Docht im flüssigen Stearin. Niemand erhob sich, um das Gaslicht anzuzünden. Doch brannte draußen vor der Haustür die Laterne schon. Man profitierte oft von ihrem Licht. Edel gelang es gar, die Socken Ephraims dabei zu stopfen. Am liebsten lebte man bei Kerzenschein. Da blühte diese arme kleine Welt, da fing der graue Staub zu glänzen an. Im Spiegel war ein großes Fest in Gang.

Ich sah den Schatten zu, die draußen in der Gasse sich bewegten. Sie kamen mir schon sehr bedrohlich vor, doch hoffte ich, daß diese beiden Alten, Edel und Ephraim, sie mit den heimlichen Gebeten bannten.

Plötzlich geschah, was ich erwartet hatte: Die Tür ging auf, und einer kam herein. Er warf den Mantel ab und zückte allsogleich ein blankes Messer. Dann wandte er sich ganz allein an mich: »Du kennst mich wohl?«

Ich schüttelte den Kopf, die Sprache blieb mir weg.

»Gut«, sagte er, »es rettet dir das Leben, daß du mich nicht kennst.

Ich habe hier noch eine Kleinigkeit zu tun.«

Mit diesen Worten ging er an den Kleiderständer und nahm die Seemannskluft herab. Dann trennte er mit seinem blanken Messer ritsch-ratsch das kleine Namenschild heraus.

»So, meine Freunde, nichts Persönliches, nur ganz im allgemeinen gute Wünsche.«

Ich hörte eine Stimme wie aus weiter Ferne: »Schiff ahoi!«

Dann sagte Edel leise: »Sie ist müd!«

Ich schüttelte den Kopf so heftig, daß die Haare flogen:

»Noch eben war der Seemann da.«

Und Edel wiederum: »Sie hat geträumt.«

»Das ist nicht wahr. Ich bin die einzige, die wach ist hier. Der Seemann hat das Namenschild aus seiner Kluft getrennt.«

»Das Namenschild?«

Sie rissen alle weit die Augen auf.

Ephraim nahm die Kluft nun ebenfalls vom Ständer und trug sie in den Lichtkreis der Laterne.

»Ja«, sagte er, »das Schild ist weg.«

Er zupfte ein paar Fäden aus der Wolle.

»Ich glaube, es war gar nicht mehr darin«, bemerkte Sigi.

»Dann hätte er's doch nicht entfernen können«, fuhr ich auf.

»Ach, dir geht Traum und Wirklichkeit in eins.«

»Na«, sagte ich, »ihr werdet euch noch wundern. Gut' Nacht, Sigi!

Edel und Ephraim, ich wünsche gute Nacht.«

Isidors Sekretär, mit dreiundzwanzig Fächern, die verschlossen waren – so viele Schlüssel würden nötig sein, ihm sein Geheimnis zu entreißen! Vorhin im Dämmer hätte es geschehen können; der Seemann wäre stark genug gewesen, dem zierlichen Merkur den Geldsack abzunehmen. Doch ob er ihn dann abgeliefert hätte? Man trennt sich leichter wohl von einem Anker als von seinem Geld. Und doch: Der Anker fiel mir tröstlich ein, den Sigi jetzt in seiner Tasche trug. Ein Amulett – es würde seine Wirkung schon noch tun. Inzwischen war es nämlich so, daß wiederum ein Wunder fällig war. Ich trug in unserm großen Haus zusammen, was in den Schlüssellochern all der Türen, der Truhen, Kisten, Kasten steckte und was schon ausrangiert undrostig im Gerümpel lag.

Die ganze Mappe hatte ich voll Schlüssel, als ich dann wieder in die Judengasse kam. Ich hatte auf Verwendbarkeit nicht sehr geachtet, auf einmal hatte mich die Leidenschaft gepackt, die Sehnsucht, alles zu erschließen, was verschlossen war. Ich brachte einen Riesen-schlüssel mit, der unser Gartenhaus – es war ein alter Turm im Festungsring – verschloß. Auch Uhrenschlüssel hatte ich dabei, den Schlüssel meines Tagebuchs sogar, des hübsch in Leder eingebundenen, in dem nichts stand als dies: »Ich gehe jetzt zu Sigi« und »Ich war bei Sigi.« Ich nahm auch noch den Schlüssel der Kassette, in der wir den Familienschmuck verwahrten. Nach meinem Raubzug war zu Haus kein einziger Schlüssel mehr.

Zunächst ward der Verlust in dem geheimsten Kabinett des Hauses aufs peinlichste bemerkt. Man hielt die Sache noch für Schabernack. Der Umfang des Geschehenen aber löste Panik aus. So sehr

man sich daheim jedoch entsetzte, Edel und Ephraim erschraken noch viel mehr. Ich wurde unwirsch wieder heimgeschickt, und unwirsch wurde ich zu Haus empfangen.

Am Ende einer bitteren Unterredung erklärte meine Mutter mir, daß die Besuche in der Judengasse nun endlich unterbleiben müßten. Im Augenblick sei auch von ihr kein Wunder zu erwarten.

Ich sah mich um in meinem kleinen Zimmer, in diesem reinlichen, langweiligen Gelaß, in dem es neben einer gelben Schulbank bereits ein mullumbauschtes Toilettentischlein gab, mit Spiegel und Flakons, und eine Schmuckschatulle. Mein Blick fiel auf das Leopardenfell, auf dem ich gerne lag. Der Leopard sah mich jetzt grimmig an. Ich fragte meine Mutter (und ich wußte, daß sie niemals log): »Ist alles, was in diesem Zimmer sich befindet, mein Eigentum, und ist es mir geschenkt?«

Sie sagte: »Ja«, wie sie es früher schon versichert hatte. »Die Schlüssel waren nicht dein Eigentum«, erinnerte sie nebenbei.

»Ich habe sie zurückgebracht, es fehlt ja keiner.«

Im Schutz der Dunkelheit ging ich mit meinem Leopardenfell zu Sigi.

Mein Freund war nicht wie sonst im Laden, nur Ephraim und Edel waren da. Sie sagten mir, daß Sigi in den Turm gestiegen sei. Der Leopard erregte ihr Erstaunen. Sein Kopf lag über meiner Schulter, der rosa Rachen gähnte in den Raum.

»Ich schenke dir die Katze, Tante Edel, sie ist mein Eigentum.« Ephraim fing zu zittern an, und Edel schluchzte.

»Wir können sie nicht nehmen«, klagten sie, »du bist ein Kind. Wie kannst du uns das antun! Zuerst die Schlüssel und jetzt gar den Leu – da werden alle Leute sagen, daß Ephraim ein Schelm ist und die Edel eine Schelmin.«

»Sigi ist doch mein Freund.«

»Es wird alsbald dein Feind sein«, drohte Edel.

»Ach nein! Ruft ihn herunter.«

»Wir können ihn nicht rufen, wenn er doch im Turm ganz oben ist.«

»Dann laßt mich jetzt hinauf.«

»Nein, niemand darf hinauf. Er will allein sein. Er wird erst spät herunterkommen. Wenn man bedenkt, wie kalt es droben ist...«

Die Tränen rannen ihr von neuem aus den Augen.

»Ich will auf Sigi warten«, sagte ich.

»Sie werden dich daheim vermissen.«

»Sie wissen schon, wo ich zu finden bin.«

Nun ließen Ephraim und Edel mich allein. Ich zog das Leopardenfell nah an den Ofen, in dem ein kleines Feuer brannte. Dann streckte ich mich auf dem Leoparden aus. Im Kessel summte der Kaffee für Sigi, und auf dem Tisch lag schwarzes Brot, sonst nichts. Ich wurde noch viel trauriger, als ich es sah, ich wusch den

Leopardenkopf mit meinen Tränen. Wie bitter war dies Leben, bitter noch als dieser gräßliche Zichorientrank. Ich war entschlossen, hier nicht wegzugehn, bevor Sigi erscheinen würde. Wenn er nicht käme, würde ich trotz des Verbots den Turm besteigen.

Ich rollte mich in meinen Teppich ein. Ich war nur dünn und klein, ein Pudel hätte mehr aus sich gemacht. Daß es schon spät war, ängstigte mich wohl, doch größer war die Angst um Sigi. Ich wußte ja, wie ihm zumute war.

Die Gasse draußen war wie ausgestorben, der kalte Ostwind nur war unterwegs. Er trug getreulich jeden Glockenschlag herüber.

Ich lag und dachte über vieles nach. Es war nicht leicht, Erwachsene zu lieben. Woher denn sollte Sigi Hilfe kommen, wenn hier kein Wunder und kein Leopard verfing. Das schlimmste aller Übel schien mir doch, ein Kind, nichts als ein Kind zu sein.

Das Blubbern des Zichorientranks ward immer leiser, das Ofenrohr begann zu knistern, als sich die Wärme mehr und mehr verlor. Ich fror so sehr, daß ich nach einer Weile den alten Mantel Edels von der Tür nahm. Er mußte mir als Decke dienen, ein kleines Guckloch hielt ich mir noch frei. Ich lag und lauschte angestrengt und gab mir Mühe, unentwegt zu wachen.

Dann sah ich plötzlich einen hellen Schein. Er fiel aus einer Taschenlampe auf Isis Sekretär. Der Schein glitt langsam über jedes Fach. Ich sah das edle Holz aufleuchten und erglühn. Die Messingschilder, köstlich ziseliert, Maiglöckchen, zierliche, zum Kranz gebogen – nie hatte ich sie vorher recht gesehn. Wie blühte jetzt das Holz, Kirschholz, Zitronenholz und Ebenholz. Die Maiblumen der Schlüsselschilder, ich roch sie nun sogar. Der Raum verwandelte sich mir in Wald. Geruch des moderigen Bodens, Geruch des bitteren Farns, des faulen Laubs und machtvoll süß und sonderbar der Duft der Blumen.

Nach einer Weile erst sah ich die Hand. Sie tastete von einer Maiblume zur andern. Sie kam mir wie ein scheußlicher Polyp vor. Die Hand wuchs aus der Dunkelheit heraus, sie sah bedrohlich aus, als habe sie schon schlimme Tat vollbracht. Die Kehle war mir jetzt wie zugeschnürt, ich wollte schreien, konnte aber nicht. Das war vielleicht mein Glück, sonst hätte mich die Hand erwürgt.

Dann war ein Schritt vernehmlich in der Gasse. Sofort erlosch das Licht, ein Schatten bewegte sich zur Tür, stand eine Weile lauschend vorgeneigt und schlüpfte leis hinaus.

Die Zähne schlügen mir noch aufeinander, als Sigi kam mit einer winzigen Petroleumlampe.

»Der Seemann«, sagte ich, »er war schon wieder da.«

»Der Seemann? Ja, was ist mit dir denn los?«

»Vor einem Augenblick ist er hinaus. Ich habe ihn an seinem Gang erkannt. Sein Schatten hat geschaukelt, Sigi. Du weißt doch, daß ein Seemann schaukelt, wo er auch geht und steht. Er hat es abgesehen auf den Schatz. Es hat nicht viel gefehlt, so hätte er den Schrank geöffnet.«

»Da hättest du im Traum fast das Problem gelöst.«

»Er hätte es gelöst, und nicht im Traum.«

Ich schob den Mantel weg, der Kopf des Leoparden wurde sichtbar.

»Was ist das?« Sigi war erstaunt.

»Ein Leopard.«

»Soll er den Seemann etwa beißen?«

»Er soll dir dienen, Sigi, setz ihn um.«

Er lachte leis und herzlich:

»Hast du ihn ganz einfach von daheim entführt?«

»Er ist mein Eigentum.«

»Nein,« sagte er, »ein Kind hat so was nicht.«

»Ein Kind – mag sein. Ich bin nun aber doch nicht irgendeines.«

»Nein, ein besonderes Kind. Der Leopard muß dennoch aus dem Haus.«

»So schlägst du alles in den Wind. Und aus dem Seemann machst du dir schon gar nichts.«

»Hör«, sagte plötzlich Sigi ernst, »ich mach' mir was aus dir.« Ich schüttelte den Kopf.

»Dann säßest du doch nicht im Turm. Du würdest hier im Laden auf mich warten, wie damals, als wir eure Ofenplatten ansahn. Da hast du mir erzählt von König David, von Abraham, wie er den Isaak opfern wollte, und von dem Wunder, das geschah. Du hast es selbst geglaubt, und heute glaubst du überhaupt nicht mehr an Wunder. Die sahen früher auch nicht anders aus und kamen nur aus Liebe. Meinst du nicht?«

Er nickte: »Der Leopard ist zweifellos ein Wunder. Es bleibt bestehn, auch wenn wir jetzt des Wunders hübsches Fell zu dir nach Hause tragen. Im übrigen lass' mich nur eine Weile noch im Turm. Es dringt zuviel Gerede auf mich ein, wenn ich hier unten bin. Das letzte, was ich hörte, war, daß der Professor vor der Klasse sagte, er freue sich, das räudige Schaf auf ‚gute Art‘ nun los zu sein. Ich werde über solche Reden lachen, sobald es einen Weg gibt, den ich gehen kann. Es ist ja keine Überhebung, wenn ich sage, ich kann nicht handeln wie die Alten. Sie hatten Kraft genug, Demütigungen zu ertragen, nur um ans Ziel zu kommen. Sie haben so verachtet, daß sie die Verachtung der andern überhaupt nicht treffen konnte. Ich bin nicht so gefeit wie sie.«

Ach ja, man konnte sehen, daß er litt. Man konnte es noch bei dem winzigen Schein des Lämpchens sehen. Er war wie ein Gespenst so blaß und dünn. Ich hatte Angst, er würde sich in Nichts auflösen. Ich bat ihn, Brot zu essen und Kaffee zu trinken, um mich von seiner Wirklichkeit zu überzeugen. Er schüttelte den Kopf:

»Ich bin gekommen«, sagte er, »um mir ein Buch zu holen, nicht um Brot.«

»Willst du verhungern, Sigi?«, frage ich voll Angst.

»Ich habe heute mittag schon bei Ephraim gegessen.«

Es klang, als habe er an einem fremden Tisch gespeist. Jetzt sah er, daß die Tür nicht ganz geschlossen war.

»Einbrecher hätten es hier leicht«, bemerkte er, »sie wissen aber ja, daß nichts bei uns zu holen ist als alter Plunder.«

»Nein«, sagte ich, »die Leute meinen, alle Juden seien reich. Und wenn dann einer schmutzig und verhungert ist, dann halten sie ihn nur für geizig. Es gibt ganz einfach keine armen Juden. Sigi, gib acht, daß sie den Schatz nicht stehlen. Er ist doch deine große Möglichkeit.«

»Die große Möglichkeit?«

Er schüttelte den Kopf. »Die ist er nicht.« Dann legte er den Leoparden über seine Schulter.

»Komm«, sagte er, »wir wollen gehn.«

Ich träumte jede Nacht von einem Mann, der mit dem Mond ins Zimmer kam und sich an meinem Schrank zu schaffen machte. Es war der gleiche immer, und ich kannte die Silhouette ganz genau. Er schloß den Schrank auf, schüttelte den Kopf und schloß ihn wieder zu. Es hingen ja nur Kinderkleider auf der Stange. Nie sah ich sein Gesicht, er kehrte mir nur seinen Rücken zu. Doch einmal würde er sich umsehn und mich fragen:

»Heda, wo ist der Schatz?«

Ich hatte keinen. Dann aber gab es leider kein Entrinnen. »Geld oder Leben« hieß die Forderung.

Ich hatte wohl ein halbes dutzendmal geträumt, als meine Mutter endlich mir erlaubte, den armen Sigi wieder zu besuchen. Es war nun freilich so, daß ich auch gegen ihren Willen zu ihm hingegangen wäre. Ich mußte ihn ja warnen, er war ohne Arg. Das Schlimme war, er hatte mir die nächtliche Erscheinung nicht geglaubt. Und doch war zwischen ihr und meinen Träumen deutlich ein Unterschied. Es war durchaus nicht so, wie die Erwachsenen meinten, daß mir die Grenze zwischen Traum und Wirklichkeit verschwamm.

Diesmal nun ließ ich mir die Turmbesteigung nicht entgehn. Ich schoß an Edel und an Ephraim vorbei durch Flur und Hof, gewann die Treppe und begann emporzuklettern. Der Wind pfiff durch die Luken, das Geländer krachte, die Stufen ächzten, es stob Schnee herein, das Holz war glatt und jeder Schritt gefährlich...

Auf einmal hörte ich die Stimme Sigis. Mit wem denn redete mein Freund? Der andere jedenfalls kam nicht zu Wort. Er mußte wohl ein Widersacher sein, denn Sigi sprach gereizt und überlaut.

Ich lauschte nie an Türen, denn man hatte mir gesagt, daß Köchin-
nen und Waschfrauen nur lauschen, daß es ihr Privileg sei und nicht
meines. Man müsse sich bemerkbar machen, müsse sich räuspern,
husten oder auch mit harten Gegenständen um sich werfen, wenn
man je in die Lage käme, ein unerwünschter Mithörer zu sein.

Ich ließ also die Büchermappe fallen. Die Tür der Speicherkammer
wurde aufgerissen, und Sigi sah heraus. So zornig hatte ich ihn nie
gesehn.

»Du bist es«, zürnte er. »Laßt ihr mich nie allein?«

»Ich wollte dir nur sagen, Sigi, daß ich da bin. Wer ist bei dir denn
in der Kammer?«

»Wer soll hier oben sein?«

»Es war, als hättest du an einen hingeredet, der ein Feind ist.«

»Na ja, ich sage dem Professor ab und zu die Meinung. Dann stelle
ich mir vor, er stehe mir hier gegenüber. Es fällt mir ja so vieles ein,
vom Anfang meiner Schulzeit an, Spott und Verachtung und
Zurücksetzung.«

»Sigi, ich bin gekommen, weil es eilt.«

»Nichts eilt bei uns. Weißt du das jetzt noch immer nicht?«

»Der Seemann jedenfalls hat Eile. Ich habe schon so oft von ihm ge-
träumt, ein paarmal ist er wirklich dagewesen. Wenn er jetzt kommt,
dann wird es ernst. Ach, aber alles schlägst du in den Wind, was ich
dir sage.«

»Nun fang nur gleich zu heulen an.«

»Nein, das war früher. Du kannst jetzt machen, was du willst, ich
weine überhaupt nicht mehr.«

»Dann komm herein.«

Ich trat recht zaghaft in das Turmgemach, denn alles schüchterte
mich ein, das Elend meines Freundes, seine Ungeduld. Wie kalt
und trostlos war es nun auch hier! Beim Schein des winzigen Petro-

leumlämpchens sah ich, was mich aus der Fassung brachte: einen Koffer, wie eine Ziehharmonika geformt, aus feinem Leder und mit vielen Riemen. Er kam mir sehr bekannt vor, ja es konnte gar kein Zweifel sein, daß er aus unserm eigenen Hause stammte, daß es der alte Koffer meines Vaters war, der ihn auf seiner Weltreise begleitet hatte.

»Sigi«, rief ich, »wo hast du diesen Koffer her?«

»Von Ephraim!«

»Es ist der Koffer meines Vaters. Er lag auf unserm Speicher. Meine Mutter hat ihn Auguste mitgegeben. Die hat ihn dann vielleicht durch einen Dritten an Ephraim verkauft.«

Sigi entsetzte sich:

»Hat sie auch hier noch ihre Hand im Spiel? Dann werde ich verzichten, der Gedanke stört mich.«

»Mein Vater hätte ihn Auguste nicht gegeben, er hängt an seinen alten Sachen. Das heißt, dir würde er ihn überlassen.«

»Nein, danke. Daß ihn die Magd gehabt hat, ist ein böses Omen.« Ich wünschte sehr, ich hätte nichts gesagt. Sigi fing an, vor meinen Augen auszupacken. Er legte das bißchen Armut auf den Boden, Bücher und Hefte, ein weißes Hemd und einen schwarzen Binder. Ach, die Bescherung sah so traurig aus; mein Vorsatz, nicht zu weinen, kam ins Wanken.

Nicht nur aus Mitleid war ich so betrübt, ich fühlte, daß die Trennung dicht bevorstand.

Sigi stieß mit der Spitze seines Schuhs das Hemd an, das am Boden lag: »Gott weiß, wer das getragen hat.«

»Ach Sigi, wenn der Schatz gefunden wird, schaffst du dir lauter neue Sachen an.«

»Ja, wenn der Schatz gefunden wird.«

»Du glaubst nicht recht daran.«

»Ich muß ja wohl.«

»Ist es denn nicht die einzige Hoffnung, die wir haben.«

»Wir beide!«

Er lachte jetzt und legte mir die Hände auf die Schulter. In diesem Augenblick war er wie früher. Ich war beglückt, fast hätte ich mich angelehnt an ihn. Das aber war mir ja verboten.

Ich redete wie die Erwachsenen klug daher.

»Wir brauchen diesen Schatz, das ist ganz klar. Weil wir ihn aber dringend brauchen, Sigi, mußt du sehr auf der Hut sein, daß ihn keiner raubt. Ich habe nicht umsonst so oft geträumt. Bleib diese Nacht im Laden, Sigi. Ich glaube ganz bestimmt, daß heut der Räuber kommt.«

»Warum gerade heut?«

«Weil Neumond ist, da sind die Räuber alle unterwegs, der Seemann sicher auch.«

Nun, Sigi lachte mich nur aus. Dann sagte er:

»Geh jetzt nach Haus, ich muß noch etwas in das Heft hier schreiben.«

Na ja, so schickt man Kinder eben heim. Was hilft es, wenn ein Kind sich widersetzt.

Als ich zurückkam in den Laden, da waren Ephraim und Edel nicht mehr um den Weg. Sie ließen ohne Sorge ihren Kram allein. Ich sah mich um – bei Porzellan und Leuchtern erblickte ich ein halbes Dutzend Wecker, aus Kupfer, Messing, Nickel und lackiertem Blech. Ich zog sie alle auf und stellte sie, den einen auf zwölf Uhr nachts, die andern jeweils eine Viertelstunde später.

Dann ging ich ziemlich hoffnungslos nach Haus.

Am nächsten Tag stand alles auf dem Kopf bei Ephraim. Ich hatte letzten Endes nicht geglaubt, daß meine Wecker sehr viel nützen würden, und doch – der erste hatte es sogleich geschafft. Der Räuber war geflohn – ich wußte schon, daß es der Seemann war. Mit einem Dietrich hatte er das Schloß der Schreibplatte geöffnet; bevor es ihm jedoch gelungen war, die kleinen Schubfächer zu untersuchen, schlug ihn der Wecker in die Flucht.

Gleich war jetzt Sigi auf dem Plan, Edel und Ephraim erschienen etwas später.

»Sechs Wecker hast du auf uns losgelassen«, sagte Sigi, »und uns fiel es nicht ein, sie abzustellen. Na jedenfalls ist jetzt der Schrank geöffnet.«
»Was ist darin?«

»Nichts, wie du siehst. Nicht einmal ein Korallenkettchen.«

Mir war, als sei nun alles aus. Ich wußte, was für Sigi auf dem Spiel stand.

»So hab' ich es erwartet«, sagte er.

»Wir suchen das Geheimfach«, flüsterte mir Edel zu.

Sigi schien ungemein vergnügt.

»Ja, sucht nur, meine Lieben – ohne mich!«

Ich hatte Angst, weil er so unnatürlich lustig war. Jetzt fragte Ephraim mit großer Geste:

»Glaubt denn mein Enkelsohn, daß Isidor ein Lügner war?«

»Es war ein Narr«, erwiderte mein Freund.

Ich sagte: »In diesem Schrank muß ein Geheimfach sein.«

»Sieh an, wie schlau du bist.«

»Wir haben selbst doch einen Sekretär, und im Geheimfach waren die Pistolen.«

Ich fingerte herum, zog eine Schublade heraus und tastete die Wand des Hohlfachs ab. Aha, da war die kleine Feder, die ich suchte. Ein leises Knack, das Bodenbrettchen sprang empor, ich zog es mit geübter Hand heraus, da war auch Ephraim an meiner Seite und tauchte mit dem langen Arm ins Dunkel. Im nächsten Augenblick schon schleuderte er eine Münze in den Raum.

Wir schrien wie am Spieß, Edel und ich. Sigi war wie die Wand so weiß. Er fragte:

»Ist es die einzige Münze nur?«

»Mein Enkelsohn wird reich sein«, sagte Ephraim.

Er brachte eine ganze Hand voll Gold zum Vorschein.

»Isidors Schatz!«

Wir waren alle wie geblendet. Die Münzen wanderten von Hand zu Hand. Es waren winzig kleine Golddollars dabei. Abrahams Knaben stürzten in den Laden, sie hatten unser hitziges Geschrei gehört. Abraham selbst erschien mit Sarah an der Hand. Der arme kleine Mann fing an zu weinen.

»Recha, sie wäre reich geworden, reich.«

Es dauerte nicht lang, da wußte auch die Herzl-Bär von dem Ereignis. Sie kam und äußerte sich mißvergnügt:

»Ein feiner Herr wird Sigi sein, wenn er hinausgeht. Die Alten haben so nicht angefangen. Gib ihm nicht alles, Ephraim, du wirst den Schatz noch einmal nötig brauchen.«

»Wir werden ihn zurückerhalten«, sagte Edel.

»Das weiß man nie, ob etwas übrigbleibt.«

Sigi sah seine Widersacherin mit kühlen Blicken an.

»Mißtraust du mir?«

»Ihr Jungen seid nicht wie die Alten. Ihr seid bequem geworden und zu fein. Ihr wartet immer nur, daß man euch hilft. Den Alten hat nur Gott geholfen.«

»Nach deiner Meinung hätt' ich dann auch gar nicht aufs Gymnasium gehen sollen?«

»Wohin hat es geführt?«

Er lachte zornig. »Das hättest du vorhin noch fragen können. Damit du aber deine Frage nicht zu wiederholen brauchst, ist dieser Schatz gefunden worden.«

»Hältst du jetzt etwas von der Vorsehung?«

»Sie hält etwas von mir.«

»Wozu viel reden?« sagte Ephraim. »Mein Enkelsohn ist reich.«

Nachdem die Freunde weggegangen waren, trug Ephraim den Schatz in seine Kammer, versteckte ihn im Bett und legte sich darauf.

Edel und Sigi hatten Vollmacht, bei andern Juden in der Gasse auf Kredit zu kaufen. Es ging jetzt um die Ausstattung des »Enkelsohns«. Sigi bekam ein halbes Dutzend weiße Hemden, nicht hellblaue und rosafarbne, wie Ephraim sie so besonders schätzte. Ein Koffer wurde angeschafft, Vulkanfiber mit Lederecken, ein gutes Stück und völlig neu.

Sigi war wiederum beim Packen, als ich zu ihm kam. Er pfiff ganz leise vor sich hin.

»Du hast noch nie gepfiffen, Sigi.«

»Ja«, sagte er, »es geht mir selbst die ganze Zeit schon auf die Nerven.«

Ich wollte gerne fröhlich sein mit Sigi, ich wartete ja immer nur darauf, daß etwas Lustiges geschehen möge, doch ihm gelang die Fröhlichkeit nicht recht, es war ihm viel zu lange schlecht gegangen. Edel kam in den Laden, in der Hand ein Säcklein Reis. Sie kaufte alles jetzt in Säcken ein.

»Ich will doch einen kleinen Vorrat haben, man weiß ja nie, was kommt.«

Ach ja, man wußte nicht, wie lange dieses Wunder dauern würde. Es war so bitter, wenn man jeden Tag der Krämerin die Armut eingestehen mußte, in der man sich »im Augenblick« befand. Man durfte sich das Billigste nur nehmen. Die Herzl-Bär, die selbst verstand zu darben, erzog die Armen nicht zur Üppigkeit. Sigi war einmal recht erbittert, als er hörte, daß Edel Futterhaferflocken kochen mußte.

Jetzt brachte sie den besten Reis nach Hause.

»Ich hole«, sagte sie, »noch weißes Mehl und Zucker. Die Herzl-Bär macht ein Gesicht wie Essig, doch nun ist's mir egal.«

»Was hat der Löb zu unserm Schatz gesagt?«

»Wir hätten ihn nicht heben sollen, Sigi.«

»Wir haben ihn doch aber nicht gehoben, das war doch höhere Gewalt. Und dann – wir waren nun einmal am Ende.«

»Am Ende, nein, das glaubt er nicht. Er meint, es könne noch ganz anders kommen. Ihr seid jetzt vor dem Aufbruch in die Wüste, hat Löb gesagt, es tut mir leid um euch, ihr habt ja nicht ein einziges Kamel, und der euch führen sollte, geht davon.«

»Ich habe keine Führereigenschaften«, sagte Sigi, »ich glaube nicht, daß ich euch in der Wüste nützlich wäre. Daß ich euch später helfen kann, dazu müßt ihr mir helfen, anders geht es nicht.«

»Ephraim ist bereit.«

»Ich bin nicht sicher. Er liegt auf seinem Schatz und steht nicht auf.«

»Ich gehe jetzt zu Ephraim und sag ihm, daß er aufstehn muß.«

Edel verschwand und kam nach einer kleinen Weile wieder:

»Ephraim muß noch überlegen, wie er im Sinne Isidors zu handeln hat.«

»Als wir den Schatz entdeckten, hat er es gewußt.«

»Du kennst ihn, Sigi, immer zaudert er.«

»Es wird der Löb sein, nicht der Isidor, der ihm Bedenken macht.«

»Und wenn der Löb – auch der meint es ja gut mit uns.«

»Mit euch, doch nicht mit mir.«

»Mit dir erst recht.«

»Ja, nach dem Grundsatz: Gott züchtigt die er liebt. Da trifft er aber nicht auf Gegenliebe. Meinst du nicht auch, daß es nun an der Zeit sei, nicht mehr auf Borg zu kaufen, sondern die alten Schulden zu bezahlen? Das kann die Herzl-Bär jetzt in der Tat verlangen. Ephraim hat die Ernte eingebracht. Wir sollten auch den Wert des Schatzes wissen.«

»Hat Isidor ihn etwa uns vermacht?«

Sigi hob ärgerlich die Schulter:

»Sind wir nicht Ephraims Familie? So nennt er uns, wenn er mit andern spricht. Du jedenfalls bist ihm ja nützlich, Edel, du wäschst ihm seine Hemden, kochst sein Mahl.«

»Ich esse mit an seinem Tisch!« Edel war jetzt ganz Abweisung und Würde. »Auch alte Kleider schenkt er mir aus Seide und mit Samtbesatz.«

»Gut, Edel, du beschämst mich. Sprechen wir doch lieber nicht davon. Eins aber muß mir Ephraim ja sagen: Ob er mein Studium bezahlen will.«

»Wenn er den Koffer doch bezahlt! Nur wer verreisen will, braucht einen Koffer. Warum mußt du verreisen, Sigi? Weil du studieren mußt, das ist doch klar.«

»Vielleicht muß ich hausieren, Edel.«

»Darüber war doch ausgeredet, Sigi.«

»Nie ist hier ausgeredet, nie. Ephraim, er verschwört sich, wirft sich in die Brust und weiß von nichts.«

»Man muß ihm Zeit lassen, sein Geld zu zählen.«

»Ich habe den Verdacht, er wird es niemals zählen. Der Schrank ist aufgebrochen, Ephraim liegt auf dem Schatz, das heißt, daß er sich selbst in einen Schrank verwandelt, der diesem Schatz nun wieder Schutz gewährt.«

Ich mußte lachen: Ephraim, der ein Schrank wird, das war lustig.

»Es kommt mir aber gar nicht lustig vor.«

»Ach, du nimmst alles immer viel zu schwer. Mein Vater sagt, daß Ephraim nur ein Produkt sei, und daran sollten alle Leute denken, die sich in andern Umständen befinden.«

Jetzt hatte Sigi Mühe, ernst zu bleiben.

»Ephraim wird sich in den nächsten Tagen nicht erheben«, prophezeite er.

Ich fragte: »Habt ihr noch gar nichts von dem Schatz bekommen?«
»Ein einzges Goldstück«, sagte Edel, »nur diesen winzigen Dollar, Wert vier Mark fünfzig.«
»Du hast ihn hoffentlich nicht umgetauscht?« erkundigte sich Sigi.
»Doch. Gegen gutes Geld.«
»Er hat doch Sammlerwert!«
»Kann ich vielleicht auf einen Sammler warten?«
»Ach so –du hast den Reis nun doch bezahlt?«
»Nein«, sagte Edel, »ich hab' ein Buch gekauft.«
»Ein Buch?« verwunderte sich Sigi.
»Ja, ein Gebetbuch, damit du weißt, wenn du jetzt in die Welt gehst, wo du hingehörst.«

Es dauerte nun ein paar Tage, bis ich die Freunde wiedersah. Ephraim freilich war noch immer unsichtbar. Sigi erzählte mir, daß Edel oft versucht habe, den alten Mann zum Aufstehn zu bewegen.

»Ephraim, komm, es ist ein Kunde da.«

»Sag ihm, ich habe keine Zeit.«

»Wie kann ich ihm das sagen? Er geht fort!«

»Wir können ihn nicht halten, Edel, mag er gehn.«

»Du ruinierst uns.«

»Wer redet denn von ruinieren – wir sind reich.« –

Ich sagte: »Vielleicht ist er nun wirklich krank?«

»Ephraim hat den besten Appetit, er blüht noch einmal auf.«

Von Sigi konnte niemand sagen, daß er blühe, er sah ganz fahl und elend aus. Ich brachte ihm an diesem Tag ein Herz aus Biskuit mit, das hatte ich geschenkt bekommen. Es sah verlockend aus, mit Zuckerguß und mit kandierten Früchten.

Ich sagte: »Wir feiern jetzt den Schatz.«

»Nein«, wehrte Sigi ab, »sprich nicht vom Schatz. Du kannst ja feiern was du willst, nur das nicht.«

Er sah das Herz voll Unbehagen an. Ich war enttäuscht und wieder nah am Weinen. Dann aber fiel mir etwas andres ein: »Sigi, wenn es sonst nichts zu feiern gibt, dann feiern wir das Herz.«

»Ja«, nickte er und legte den Arm um meine Schulter, doch als ich mich nun an ihn schmiegen wollte, entgegen jeder Abmachung, da schob er mich zurück.

Edel kam jetzt herein, sah, daß es Kuchen gab, und war sogleich bereit, Kaffee zu kochen. Um uns den Spaß nicht zu verderben, war Sigi mit der Feier einverstanden.

Ich wußte noch, daß es bei Ephraim ein großes altes Grammophon mit einem Riesentrichter gab. Als Edel den Kaffee servierte, bat ich sie, eine Platte aufzulegen, damit wir alle froher würden. Es dauerte nicht lang, da quoll *Freut euch des Lebens* aus dem Trichter. Ich sang die Strophen – alle sieben – mit:

»Wenn scheu die Schöpfung sich verhüllt
und laut der Donner ob uns brüllt...«
»Und wenn der Pfad sich furchtbar engt
und Mißgeschick uns plagt und drängt...«
»So reicht die Freundschaft schwesterlich
dem Redlichen die Hand...«
»Sie trocknet ihm die Tränen ab
und streut ihm Blumen bis ins Grab...«

Von dem Spektakel angelockt, erschienen Fred und Abbe, die beiden muntern Knaben Abrahams. Als sie das Herz erblickten, da fingen sie vor Freude an zu hüpfen, auch stimmten sie in den Gesang ein, ohne freilich einen Text zu kennen.

Edels Gebräu war stärker als gewöhnlich, wir wurden alle aufgeregt davon, mit Ausnahme von Sigi, der sehr schweigsam war.

Das fröhliche Getöse nahm noch zu, denn Abraham schob Sarah jetzt herein. Sie griff gleich einen Stuhl und bumste unablässig gegen Isis Schrank.

»Tut nichts bei was Antikem«, sagte Alfred, »so wird's erst richtig alt. Ephraim kann was mehr verlangen.«

»Ja«, jauchzte Abbe, »mach ihn reich!«

Edel versuchte abzuwehren: »Er ist reich genug.«

Noch standen die sechs Wecker auf dem Schaft, die beiden Knaben machten sich daran zu schaffen. Auf einmal schnurrtten alle los.

Es war ein unbeschreiblicher Tumult.

*»Wenn scheu die Schöpfung sich verhüllt
und laut der Donner ob uns brüllt...«*

Sigi sah uns ganz ohne Lächeln zu. Ach, alle Fröhlichkeit war hier vertan.

*»Sie trocknet ihm die Tränen ab
und streut ihm Blumen bis ins Grab...«*

Plötzlich stand Ephraim im Laden. Auch alle andern waren jetzt verstummt. Ephraim trug den Sternenmantel, doch seine Füße waren nackt und bloß. Er hatte einen Besen in der Hand und fing zu kehren an. Er kehrte Staub und Asche aus den Ecken, langsam und hartrückig und zielbewußt. Jetzt kehrte er die Stühle um, die Schemel, er machte nicht vor Fred und Abbe halt, er fegte schließlich Sarah auf die Gasse. Im nächsten Augenblick flog ich selbst vor die Tür.

Ich wagte mich nun eine Zeitlang nicht zu Ephraim. Daß mich der alte Mann hinausgeworfen hatte, erschien mir nicht so schlimm, daß aber Sigi mich dann nicht zurückrief, kränkte mich doch sehr. War ich ihm nicht verbündet, und litt ich nicht mit ihm? Zu Hause lagen meine Bücher ungelesen, die Schulaufgaben wurden flüchtig nur gemacht, denn alles kam mir ja unwichtig vor, wenn ich bedachte, welches Mißgeschick den armen Sigi traf. Er hatte immer gegen die Verachtung der Menschen angehen müssen, ihn hatte keiner je gefördert und gestützt.

Sie fragten mich zu Hause nicht, weshalb ich nicht mehr in die Judengasse ging. Sie ignorierten diese Sache überhaupt, ihr Grundsatz war, mir zu vertrauen und sich nach Möglichkeit nicht einzumischen.

In meiner Freizeit schweifte ich im Haus umher und staubte Frankenthaler Teller ab. Schließlich zerbrach ich den, der mir am wenigsten gefiel. Da war nun wieder Platz für einen neuen.

Wenn ich zur Schule ging, kam ich am Eckladen der Herzl-Bär vorbei. Da stand die Herzl-Bär und sah ganz finster aus, und jeden Tag schien sie noch finsterer zu werden. Ich wagte nicht mehr, in die Gasse einzubiegen. Natürlich konnte man vom andern Ende kommen. Hier aber war Hosianna meist im Weg.

Entsetzlich plagte mich die Angst, daß Sigi eines Tags abreisen könnte. Es würde ohne Abschied sein. Von wem auch Abschied nehmen, wenn man einsam war wie er! Ich, die ich noch ein Kind war, zählte nicht.

Zu Ende war das bittre Spiel. Kann soviel Bitternis im Spiel sein? »Du bist ein Kind«, so hatte Sigi oft gesagt, und es war jedesmal ein

harter Urteilsspruch. Natürlich war es kindisch, Teller zu zerbrechen und Wunder zu erzwingen, die doch keine waren.

Als ich mich auf dem Heimweg von der Schule der traurigsten Be- trachtung überließ und mit gesenktem Kopf einherging, da legten sich zwei Hände über meine Augen. Die Geste war zu jener Zeit bei jungen Leuten sehr beliebt; bei Sigi hatte ich sie niemals wahrge- nommen. Und doch war es nun Sigi, der mich überraschte.

Ich brach in Jubel aus.

»Still«, sagte er, »die Gasse hat so viele Ohren. Seit Tagen habe ich auf dich gewartet. Warum bist du so lange ausgeblieben? Komm mit nach Haus.«

»Ephraim hat mich doch hinausgefegt.«

«Ephraim – er ist alt.«

»Liegert noch immer auf dem Schatz?«

»Er liegt nicht mehr darauf. Er hat gezählt, was Isidor uns hinterlassen hat. Es ist genug für alle.«

«Oh, und der Löb?«

»Der Löb – er ist uns nicht verwandt. Ephraim hat erfahren, daß Ver- wandtschaft stärker ist als Hintersinnigkeit. Es gibt ja bei den Juden einen Fluch: Reich sollst du sein, der einzige Reiche sollst du sein in der Familie.«

Sigi sprach lebhafter als sonst. Er schien mir sehr verändert, selbst- bewußt und froh. Als wir das Haus betraten, sagte er ganz leis, als teile er mir ein Geheimnis mit:

»Wir gehen alle nach Amerika.«

Es war, als habe er gesagt: Wir gehen aus der Welt. Fiel eine Tür ins Schloß? In meinen Ohren war ein Dröhnen, ich stolperte, als ich die Schwelle überschritt. Da aber kam ich in den kuriosesten Tumult.

Ephraims Vorbereitungen zum Wegzug waren ungeheuer. Er war entschlossen, alles mitzunehmen, was er an Trödelkram besaß, die ganze Maskerade, Dominos und Ritterrüstungen und Roben, wie Edel sie am Sabbat trug. Manchmal zerfiel ein Stück wie Zunder, wenn man es berührte; auch das Zerfallne sammelte der alte Mann noch ein. Edel rang ihre Hände:

»Ephraim, willst du den Staub mitnehmen übers Meer?«

»Was heißt da Staub? Die Schwarzen kaufen ihn. Sie haben doch nichts auf den Leib zu ziehn. Man hat sie ausgezogen wie die Juden, ich zieh sie wieder an.«

Die Schwarzen anzuziehn, der Gedanke erfreute ihn schon jetzt. Ephraims Lustigkeit belustigte mich nicht, sie ängstigte mich nur und quälte mich. Solang der alte Mann in seinen Kleiderschränken wühlte, war mir zumut', als müsse ich im Staub ersticken. Der Raum war plötzlich mit Mannequin-Gespenstern angefüllt. Sie sahen seltsam flach aus, fahl und dünn und hatten eingefallne, schreckliche Gesichter. Auf ihren Schultern hingen Roben und Jacken wie auf Kleiderbügeln. Ephraim nannte sie mit Namen, er sagte:

»Jakob, Josef, Mirjam.«

Er rief sie auf und warf sie in die Kiste. Dort freilich waren sie nur Hadern noch und Staub.

Was aber kroch da langsam auf mich zu? Die Tiefseemuschel witterte das Meer! Sand rieselte in einem Stundenglas –. Wie kam es, daß der Sand nun alles deckte! Ach, so viel Sand – es konnte gar kein Zweifel sein, daß sich die Zeit in Sand verwandelt hatte. Ich hatte das Gefühl, bis an die Knöchel schon in Sand zu stehn, und immer rieselte noch neuer nach. Bald würde er uns bis zur Schulter reichen,

dann bis ans Kinn, und jetzt – ich fühlte Sand schon auf der Zunge. Ephraim sammelte den Sand in seine Kisten, und zwischendurch ging er zur Tür und lauschte.

Sigi sah ihm beunruhigt zu.

»Auf wen denn wartest du?«

»Der Enkelsohn will immer alles wissen.«

»Du wartest, schätz' ich, auf den Löb.«

»Ich werde, wenn er kommt, die Tür verriegeln.«

»Das glaubst du selbst nicht, daß du sie verriegelst.«

»Ich will ihm sagen, daß er gehen soll.«

»Aha, da sind wir schon beim Unterhandeln.«

»Wozu verhandeln, wenn der Löb nichts kauft.«

»Dann riegle jetzt schon ab.«

»Ich muß dem Löb erklären...«

»Also doch Gespräch.«

»Ich muß ihm sagen, daß mein Enkelsohn mir näher ist als alles auf der Welt.«

»Er wird dich fragen: näher auch als Gott?«

Ich sah, daß Ephraim geängstigt war.

»Er wird dir schon erklären, daß Gott anders will als du«, fuhr Sigi fort. »Er wird verlangen, daß du deine Kisten wieder auspackst. Er wird befehlen: Tu den Schatz zurück in das Geheimfach und Kauf bei Herzl-Bär auf Borg.«

Ephraim höhnte: »Der Löb, er ist in dir.«

»Ich wette, daß er kommt, um unsre Abreise im letzten Augenblick zu stören«, sagte Sigi.

»Ich gehe ohne Abschied nicht vom Löb«, versicherte mit Wärme Ephraim.

»Hör, Sigi«, mischte ich mich ein, »laß dir dein Teil vom Schatz doch ausbezahlen, dann kann der Löb ja kommen, wenn er will.«

Ephraim sah mich listig lächelnd an. Er tat, als sei er mit mir über-
ein:

»Ja, kommen soll und zahlen soll der Löb!«

Zu dieser Zeit erfuhr ich auch zum erstenmal, daß Ephraims Haus eigentlich das Haus des Löb war. Sigi erzählte mir, daß seinem Großvater nichts als der Tandelkram gehöre, der jetzt in ein paar alten Kisten Platz fand. Der Löb verlangte nur geringe Miete und drängte nicht, wenn man im Rückstand war. Doch mußte man sich hüten, ihn zu reizen. Daß Ephraim wegziehen wollte aus der Judengasse, das würde er ihm nie verzeihn.

»Es kann euch gleich sein«, sagte ich zu Sigi, »ihr habt ja doch den Schatz.«

»Ephraim hat den Schatz. Gott weiß, was er damit noch macht.«

»Ach, immer hast du schwarz gesehen und immer ist dann alles gut geworden. Als es euch miserabel ging, da kam noch jedesmal so ein Matrose. Und als es unumgänglich war, da öffnete er auch den Schrank.«

»Ja, sieh nur, welche Umstände die Vorsehung sich macht!«

»Mein Vater sagt, es kommt auf den Effekt an, Sigi.«

»Na, der Effekt, der steht noch aus. Ich weiß, was jetzt beginnt: der Handel um das Haus. Ich habe das Gespräch von Ephraim und Löb mit angehört. Löb hat gesagt: ,So geh, du bist dann aber draußen, wenn du gehst. Und nie mehr kommst du hier herein.' Hat Ephraim vielleicht erwidert: ,Ich will nicht mehr herein, ich geh' ja 'raus?' O nein, er hat gegreint: ,Löb, hab Erbarmen.' Wie kann ein Mensch, der einen Goldschatz hat, denn um Erbarmen flehn?«

»Nein, Sigi, es ist gut, daß ihm der Goldschatz nicht den Kopf verwirrt. Wenn er den Löb liebt, hat das ja auch nichts mit Gold zu tun.«

»Wir kommen aber nicht zum Ziel.«

»Wenn Ephraim gepackt hat, ist es ihm doch Ernst.«

»Es war ihm Ernst. Jetzt aber packt er langsam wieder aus. Ganz heimlich, weiß du, ein paar Kleinigkeiten.«

»Er liebt sie, und er will sie nicht so lang entbehren.«

»Wie lange?« fragte Sigi ärgerlich.

Das konnte ich nun freilich auch nicht wissen. Mein Blick fiel auf den Kleiderständer. Er war noch gestern leer gewesen, jetzt aber hing die Kluft des Seemanns dort.

»Der Seemann ist der erste, der zurückgekehrt ist.« Sigi lachte.

»Der Bote Gottes«, sagte ich erfreut.

»Jawohl: der Räuber.«

Als ich mich umsah, standen da die wohlbekannten Teller auf dem Schaft, mit grünen Bildern auf cremefarbnem Grund. Ich hatte sie so oft bestaunt: die Kolonnaden von Versailles, das Grab von Abälard und Héloïse, die große Schlacht du Pont de Lodi, der Tod von Poniatowski, St. Denis... Ja, es war alles wieder da.

Ein Duft von Veilchen und von Rosenblättern drang plötzlich auf mich ein. Die Potpourris verströmten wieder Bitternis und Süße, ein unbeschreiblich zärtliches Gemisch.

»Ach Sigi«, rief ich, »würdet ihr doch bleiben! Kauft mit dem Goldschatz doch dem Löb das Haus ab! Dann könnt ihr hier auch euer Leben führen. Ihr könnt euch Tauben halten oder Katzen.«

»Idyll im Getto«, sagte Sigi, »nach allem weißt du selbst, daß es nicht geht.«

»Ich weiß es, nur – ich hatte es vergessen, weil es hier doch so stark nach Rosen riecht.«

»Du irrst dich«, sagte Sigi, »nicht nach Rosen, nach Mottenkugeln riecht es hier.«

Ich hatte Halsentzündung und konnte eine Weile weder in die Schule noch zu Sigi gehen. Da hörte ich nun eines Abends, was meine Eltern miteinander sprachen.

»Das Kind soll jetzt nicht in die Judengasse, bis diese Sache aufgeklärt ist«, sagte meine Muter. »Ich traue Ephraim nichts Böses zu und doch – der Trödelkram zieht allerhand Gelichter an.«

Mein Vater fragte: »Warum soll Ephraim nicht einen Schatz besitzen, der nichts mit dem gestohlenen zu tun hat?«

»Ach, Ephraim ist arm. Er lebt auf Borg. Oft kann er seine Miete nicht bezahlen. Mit einem Schatz im Haus ist das doch anders. Der Nachbar will gesehen haben, wie der Schatz gebracht und im Geheimfach des antiken Sekretärs verborgen wurde. Edel hat einen Golddollar vor Tagen umgetauscht –«

Es freute mich zu hören, daß mein Vater sagte:

»Der Nachbar ist ein Schnüffler und ein Frömmel, ich traue ihm nicht übern Weg.« Entsetzen aber packte mich, als ich vernahm, daß Isis Schatz nun von der Polizei beschlagnahmt sei.

Es litt mich nicht im wohlgeheizten Zimmer, in dem es schon in Gläsern Hyazinthen gab. Ich schlich auf Zehenspitzen aus dem Haus.

Man hätte keinen Hund an diesem Abend vor die Tür gejagt. Sturm toste, warf die Ziegel von den Dächern, der Regen rauschte unaufhörlich nieder. Die Judengasse war ein trüber Bach. Matt schimmerte das Licht der Gaslaternen. Es spiegelte sich in der braunen Flut. Durchnäßt und schaudernd kam ich zu den Freunden. Ich weinte, wagte nicht, sie anzusehn.

Sie saßen an dem kleinen Tisch im Laden, so bleich und unbe-

weglich wie aus Wachs. Nun aber machte Ephraim den Hals ganz lang und blickte nach mir hin. Er sprach kein Wort, er tippte Edel auf die Schulter, und sie erhoben sich sehr leis und scheu und schlurften beide bis zur Tür. Ich merkte, daß sie Sigi Zeichen machten. Es war das Schlimmste, das mir jemals zugestoßen war, daß meine Freunde mich als Feind betrachteten, denn anders ließ sich ihr Benehmen ja nicht deuten. Sigi – er winkte mit der Hand, und sie verschwanden.

»Komm«, sagte er, »setz dich noch einmal auf den alten Platz. Du warst doch früher manchmal da. Dein Haar ist weiß. Erinnerst du dich noch, daß ich dein König David war?«

»Du warst doch Rechas König David.«

»Nein, Recha hatte ja den Leutnant.«

»Hat Abraham dir nicht erklärt...?«

»Ach Abraham – er kannte nur sein eignes Herz.«

»Du sprichst, als sei das alles lange her.«

»Ja«, nickte er, »es liegt jetzt weit zurück.«

»Sigi, was ist geschehen? Der Schatz?«

»Ganz recht, wir hatten einen Schatz. Den Schatz hat aber nun die Polizei. Weil irgendwo im Land ein Schatz gestohlen wurde, hat sie den unsern in Verwahr genommen. Der Bote Gottes hat uns das beschert. Die alte Dame, die er ausgeplündert hat, kann nicht entscheiden, ob unser Schatz der ihre ist. Der Bote Gottes hat sie mit dem Schatz zugleich beseitigt. Hosianna wird bezeugen, daß wir Hehler sind.«

»Hosianna! Ihm können wir es endlich jetzt besorgen!«

»Nein«, sagte Sigi, »in diesem Land behält Hosianna recht. Es waren seinesgleichen ja, die den Rabbiner auf den Scheiterhaufen brachten, und seinesgleichen werden wieder morden und verbrennen.« Er zog den Anker aus der Tasche: »Wohin damit, daß keiner nach

uns den Versuch macht, sich daran zu klammern?« Er warf das Ding verächtlich in den Ofen.

»Was soll jetzt werden?« fragte ich entsetzt. »Du gibst ja unser Amulett dahin! Wir müssen um Gerechtigkeit doch kämpfen.«

»Nein.« Sigi schüttelte den Kopf. »Glaubst du vielleicht, das Lamm hat eine Chance, wenn alle Wölfe überein sind, es zu fressen? Für mich gibt es nur eins. Ich ziehe ihnen den Kadaver aus den Zähnen.«

»Dann willst du in die Fremde gehen, Sigi?«

»Ja, Hannah«, sagte er, »ich gehe jetzt.«

Er nannte mich zum erstenmal beim Namen. Es war mir feierlich zumut'.

»Nun weiß ich nicht mehr, was dich schützen soll. Nimm den Revolver mit.«

»Ja, es ist vorgesehn.«

Er legte seinen Arm um meine Schulter. »Du hast doch diesen Leuchter«, sagte er, »es kommt sehr auf die Beleuchtung an – vergiß nicht, daß du einmal schreiben wolltest. Und jetzt leb wohl. Ich war noch gar nicht weit vom Haus entfernt, da fiel im Laden Ephraims ein Schuß.



Auf Sigs Tisch sah ich ein Buch und einen kleinen Messingleuchter, der war so zierlich und gefiel mir so, daß ich ihn gern besessen hätte. »Es ist der Leuchter einer Dichterin aus Frankreich«, erzählte Sigi, »ich lese dir gern ihre Verse vor.« Er hielt das zierliche Gerät lang in der Hand. »Ich will es meiner Mutter sagen, daß sie den Leuchter kaufen soll.« »Ja«, nickte Sigi, »wir geben alles her, wir haben ja kein Eigentum, wir Trödler.« »Der Leuchter«, sagte Ephraim mit starker Stimme, »bleibt meinem Enkelsohn.«

Ich redete auf Sigi gleichfalls ein: »Du kannst den kleinen Leuchter ja behalten, wenn er dir schon gehört. Weißt du, was mir vorhin nun eingefallen ist? Ich dachte, ob es mir gelingen würde, auch ein Gedicht zu schreiben wie die Dichterin, von der du sprachst, wenn ich den Leuchter auf dem Schreibtisch hätte und wenn die Kerze darin brennen würde, Sigi.«

Rasch wollte ich zur Tür hinaus, da aber trat mir Sigi in den Weg. »Nicht so, du wilde Hummel«, sagte er, »du sollst mir einmal schöne Verse schreiben, hörst du. Hier, nimm den Leuchter mit, ich schenk' ihn dir.«

Er legte den Arm um meine Schulter. »Du hast doch diesen Leuchter«, sagte er, »es kommt sehr auf die Beleuchtung an – vergiß nicht, daß du einmal schreiben wolltest. Und jetzt leb wohl.«



Es war die Zeit des Märchens, die hier galt. Ephraim trug den schönsten Hausrock, den ich je gesehen hatte. Mond, Sonne, Sterne und Kometen waren dem blauen Baumwollstoff in Fülle eingewirkt. Der Mantel eines Zauberers –. Wo mochte er ihn aufgetrieben haben? Vielleicht entstammte dieses Prunkstück einem Zirkus, der bankrott gegangen war. Der ganze Zirkus stand vor meinen Augen, wenn ich den alten Ephraim ansah. Ein Zirkus mit traurigen und klugen Äffchen, mit einem weißen Spitz und einem Clown, der wissender war als der liebe Gott.



Abrahams Knaben kamen in den Laden, Alfred und Abbe, acht- und siebenjährig. Sie knufften wild einander und erhoben Klage: »Fred hat das Pferd mit Sand beworfen, auf dem der Leutnant draufgesessen ist, und ‚Leuteschinder‘ hat er immerzu gerufen. Da ist der Leutnant auf die Sarah losgeritten.« »Sarah!« rief Abraham und warf die Arme in die Luft, »Sarah, mein Kind, drei Jahre alt!« »Alfred ist weggelaufen«, sagte Abbe, »und vor uns war der Gaul, groß wie ein Denkmal.« Fred murkte: »Ich hab' nicht sehen mögen, wie der Abbe hingekniet ist neben Sarah und ‚Gnade, Herr Leutnant!‘ lamentiert hat.« »Gnade, Herr Leutnant«, wiederholte Abraham bedrückt, »hat das mein Sohn gesagt?« »Ja, wegen Sarah.«



Nun wurde auch in diesem Haus geweint. Erst schluchzte Abbe auf. Sodann fing Alfred still zu greinen an. Ich sah zu Abraham hinüber. Ihm rollten dicke Tränen in den Bart.



Der Leutnant war bei allen Juden unbeliebt; er hatte den Söhnen Isaak Löbs das Leben schwergemacht, als sie ihr Jahr abdienen mußten. Nun stieg er Recha nach, der Blume Israels. Recha war Sarahs schon erwachsene Schwester, sie war von einer sehr apan-ten Schönheit, zierlich und zart wie alle Abrahams. Ihr Vater hatte sie auch mit den »höhern Töchtern« dieser Stadt zur Schule gehen lassen. Darüber wunderten die höhern Töchter sich: »Was macht die arme Recha wohl mit ihrer Ausbildung? Sie wird ja nie in die Gesellschaft aufgenommen.« Auf jeden Fall war man ent-schlossen, sie nicht aufzunehmen. Recha war sechzehn Jahre alt, sie war sehr still und Fremden gegenüber ziemlich scheu, mit Freunden aber war sie froh und aufgeschlossen.

Ach, lieblicher als dieses Mädchen war Salomos Geliebte nicht!



Auf einmal ging die Tür auf, und herein kam einer in einem schwarzen Mantel, der ihn fast verbarg. Er hatte überdies den Hut tief ins Gesicht gedrückt. Als er in Zimmermitte stand, begriff ich, daß er blind war. Er fand die Treppe aber mühelos und stieg empor. Und dann vernahm ich eine Stimme: »Ephraim!« Nie hat die Stimme eines Menschen diesen Klang. Ich faßte Sigis Hand: »Hast du gehört...?« »Es ist doch nur der Blinde, der mit Ephraim zusammen betet.« Ich fürchtete mich plötzlich sehr. »Der Blinde? Nein, es muß der Engel sein.«

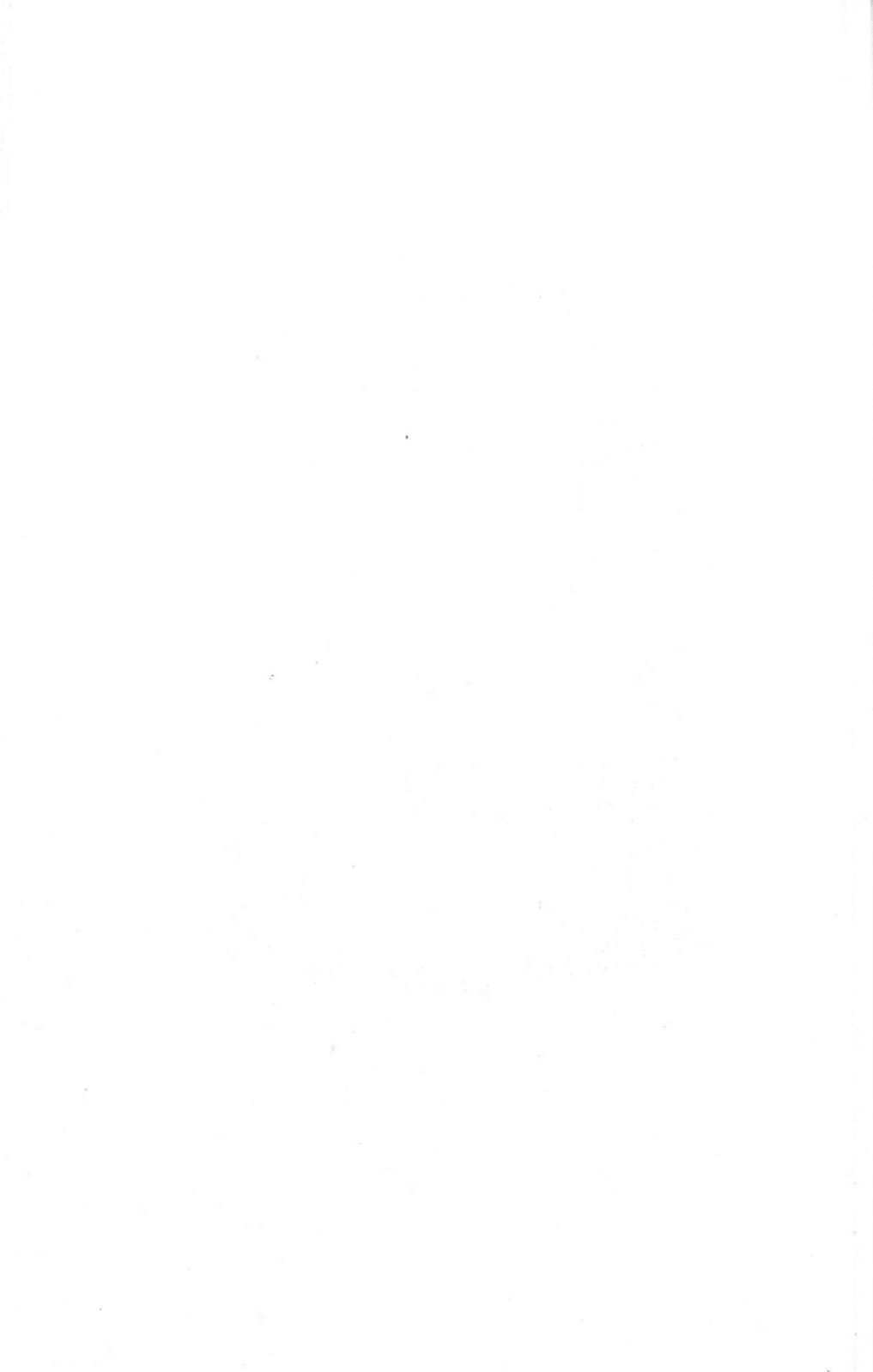


Da kam zu Ephraim ein Seemann, der wirkte sonderbar in unserer Landschaft. Hier wohnten Winzer, Gärtner, Ackerbauern; Seeleute aber gab es nicht. Das Meer war weit entfernt, die meisten sahen es im Leben nie. Der Mann erklärte, daß er seine Seemannskluft ablegen wollte – warum, das gehe niemand etwas an. Er brauche Jacke, Hose, Schuhe, Strümpfe, auch eine warme Weste, wenn vorhanden. Er habe Geld genug und geize nicht. Ephraim führte seine Schätze vor. Er hatte schöne Sachen, gute Sachen, und er verkaufte einen Koffer voll! Den Koffer holte man bei Abraham, er war der beste, den es gab, mit Lederecken, einem Ledergriff und vielerlei Behältnissen im Innern. Ephraim dachte aber auch an alles, an Taschentücher, Kragen, Schlippe und Schal, an Socken, Handschuhe und Hemd und an das Katzenfell, das gegen Rheumatismus helfen soll. Der Fremde sah so finster aus, daß wir uns alle vor ihm fürchteten. ... Der aber holte aus der Tasche einen Anker und gab ihn Sigi. »Ist bloß ein Symbol, hab's nicht mehr nötig jetzt.«



Wir standen beide vor dem Schrank und sahen einander ratlos an. Wie schön er war, aus edlem altersdunklem Holz. Ein Sekretär – oh, er bewahrte sein Geheimnis gut. Der Vorderseite eingelegt war ein Merkur aus leuchtendem Zitronenholz und Mahagoni. Merkur trug in der Hand ein Säckchen aus Perlmutt. Der Schatz – er hielt ihn Ephraim und Sigi täglich vor die Nase.
Isidors Sekretär, mit dreiundzwanzig Fächern, die verschlossen waren – so viele Schlüssel würden nötig sein, ihm sein Geheimnis zu entreißen! Vorhin im Dämmer hätte es geschehen können; der Seemann wäre stark genug gewesen, dem zierlichen Merkur den Geldsack abzunehmen.
Der Räuber war geflohn – ich wußte schon, daß es der Seemann war. Mit einem Dietrich hatte er das Schloß der Schreibplatte geöffnet.





ISI ODER DIE GERECHTIGEIT

Dem Andenken meines Bruders Ernst Saalfeld

Am Giebelfenster eines Hauses in der Judengasse hing lange Zeit ein Zettel mit der Aufschrift »Zimmer zu vermieten«. Man hätte meinen können, daß es eine Bekanntmachung für Vögel und Wolken sei, denn wer richtet seinen Blick zum Himmel empor, wenn er ein Zimmer sucht? Aber der Zettel hatte dennoch seine Wirkung auf Erden getan: das Giebelfenster war geöffnet, ein junger Mann, anfangs der Dreißig, lehnte weit hinaus und sah den Vögeln nach. Die ganze Gasse war von Taubenflug erfüllt. Es gab noch wie in früheren Zeiten zahllose Tauben in der Judengasse, doch es gab keine Juden mehr.

Das Zimmer, in das der Fremde eingezogen war, sah düster aus wie dieses ganze Haus. Es war ein großer Raum mit hoher Täfelung, mit kunstvoll eingelegtem Boden und einem in die Mauer eingelaßnen Spiegel, der freilich grün und blind geworden war. Der Mann erschrak, als er sein Bild in diesem Spiegel sah.

Er war vor ein paar Tagen aus New York und heute nun in diese Stadt gekommen. Hier in der Judengasse hatte Sara, seine Mutter, die Tochter Abrahams, das trübe Licht der Welt erblickt, in diesem winzigen Haus gleich nebenan. Im Jahre 1925 war sie mit ihrem Mann, dem Kaufmann Jakobsohn, nach den Vereinigten Staaten ausgewandert. Sie hatten in Amerika, wie man so sagt, ihr Glück gemacht. Es war das erstemal, daß Fred, ihr einziger Sohn, die Heimat seiner Mutter sah.

Wie öd und menschenleer war diese Gasse! Das Rauschen nur der Taubenflügel war vernehmlich. Geschlossen waren Tür und Fensterläden am Hause Abraham.

Fred war noch müde von der weiten Reise. Voll Unbehagen sah er

sich im Zimmer um. Da stand sein Koffer ungeöffnet, der kleine Koffer mit dem Namensschild. Sein Eigentum, wenn Eigentum hier galt...

Man weiß, wenn man sehr müde ist, oft gar nicht, was die Uhr geschlagen hat, ob dreiunddreißig, vierzig oder fünfzig.

Das kleine Haus in nächster Nachbarschaft gehörte noch im Jahre dreiunddreißig Abrahams Söhnen Fred und Abbe. Wo aber waren jetzt die Söhne Abrahams?

Fred war gekommen in der Hoffnung, Näheres zu hören. Er wollte mit eignen Augen sehn. Da aber war sein Widerwille größer als er gedacht. Er hatte noch den Auftrag seines Vetters auszuführen, der schon seit 1948 um die Entschädigung für seinen von der SS geraubten Hausrat kämpfte.

Da hatte man nun auf den Ämtern ausgeklügelt, daß das in Holland eingelagerte, zum Abtransport bereite Gut durch eine Springflut – wahrscheinlich – beschädigt und so in seinem Wert gemindert worden sei.

Die Perfidie dieses Bescheids erbitterte den jungen Mann.

Je länger er sich jetzt im Zimmer umsah, desto unwirklicher kam ihm alles vor. Die Dinge schienen weit zurückzuweichen, als wollten sie sich ein für allemal dem Zugriff und Gebrauch entziehn. Sie stammten ja aus lang vergangner Zeit. Ihr Dienst war eigentlich beendet. Wer ihnen jetzt noch eine Leistung abverlangte, tat es auf eigne Rechnung und Gefahr. Der spinnenbeinige Tisch, er würde höchstens noch ein goldnes Täßchen tragen. Der Mammutschrank aus Eichenholz indessen – wenn man ihm seinen Reiseanzug anvertraute, dann war es ungewiß, ob man nicht eine Landsknechts- tracht zurückerhalten würde. Im Spiegel war ein Kommen und ein Gehen, geheimnisvolles Wehen, Auf- und Niedertauchen, ein Schwanken und ein winkendes Entschwinden. Es war, als sei in

einem Zwischenreich ein Spiel im Gang, das sich den Irdischen in Andeutungen nur verriet.

Der Fremde starnte auf die Flammenzungen im Mahagoniholz der alten Stühle. Das dunkle Rot erinnerte an Mord und Kriegsgeschehn. Die alten Dinge hatten eine schreckliche Gewalt, das Ungeheuerliche wieder zu beschwören. Da stand die prächtigste Kommode aus Kirschholz, eingelegt mit Ebenholz. Die Messingschilder köstlich ziseliert, Maiglöckchen, zierliche, zum Kranz gebogen – der Raum verwandelt sich unversehens in Wald. Geruch des bittren Farns, des faulen Laubes, und machtvoll süß und sonderbar der Duft der Blüten... Wie seltsam, dachte Fred, zu Hause duften Schlüsselschilder nicht.

Im Hintergrund des Zimmers stand ein Sekretär, ein ganz erlesnes Stück. Der Vorderseite eingelegt war ein Merkur aus leuchtendem Zitronenholz und Mahagoni. Merkur trug in der Hand ein Säckchen, das perlmuttern schillerte.

Fred sann darüber nach, wo ihm ein Möbel dieser Art begegnet war. Da fiel ihm die Erzählung seiner Mutter ein vom Trödelladen Ephraims. Hier hatte es solch einen Sekretär gegeben mit einem Goldschatz im Geheimfach. Nun stand in diesem Bürgerhaus ein Ding, das sah ganz aus wie das beschriebene. Ephraim aber hatte seine Möbel alle den Kindern Abrahams vermacht...

In der Vitrine gab es hübsche Teller mit grünen Bildern auf creme-farbnem Grund. Auch von den Tellern hatte seine Mutter oft gesprochen. Da war »L'Asyle des Invalides«, der »Tod von Poniatowski«, »St. Denis«, »Die Große Schlacht von Pont de Lodi«, »Die Kolonnaden von Versailles«, »Das Grab von Abälard und Héloïse«. Wie wohlerhalten war das alles! Man hatte hübsch daran herumpoliert. Nicht nur der Schmutz der Trödeljuden, auch die Erinnerungen mußten weg.

Fred griff nach einem Teller, um ihn näher zu besehn, da blieben ihm zwei Hälften in der Hand. Er dachte: Jetzt ist das halbe Dutzend unvollständig, so macht es ihnen weniger Vergnügen.

Wie aber, wenn er diesen Teller nun bezahlen sollte? Er würde sich natürlich weigern, er würde seine Rechte geltend machen, denn Sara, seine Mutter, war ja nach dem Tode ihrer Brüder die Erbin Ephraims. Im Jahre 1945 freilich war nicht ein einzges Stück mehr dagewesen. Kein Zweifel, daß man sich hier alles widerrechtlich angeeignet hatte.

Fred dachte über seinen Einzug nach. Er hatte nicht einmal zu läutten brauchen, die Tür war aufgegangen, eh er sichs versah. Das Ganze ließ sich wie ein Märchen an.

Auf Abrahams Dach wuchs Gras. Gras war im Bund mit dem Ver-gessen. Im Gras wuchs – windverweht – ein Löwenzahn...

Fred ließ die beiden Tellerhälften auf den Boden klinnen. Gleich stand das junge Mädchen auf der Schwelle, das ihn vor kurzem eingelassen hatte.

»Ich möchte nur die Schlüssel bringen. Das heißt, der Teller hat mich hergerufen. Hier haben alle Dinge eine Stimme. Altes Familienerbe, wissen Sie.«

»Familienerbe – so.«

»Wenn Sie den Schrank geöffnet hätten, dann hätte man es im ganzen Haus gehört. Das ist, als werde eine Zugbrücke herabgelassen. Und wenn Sie nur ein Schubfach ziehn, es quietscht und kracht... Am meisten aber kracht das Bett. Auch ein Familienstück, uralt. Ich glaube siebzehntes Jahrhundert.«

»Ich würde eines aus dem zwanzigsten Jahrhundert vorziehn.«

Sie schüttelte den Kopf: »Man träumt hier anders. Phantastischer auf jeden Fall. Man ist am Morgen dann ein anderer Mensch.«

»Ich möchte aber gern der gleiche sein.«

»Der gleiche – das ist öd.«

»Verkaufen Sie das Zeug, das kracht und quietscht, an ein Museum. Es ist ja eine Menge wert. Dann brauchen Sie kein Zimmer zu vermieten.«

»Man gibt Familienstücke doch nicht her.«

»Sofern sie einem nicht gestohlen werden.«

»Mein Onkel hat sie schon von seinem Großvater geerbt.«

»Und immer haben sie an diesem Platz gestanden?«

Sie sah ihn an mit klaren blauen Augen: »Im Krieg war manches nicht an seinem Platz.«

»Ich glaube«, sagte er, »ich habe mich noch gar nicht vorgestellt. Ich bin der Neffe Ihrer einst'gen Nachbarn, der Brüder Abraham.«

»Sind Sie denn Jude? Da wird die Tante aber Augen machen. Sie will mit Juden nichts zu tun haben. Ich bin noch keinem einzigen begegnet. Oft habe ich gedacht, wie sie wohl aussehn. Nun, manche sagen ‚gut‘ und andere ‚schlecht‘. Ich weiß es aber jetzt.« Sie wurde rot und hörte plötzlich auf zu reden.

Er sah sie lächelnd an: »Und das Ergebnis?«

»Na ja, Sie sehen aus wie jeder andre.«

»Das ist gerade, was ich hören will. Ich will wie jeder andre sein.«

Sie sah zu Boden: »Nein, da fällt mir ein, im Zirkus war ein Inder, dem gleichen Sie wohl etwas. Der Zirkus ist verbrannt...«

»Nichts von Verbrennen«, sagte Fred und starrte wie gebannt auf das Gezüngel im dunkelroten Mahagoniholz. »Wir sind den Flammen eben erst entronnen. Ich bleibe ein paar Tage hier. Es ist so still, daß man sich von der Unruhe der Zeit erholen kann.«

»Still – ja, das meint man so.« Die blauen Augen blicken hintergründig.

»Das Klatschen einer Taubenschwinge stört mich nicht.«

»Die Tauben – oh –, zuweilen dröhnt der ganze Himmel. Es sind so böse Vögel, wissen Sie. Dort drüben auf dem Nachbardach ist Blut. Ach überhaupt: es gibt nichts, das so laut ist wie die Stille hier. Seitdem ich in der Gasse wohne, dröhnt mir schon der Kopf. Wenn ich die Treppe gehe, bebt das Haus. Im Speicher ächzt ein Wald von Balken. Das Öffnen einer Tür löst ein Gewitter aus. Der Wind rumort in allen Gängen.«

»Das sind idyllische Geräusche«, sagte Fred, »ich nehme sie in Kauf. Was würden Sie denn machen, wenn Sie in der Großstadt leben müßten?«

»Ich komme aus der Großstadt.«

»War es da so still?«

»Der Lärm dort drang mir nicht in die Natur. Hier ist es anders. Ich weiß nicht, wie ich es erklären soll.«

»Sie sind wohl viel allein...«

»Ich fühle mich hier nicht daheim. Der Großonkel hat meinen Platz im Internat bezahlt. Ich war in Unterprima, als er starb. Die Tante hat verlangt, daß ich sie nun im Haushalt unterstütze. Ich nehme ein paar Stunden in Latein, will sehen, wie ich weiterkomme.«

»Nur ein paar Stunden in Latein – und was wird dann?«

»Auf jeden Fall will ich hier weg. Die Tante wünscht ja, daß ich heirate. Sie wäre mich dann los.«

»Da sind Sie wohl verlobt?«

»Davon kann keine Rede sein. Da ist ja keiner als der Studienrat. Klar ist mir, daß die alten Möbel und Bilder ihn bezaubert haben. Er ist dahinter her. Natürlich kann er sie nicht kaufen. Sie sind ja ein Vermögen wert. Die Tante sagte, wenn ich ihn heirate, dann macht er einen Katalog. Sie will mir alle Sachen hinterlassen. Was aber soll ich denn damit?«

Als Fred auflachte, wurde sie ganz plötzlich ernst und deutete auf

den zerbrochenen Teller: »Sie haben Poniatowski noch einmal getötet. Den setzt man Ihnen auf die Rechnung, der ist teuer.«

»Sie meinen, weil er ein Familienerbstück ist. Da ist er eigentlich doch unbezahlbar.«

»Sie haben recht, bezahlen Sie ihn nicht.«

»Natürlich nicht.«

»Wieso natürlich? Sie haben wohl entdeckt, daß er geleimt war?«

»Ganz recht. Ich gehe also nicht auf diesen Leim!«

Nachdem das Mädchen weggegangen war, saß Fred noch lange grübelnd an dem spinnenbeinigen Tisch. Da hörte er den eigenen Namen. Er fuhr erschrocken auf. Nun, da war hinter ihm der Sekretär, sonst nichts. Der aber tat jetzt so, als ob er gar nicht reden könne.

Das Reisetagebuch des Ankömmlings lag auf dem Tisch. Doch nahm er es nicht sehr genau damit. Er schrieb Gedichte und Essays. Das Spiel mit Worten war ihm wichtiger als alles andre, er war im Zeit- und Ortlosen behaust.

Nun freilich, in der alten Judengasse tat eine andre Wirklichkeit sich auf. Das in sich selbst verliebte Wort war hier nicht mehr am Platz. Es fing so an, daß Fred ganz plötzlich Angst empfand, er, der die Angst so wenig kannte wie jener unverfrorene Jüngling, der auszog, um das Gruseln zu erlernen.

Die Angst benahm sich erst noch unauffällig, sie äußerte sich nur als Unbehagen, als ein Gefühl der Einsamkeit, als Frösteln.

Es war schon herbstlich kühl im Raum, mit Schatten war das Zimmer angefüllt. Der Lampenschirm aus falbem Pergament sog alles Licht der schwachen Birne ein (Man sollte solche Schirme lieber nicht benützen, zumindest hier nicht in der Judengasse und in der Nachbarschaft des Sekretärs.).

Aufgabe eines Sekretärs ist zu bewahren, was man ihm einmal anvertraut hat. Er ist zu Schweigen und Geheimhaltung verpflichtet. Wie aber, wenn er nun zu reden anfängt? Dann hat das Wunder sich begeben, der Ansprechbare hat sich eingefunden.

Zu Hause hatte man davon gesprochen, daß Ephraim sein Eigentum gezeichnet habe. Fred fiel es ein, den Sekretär ein wenig vorzu-

rücken – es machte Mühe, denn das Ding war schwer –, da sah er auf der Rückseite des Möbels das große, mit roter Farbe aufgemalte ‚E‘.

Das Haus vernahm ein schleifendes Geräusch und schickte Späher aus – schon war das junge Mädchen wieder da:

»Was ist bei Ihnen los? Sie sehen ganz benommen aus. Ist Ihnen etwa ein Gespenst begegnet? Das gibt es ja in unsrer Gasse noch.«

»Der einstige Besitzer Ihrer Erbstücke hat sich mir vorgestellt. Da sehen Sie sein Zeichen: großes ‚E‘!«

»Ja, E wie Erich«, sagte sie, »so hat mein Großonkel geheißen.«

Er schüttelte den Kopf: »Nicht E wie Erich, E wie Ephraim.«

»Was hat denn Ephraim mit unserm Sekretär zu tun.«

»Ephraim hat ihn Abraham vererbt und damit meiner Mutter, Sara Abraham.«

»Das«, sagte sie und lächelte verwundert, »muß ein Irrtum sein. Die Sachen stehen doch seit je im Haus. Sie haben meinem Großonkel gehört, der reich und angesehen war. Es ist Familiengut, wie schon gesagt.«

»Ephraim war nicht reich und angesehen. Der Sekretär hier aber war sein Eigentum.«

Sie war jetzt sehr bedrückt: »Die Großtante zu fragen ist nicht möglich. Sie ist so aufgebracht, weil ich an Sie vermietet habe. Im übrigen ist sie schon ziemlich taub.«

»Und dennoch muß es sein.«

»Ach nein. Es war doch mein Gedanke zu vermieten. Sie wollte es um keinen Preis. Und nun erwachsen ihr durch mich nur Unannehmlichkeiten.«

»Ich fürchte, das ist nicht das rechte Wort.«

Sie sah ihn an, und ihre blauen Augen wurden dunkel. »Liegts Ihnen denn so viel an diesen Dingen?«

Er lachte ärgerlich. »Sie reden in der Tat wie eine Taube!«

»Ich habe kein Verhältnis zum Besitz.«

»Das ist nicht nötig, wenn es andre für Sie haben.«

»Ich weiß, die Großtante trennt sich von nichts. Aus Pietät natürlich, nicht um reich zu sein. Die Sachen stammen ja von ihrem Mann, der nebenbei ein Sammler war.«

»Ein Sammler, so – da kam doch zum Familiengut noch einiges hinzu. Die Zeiten waren für die Sammler günstig. Sie haben billig eingekauft. Im Elsaß beispielsweise, als die Deutschen es besetzten. Mein Vetter hat mir viel davon erzählt. Die Lage wurde freilich für die Sammler kritisch, nachdem der Krieg verloren war. Da sollten sie die Einkäufe zurückerstatten. Doch was geschah? Sie brachten alles bei Bekannten unter. Die ganze Clique war ein Hehlernest. Honette Leute, diese Hehler, Patrioten... Doch lassen wir das jetzt. Es geht mir nicht um Gegenstände irgendwelcher Art, es geht mir nur um diesen Sekretär.«

»Gerade der ist unersetzlich.«

»Auch für die Erben Ephraims!«

»Du lieber Gott, wie reden Sie mit mir? Ich weiß schon gar nicht mehr, wo mir der Kopf steht. Das alles muß ja doch ein Irrtum sein. Nun werden Sie vielleicht zum Kadi gehn –«

»Ich halte von der irdischen Gerechtigkeit nicht mehr als von der himmlischen. Der Sekretär wird Ihrer Tante bleiben, wenn Sie...«

»Wenn ich Sie heirate, vielleicht?«

»Nein, halten Sie sich bitte an die Lehrkraft. Wenn Sie bereit sind, mir den Sekretär zu öffnen.«

»Das läßt die Tante ja doch niemals zu.«

»Bewahren Sie's in Ihrem Herzen. Es könnte sein, daß dieses Möbel mir noch Aufschluß über die Verwandten gibt. Hier haben die Besitzer Briefe aufgehoben. Vermutlich hat man alles längst durchsucht?«

»Wie soll ich's wissen? Ich weiß ja auch von Ihrem Onkel nichts.« Die Menschen in der Judengasse wissen nichts mehr von den Juden. So will ich denn die Tauben fragen, die Nachfahren der Tauben Ephraims, sie werden mir nicht ihre Teilnahme versagen. Ich werde meiner Mutter dann erzählen, die Söhne Abrahams sind nicht vergessen, man spricht in Taubenkreisen noch von ihnen. Nein, hören Sie, ich aber möchte mehr erfahren. Ich glaube, daß ein Auftrag mich erwartet.«

»Ach«, sagte sie, »ich habe Angst! Sie wollen aus dem Sekretär nur Nahrung für den Haß beziehn, den Sie im Grund nicht mehr empfinden können. So lange läßt er sich doch nicht bewahren.«

»Wieso empfinde ich ihn nicht?«

»Wir sind doch jung und haben ganz von vorne angefangen.«

Sie war jetzt blaß geworden. Blaß und klein erschien sie Fred nun, noch ein halbes Kind. Er fühlte Reue über seine Reden. Was hatte sie ihm denn getan? Die bitteren Worte waren fehl am Platz.

In diesem Augenblick bemerkte er das Kettchen, das sie um den Hals trug. Es war aus blauem Glas und jeder Perle war ein Röschen aufgespritzt. Die gleiche Kette hatte er bei seiner Mutter schon gesehen, die Perlenschnüre unterschieden sich nur durch die Farbe. Die scharlachrote und die blaue, sie stammten beide zweifelsohne aus der gleichen Werkstatt. Der einstige Besitzer hatte sie aus südlischen Gefilden mitgebracht. Am Ende hatte sie der Zugvogel alsdann an Ephraim verkauft.

»Ein sehr apartes Kettchen«, sagte Fred und sah das junge Mädchen prüfend an. Nach seiner Meinung hätte sie erröten müssen.

»Ja, nicht wahr, es ist hübsch. Es paßt ja auch zu meinem Haar.« Sie schien nun wieder völlig unbefangen. Ihm blieb nichts übrig als ein Achselzucken: »So blond zu sein!«

Blond war für Fred seit je der Inbegriff des Unberechenbaren, nicht Geheuern.

Sie spürte seine Abneigung und sagte kurz: »Ich werde Ihnen also gleich den Schlüssel bringen. Erwarten Sie nun aber nicht, daß ich zugegen bin, wenn Sie in andrer Leute Sachen wühlen.«

So lief es schließlich doch auf Krieg hinaus. Nun, es war besser so. Die heitere Unbefangenheit war schwerer zu ertragen.

Er sagte: »Ich möchte lieber doch mit Ihrer Tante sprechen.«

»Um zu erfahren, daß sie ganz unansprechbar ist. Nein, lassen Sie's. Die Großtante erwartet ihren Tee. Wir können uns dann später unterhalten. Nie hätte ich gedacht, daß es so schwer sei zu vermieten.«

Als sie nach einer Weile wiederkam, trug sie ein Tuch ums Haar, ein Stückchen schwarzer Seide, straff gespannt, so daß nicht eine Strähne in die Stirn fiel. Der Rand schloß über den geschwungenen Brauen ab. Man sah, sie nahm die Sache feierlich und drückte das auf simple Weise aus. Auch brachte sie jetzt den versprochenen Schlüssel.

»Die Tante ist gerade ausgegangen.«

Der Schlüssel knarrte laut, die Platte, die als Schreibtisch diente, senkte sich, ein Schubfach holperte heraus. Ein wenig Plunder lag darin, ein Tuch aus lilafarbener, verwelkter Seide, ein Buch, lateinische Grammatik vom Jahre 1906.

»Vermutlich«, sagte Fred, »war Sigi Ephraim Besitzer dieses Buches. Ephraims Enkelsohn, der sich erschossen hat.«

Mit aufgerissenen Augen starre sie ihn an: »Sie kommen aus Amerika und wissen so viel mehr als wir.«

»Oh, unterschätzen Sie nicht das Gedächtnis Ihrer Tante.«

»Sie ist doch eine alte Frau. Oft weiß sie heute nicht, was gestern war.«

»Nun, um so fester haftet Langvergangenes. Wenn man sie nur zum Reden bringen könnte, dann brauchte man den Sekretär wohl kaum

zu öffnen. Ich frage mich, warum sie dieses Zeug darin nicht weggeworfen hat.«

»Sie wollte an dem Sekretär nichts ändern – aus Pietät vielleicht.«

»Ach, dieses Märchen von der Pietät! Ich will Ihnen was andres sagen: Ihr Onkel Erich hatte Angst vor diesem Möbel, und Ihrer Tante ging es ebenso.«

Sie sah ihn an als sei er ein Verrückter.

»Angst vor dem eignen Schrank?«

»Das ist's ja eben: der Schrank wird nie ihr Eigentum. Das haben sie natürlich nicht gewußt, dann aber haben sie's erfahren müssen.«

»Was sollen sie um Himmels willen denn erfahren haben? Was kann man überhaupt von einem Ding erfahren?«

»Nun, seine Abneigung so gut wie seine Sympathie. Der Sekretär hier teilte Ephraims Gesinnung, dann fand er sich mit Abraham zu-recht und bald darauf mit dessen Söhnen. Er hat noch den Geruch des alten Hauses.«

»Ja«, sagte sie, »er riecht nach Zimt.«

»Nein, nicht nach Zimt, nach Tod und Moder. Doch sehn wir zu, was er uns mitzuteilen hat. Hier beispielsweise stellt er ihnen Sigi vor, den Enkel Ephraims, dem dieses Buch gehört hat. Sigi – man hat ihm übel mitgespielt, er hat sich, als er sechzehn war, erschossen.

Das Tuch gehörte der Verwandten Ephraims, Edel Kafrill. Sie trug die abgelegten Kleider reicher Damen, verschließne Seide, welche Spitzen, Ketten aus Elfenbein, Ketten aus Glas – wir werden noch so manches in den Fächern finden. Mir kommt schon alles wieder in Erinnerung, was meine Mutter mir erzählt hat. Ich habe oft nicht richtig zugehört, doch muß es mir in die Natur gedrungen sein.«

»Der Sekretär ist abgeschrieben«, sagte das junge Mädchen leidenschaftlich. »Kein Zweifel, daß mein Onkel ihn auf faire Art

erworben hat. Ich aber will nicht so ein Ding, beladen mit Erinnerungen andrer Leute.«

»Man hat das nicht auf faire Art erwerben können, hören Sie«, rief Fred, »Sie müssen sich das merken, nicht auf faire Art!«

»Wenn er dafür den vollen Wert bezahlt hat?«

»Er hat ihn nicht bezahlt, und wenn er es getan hätte, selbst dann – kann man denn kaufen, was ein andrer nicht verkaufen will? Und wenn der Jud' unter die Räuber fällt, gesellt sich dann der Christ dem Räuber?«

Sie sagte: »Mag sein, er hat sein Seelenheil aufs Spiel gesetzt, doch das ist seine Sache und nicht unsre. Mich interessiert, ob ihm auch bürgerlich ein Makel bleibt.«

»Wenn Sie so reden, bleibt ihm freilich keiner, denn die Instanz, die Sie bemühn... es lebt sich recht kommod mit diesen Leuten. Sie sind so ungemein vernünftig, so schlau wie dumm. Sie sehen alles ein. Moralisch ist, was ihnen nützlich ist. Wenn ich nicht kaufe, kauft der andre. Der Sekretär ist doch bei mir in bessern Händen, ich weiß ja schließlich seinen Wert zu schätzen. So, meine Dame, läßt sich auch mit dem Verbrechen leben. Am Ende bleibt das Ding an Ihnen hängen, und schon sind Sie beteiligt an der Schuld. Nicht, daß man Sie deshalb belangen könnte, das Ding selbst wird sich um Sie kümmern –«

»Wie«, fragte sie, »der Sekretär?«

»Ja, warten Sie! Er nimmt Sie schon aufs Korn!«

Sie machte den Versuch zu scherzen: »Er wird das auseinanderhalten, denk' ich, die Tante hat ihn mir noch nicht vererbt.«

In diesem Augenblick vernahmen beide eine Stimme, die wie das Krächzen einer Krähe klang.

Der Junge fuhr zusammen. »Hören Sie? Da ist sie schon. Ob sie bemerkt hat, daß der Schlüssel fehlt?«

Die Platte wurde eilends zugeschlossen. Zu seiner eignen Überraschung war Fred genau so eilfertig bemüht den alten Zustand herzustellen wie das Mädchen. Das fehlt noch, daß ich mich vor diesen Leuten fürchte, dachte er voll Grimm.

Dann wurden Schritte laut, nicht schlurfende, nein, rasche, zielbewußte Schritte, sie näherten sich unaufhaltsam und entschlossen.

Das Mädchen sah mit starren Augen nach der Tür: »Wir öffnen jetzt auf keinen Fall. Sie hat kein Recht hier einzudringen. Sie soll auch mich für heut' in Ruhe lassen. Den Tee hat sie gehabt, und alle Arbeit habe ich getan.«

Sie warf einen verstohlenen Blick auf Fred. Dann schob sie sacht am Kastenschloß den Riegel vor.

Er sah die Partnerin verblüfft und strafend an. Sie aber legte den Finger auf den Mund und starre auf die Tür.

Die Klinke wurde leis herabgedrückt.

Fred nahm den schwarzen Hut vom Tisch und hängte ihn vors Schlüsselloch. Jetzt wird es eine nette Auseinandersetzung geben, dachte er verstimmt. Doch schon entfernten sich die Schritte wieder.

Das Mädchen bückte sich und hob ein Kärtchen auf, das aus dem Sekretär gefallen war. Darauf stand: »Treffpunkt Café Grube.«

Mit hochgezogenen Brauen reichte sie es Fred: »Sie haben diese Karte da verloren.«

»Ich kenne überhaupt kein Café Grube. Wer sollte mich denn treffen wollen? Ich habe keinen einzigen Bekannten auf dem Kontinent.«

»Die Einladung kommt aus dem Sekretär.«

Er nickte: »Die Dinge reden! Merken Sie's nun auch?«

»In Ihrem Zauberkreis hat Zufall keinen Raum?«

»Ich glaube, daß der Sekretär mir manches mitzuteilen hat, von Ephraim und Edel, was in der Judengasse längst vergessen ist.«

»Du lieber Gott, dann brauchen wir den Schlüssel ja noch oft.«

»Mir scheint, daß Sie die Sache amüsiert?«

»Unsinn – ich bin im gleichen Fall wie Sie.«

»Im gleichen Fall – Sie sind doch keine Jüdin?«

»Ich bin ein Mensch wie Sie.«

»Sehr einfach«, sagte er. »Ich bin ein Jude. Ich kann es mir nicht leisten, nur ein Mensch zu sein. Was nicht besagt, daß ich nicht auch ein Mensch bin.«

Sie seufzte: »Ich kann nicht glauben, was man mich gelehrt hat. Ich habe deshalb auch kein Vorurteil. Wie kann das gut sein, was die Menschen bös' macht? Nichts macht sie böser als ihr Glaube.«

»Na ja, mit Heiden hatten wir es auch zu tun.«

»Inzwischen sind die Heiden fromm geworden.«

Er sah sie an und dachte: Ihre Augen... man kommt nicht auf den Grund.

Sie sagte: »Es wird jetzt Zeit für Sie, etwas zu tun. Nachdem die Einladung ergangen ist...«

»Ach so – was ist mit Café Grube los?«

»Ein häßliches Lokal. Es gehen da nur alte Leute hin. Damen mit großen bandgeshmückten Hüten und Herren in schwarzen Anzügen wie fürs Begräbnis. Sie gehn hinein und kommen nur noch trauriger heraus. Es ist, als sei nur Alter in der Welt und keine Hoffnung mehr.«

»Das sind dann wohl die heimgekehrten Juden?«

»Sie sehen aus wie andre alte Leute.«

Sie öffnete die Tür und lauschte in den Flur hinaus:

»Ich würde Ihnen raten, jetzt zu gehen. Und nehmen Sie die Karte mit. Das Café Grube ist nur eine Straße weiter.«

Fred hatte wieder das Gefühl zu träumen. Er ließ sich von der Treppe willenlos entführen. Zum Glück war da ein mächtiges Geländer, das auch den Traumwandler nicht stürzen ließ. Das Treppenhaus war angefüllt mit Dämmerschwaden. Zuweilen kam ein Hauch vom Innenhof, der Grabeskälte barg. Und immer waren schmale Gänge da, die wiederum in breite mündeten. In allen Gängen standen Schränke und Kommoden, die Fred zuvor nicht beachtet hatte. Zinn blitzte an den Wänden, alte Stiche, Landschaften, Städtebilder gab es da, gestickte Rosen – man hätte einen Katalog anlegen können. Die Junge wird das schon besorgen, dachte Fred, ihr Lehrer wird ihr wohl behilflich sein. Es gibt nichts Schöneres für solche Leute.

Der Hausgang war mit himbeerroten Sandsteinplatten ausgelegt. Ein kühles, frisches Rot, man mußte sich dabei nichts Böses denken. Fred aber dachte statt an Himbeeren an Blut – er hatte hier nur häßliche Gedanken.

Die schwere Tür fiel hinter ihm ins Schloß. Nun lag die Gasse vor ihm wie ein langer, schmaler Sarg. Der Mond erschien als silberner Beschlag.

Im Café Grube saßen ein paar Leute, von denen keiner unter sechzig war. Der eine tupfte mit dem feuchten Finger die Kuchenbrösel vom zerstoßenen Teller, der andre mühte sich, die Fliege zu erlegen, die ihn störte. »Ich mache das wie die Zigeuner«, sagte er, »sie haben einen ganz bestimmten Trick.«

Der Trick mißlang, die Fliege flog davon.

Ein Herr mit weißer Löwenmähne, der Zeitung las und sich Notizen machte, war vom Erscheinen Freds beunruhigt. Er flüsterte mit dem beliebten Cafetier, der aber nur mit Kopfschütteln und Achselzucken reagierte. Es roch nach bitterem Kaffee.

Ein runder Tisch, ein halbes Dutzend Leute und alle starrten sie auf Fred, ganz ohne Lächeln und ohne eine Spur von Freundlichkeit.

Natürlich konnte keiner ahnen, daß Saras Sohn gekommen war, und doch war Fred zumute, als habe ihn die eigene Familie abgelehnt.

Er hätte sich nun gern abseits gesetzt, das aber war hier überhaupt nicht möglich, es mußte jeder an den runden Tisch.

Der Wirt trat jetzt herzu. Er sagte: »Was wollen Sie denn hier?«
»Kaffee natürlich.«

»Nicht so natürlich, wie Sie denken. Das ist nicht einfach ein Café, das ist ein Club. Man muß empfohlen sein. Damals gab es zu Anfang auch noch gut empfohlene Gojim.«

»Sie halten mich für einen Goi?«

»Wir wollen wissen, wer Sie sind.«

»Nun, ich bin Jude.«

»Und warum kommen Sie zu uns?«

Er gab die Karte ab: »Die Einladung kam aus dem Sekretär.«

»Sehr interessant. Aus wessen Sekretär?«

»Das ist zumindest problematisch. Der Sekretär steht in Hosiannas Haus.«

Vom Tisch her klang ein Seufzer: »Hosianna – wer hat Ihnen den Namen denn genannt?«

»Nun, meine Mutter, Sara Abraham.«

Der Wirt schob Fred jetzt einen Stuhl hin: »Es ist nicht gut, daß Sie bei Hosianna wohnen.«

»Ich habe dort den Sekretär gefunden, der meinem Großvater gehört hat.«

»In diesem Haus kann jeder einzelne von uns etwas entdecken, das er einmal besessen hat«, erklärte der kleine Mann mit silberweißer Mähne. »Wer aber will mit Hosiannas Witwe raufen?«

»Sie würden«, sagte die betagte Dame, »bestimmt den Kürzern ziehen. Die Frau hat doch mehr Ansehn hier als Sie.«

»Ich war in dieser Stadt Kommerzienrat.«

»Ein schöner Titel. Da haben Sie Ihr Geld gut angelegt.«

Fred sah: die Leute waren glücklos und enttäuscht. Da waren sie nun heimgekehrt und wußten schon nicht mehr, warum. Sie hatten ihre Jugend wiederfinden wollen, ihre Freunde. Die Freunde waren gleichfalls alt geworden. Sie hatten Hemmungen und Vorbehalte, auch waren sie vollauf damit beschäftigt, die früheren Jahre zu vergessen. Und alle hatten sich längst wieder eingerichtet, mit Haus- und Grundbesitz und einem hübsch gepflegten Rasen, darunter freilich noch in vielen Fällen die Leiche irgendeiner kleinen Nichtsnutzigkeit verborgen war. Die Juden gingen sie noch weniger als »damals« an... Nur eine blieb hier den Enttäuschten treu, ein altes, dünnes Fräulein, das sie »Silbermotte« nannten.

Die Silbermotte saß bei ihren Freunden am runden Tisch und träumte wie so oft. Der Cafetier berührte ihre Schulter: »Der Sohn der Sara Abraham ist da!«

Sie nickte: »Ihr Bruder, ja. Ich weiß.«

»Woher willst du es wissen, Hannah«, fragte die Dame mit dem bandgeshmückten Hut.

»Ich bin nicht blind, ich sehe, daß es Fred ist.«

»Nicht jener Fred, von dem du immer sprichst.«

»Nun, Saras Bruder, Fred.«

»Ihr Bruder nicht, ihr Sohn.«

»Ihr Sohn – den kenn ich nicht.«

»Dann lernst du ihn jetzt kennen, Saras Fred. Dem kannst du nun erzählen, was du uns noch immer vorenthalten hast.«

»Ich würde gern von Fred und Abbe hören, ich bin ihr Neffe«, sagte Fred.

»Das ist nicht seine Stimme«, stellte Hannah fest.

»Nicht seine, sondern meine.«

»Ja, in der Tat. Sie sind ein Ami und Sie heißen Fred. Sehr sonderbar, daß Sie wie Fred aussehn.«

»Nicht gar so sonderbar, da er mein Onkel ist. Ich heiße Jakobsohn, und er hieß Abraham.«

Es war, als wache Hannah auf aus ihrem Traum: »Fred Jakobsohn, der Sohn von Sara Abraham –«

»Von Sara Abraham. Sie sind die einzige, die hier noch etwas weiß. Erzählen Sie mir von den Abrahams.«

»Von Fred und Abbe und von Olga«, sagte Hannah.

»Von Olga?«

»Ja! Von ihr zu allermeist.«

Hannahs Erzählung

Ich hatte meine Freunde lange nicht gesehn. Erst als die jüdische Passion begann, trieb es mich wieder in die Judengasse. Damals begegnete ich Olga Gromberg, ich war dann häufig Gast in ihrem Haus.

Im Jahre 1930 hatte Olga angefangen zu studieren. Nach einigen Semestern aber hatte sie erklärt, daß sie die Universität nicht wiedersehen wolle. Da war der Hordenzauber in die Hörsäle schon eingedrungen.

Olga war keine Jüdin, obgleich sie aus der Judengasse stammte. Ihr Vater war Getreidehändler. Sie hatte ihre Mutter früh verloren. Am liebsten hielt sie sich in dieser Gasse auf, in der es doch nach Staub, nach Senkkasten und Ablaupinne roch.

In Grombergs Haus gab es sehr kostbare antike Dinge, da blühten die Gobelins und Teppiche, es duftete nach Weichsel-, Kampfer-, Zedernholz, und aus den Messingleuchtern stoben Funken.

Die Gasse freilich dämpfte alles wieder, was prächtig war und prunken wollte.

Herr Gromberg hatte noch ein neues Haus am Rand der Stadt. Er hatte sein Büro dorthin verlegt. Die Schränke, Truhen und Barockkommoden aber bestanden nun einmal auf ihrem alten Platz.

Dicht neben Gromberg wohnten meine Freunde, die Abrahams. Den Laden hatte Abbe übernommen. Fred hatte Volkswirtschaft studiert, er war nach 33 heimgekehrt, weil man ihm keine Arbeitsmöglichkeit mehr ließ.

Olga stieg manchmal auf das Dach des Gromberghauses, um dort ihr Teil vom Sommer zu genießen.

Der Innenhof war überdeckt mit Glas, daneben breitete das flache

Dach sich aus, das wiederum durch schräge Dächer ringsrum abgeschlossen war.

In dieser Welt der Dächer hatte Olga die imponierendsten Begegnungen mit der Natur. Da ließ der Blitz am Schornstein seine Spur, der Hagel schlug ein Loch ins dicke Glas, der Sturm warf Ziegel vor die Speichertür. Die Sonne war ein weißer, heißer Kreis, in den die Tauben eingeschmolzen waren. Oft türmten sich die Wolken zu Gebirgen und eine Urlandschaft erstand. Dann wieder öffneten sich Gletscherspalten, in die man unversehens versank.

Zuweilen stand der Schornsteinfeger vor dem Schwalbenhimmel, geschmeidig, leis und flink wie eine Katze.

Olga erzählte mir, wie sie mit Fred bekannt geworden war.

An einem heißen Sommernachmittag saß sie am Fenster einer Speicherkanne, in der sie sich mit ihren Büchern eingerichtet hatte. Sie sah hinunter in den Nachbarhof. Das war ein schmaler Schacht, in den am Nachmittag ein wenig Sonne fiel.

In diesem kargen Licht bewegte sich ein gutgewachsener junger Mann. Es war Fred Abraham, der zwei Geranienstöcke goß, im kalten, düsteren Hof des Abbehauses. Die Blüten leuchteten wie winzige Signale.

Olga erstaunte der Versuch, die Wüste zu beleben, sie hatte ihre Azaleen, Agaven und Kakteen hergeschenkt, weil alle Pflanzen hier nur kümmerten.

Wenn Blumen in die Gasse kamen, dann war es meist für ein Begräbnis, und nichts als Trauer brachten sie herein.

Doch nun die beiden brennenden Geranien und einer, der sie sorgsam goß, als sei das ein sehr wichtiges Geschäft...

Fred sah nicht aus, als ob er in der Hütte Abrahams geboren sei. Er war vor kurzem erst zu Abbe heimgekehrt. Der war auch gleich bereit gewesen, ihn wieder bei sich aufzunehmen: »Was mein ist, das ist dein!«

Olga sah eine Weile in den Hof hinab, da wandte Fred den Blick nach oben. Das schmale, blonde Mädchen hatte sich stets fremd verhalten, obgleich es ihn schon kannte, als es noch ein Kind war.

Jetzt aber hätte Olga gern mit Fred gesprochen. So vieles hatte sie ja auf dem Herzen. Die Leute, die sie kannte, waren plötzlich alle »anders«, berückt vom Hordenzauber oder eingeschüchtert und bedrückt.

Sie hatte Dinge da vernommen, die ihr die Überzeugung gaben, daß sie in einem Tollhaus lebe.

Gromberg, ihr Vater, hatte ihr geraten, zu allem still zu sein.

»Doch unsre Nachbarn müssen leiden.«

»Seit wann denn kümmert du dich um die Nachbarn, Olga?«

Ein Buch lag auf der Fensterbank vor Olga. Sie gab ihm einen Stoß. Es fiel hinunter in den Hof und knickte die Geranienblüten.

Fred sah empört zum Fenster auf, an dem die Nachbarin weit vorgebeugt noch immer stand. Er wandte sich und ging gekränkt ins Haus.

Olga war ganz entsetzt. Was sich ereignet hatte, konnte sie im nächsten Augenblick nicht mehr verstehen. Man wirft mit harten Gegenständen nicht nach seinen Freunden. Sie war jetzt zu Erklärungen genötigt.

Als sie in Abbes Laden kam, um zu berichten, verschlug es ihr zunächst das Wort. Abbe rang seine kleinen Hände. Er sah sehr düster aus:

»Was wünschen Sie? Fred sprechen? Nun, er ist nicht da.«

»Er war noch eben da, er kann doch nicht verschwunden sein.«

»Er ist verschwunden.«

»Mir ist ein Buch in Ihren Hof gefallen. Ich möchte um Entschuldigung bitten.«

»Gut«, sagte Abbe. Er öffnete die Tür zum Nebenraum nur einen winzigen Spalt:

»Fred, gib das Buch heraus.«

»Ich will es lesen«, sagte Fred und zog die Tür von innen wieder zu.

Von einer seltsamen Begegnung berichtete mir Olga eines Tags: Die Schatten des Nachmittags erfüllten ihr Refugium auf dem Dach, das schmale Rechteck zwischen schrägen Nachbardächern. Dort konnte man vergessen, daß man in der Judengasse wohnte, man konnte die Beglückungen des Himmels miterleben, die Vogelflüge, Wolkenzüge, den Auftritt der Gestirne, die Verwandlungen des Monds. Die Luft war wie von Schwingen leicht bewegt.

Olga sah auf zum First, da saßen Tauben, die aber wie Staffage leblos wirkten. Der Himmel war so unwahrscheinlich blau, daß sie sich in den Süden träumen konnte. Und Olga träumte auch, nur war ihr Traum nicht südlich heiter, er war im Gegenteil ein wahrer Alpträum. Sie konnte weder Hand noch Fuß bewegen. Die Wolken lagen wie vor Anker, die Zeit stand still.

Plötzlich erschien da in der Speichertür der Schwarze mit einem Helm von messinggelbem Haar und Augen wie aus Lapislazuli.

»Tag, Olga«, sagte er.

»Ich heiße Gromberg.«

»Aha, da ist was in Vergessenheit geraten. Das kommt daher, daß du so vornehm bist. Hier in der Gasse bist du riesig vornehm. Wir waren übrigens zusammen im Gymnasium, ich nur ein halbes Jahr, du etwas länger. Wir haben uns dann gar nicht mehr gesehn, seitdem wir konfirmiert sind schon.«

»Ich bin nicht konfirmiert.«

»Ich auch nicht. Es war nur dir zulieb...«

»Mein Vater kommt jetzt gleich herauf.«

»Mach mir nichts vor, Papa ist im Büro.«

»Ich warte hier auf einen Gast.«

»Auf mich.« Er schüttelte die gelbe Mähne.

»Wer gibt Ihnen das Recht, hier einzudringen?«

»Eindringen in mein eigenes Revier? Man könnte eher sagen, daß du eingedrungen bist. Sieh her!«

Er lief wie eine Katze über schräge Dächer: »Ich habe meine Augen überall. Ich bin hier ganz zu Haus. Doch du gib acht, daß du nicht einmal aus Versehn ins Nachbarhaus gerätst.«

Er machte einen Handstand und verschwand.

Olga war noch verstört, als ich sie wenig später traf. Sie sagte: »Ich möchte wissen, was es wohl bedeutet, wenn man von einem Schornsteinfeger träumt.«

Fred paßte nicht recht in die Judengasse. Man fand, er sähe gar nicht jüdisch aus. Das aber nahm man ihm besonders übel. Er hätte ein Lokal besuchen können, an dessen Tür stand: »Juden unerwünscht.« Er hätte sich mit »deutschen Mädchen« ungehindert amüsieren dürfen. Nun, Fred tat nichts dergleichen, er versuchte zu arbeiten, er blieb daheim. Sein Bruder Abraham wies ihm ein Zimmer an im Haus.

Abraham war ein Händler und kein Trödler. Sein Publikum bestand zumeist aus Bauern, die noch nach alter Sitte handelten. Das nun war Abbes Kunst, daß er die Illusion erweckte, er lasse immer wieder mit sich reden, und daß er dennoch feste Preise hatte. Für seine ländlichen Besucher war er der »klarste Jud«.

Fred hatte keinen Handelsgeist, er sah dem Bruder lächelnd zu, und was er sah, schien kaum in sein Bewußtsein einzudringen. Das war schon in der Kindheit so gewesen, da hatte ihn der alte Abraham verspottet: er lebt in einem Schloß, er sitzt in einem Saal...

Fred war zu Hause immer nur ein Gast, der freilich keine Ansprüche erhab. Er kam und ging. – Diesmal indessen war es anders, da war die Judengasse nun der Lebensraum für ihn.

Olga berichtete mir vom Besuch im Haus der Brüder Abraham. Sie ging an Abbes Ladentür vorbei, in der gerade Fred bei seinem Bruder stand. Da blieb sie gleichfalls stehn.

»Es ist mir leid um die Geranien«, sagte sie.

Fred sah verwundert auf: »Ach so, ich habe immer noch Ihr Buch.«

»Es ist ja nicht des Buches wegen.«

»Nein, wegen der Geranien, ich weiß.«

»Auch wegen der Geranien nicht.«

Ermutigt durch sein Lächeln fuhr sie fort: »Wir sind hier auf dem gleichen Schiff.«

»Sie können aber jederzeit an Land gehn.«

»Ich gehe nicht an Land, ich habe meine Studien abgebrochen.«

»Und später nehmen Sie sie wieder auf.«

»Was später sein wird, weiß ich nicht, jetzt aber bin ich eben ‚draußen‘.«

»Draußen – und dafür haben Sie das Getto eingetauscht.«

»Es ist mir so viel wert.«

»Nun«, sagte Fred, »erinnern Sie mich sehr an Ihre Mutter.«

»Was wissen Sie von ihr – als sie gestorben ist, da waren Sie ein Kind.«

»Ganz recht, ich war ein Kind, das hier im Straßengraben saß. Nun, Ihre Mutter nahm mich in Ihr Haus, sie gab mir Aprikosen, die ich da für goldne Äpfel hielt.«

»Sie haben den Besuch nicht wiederholt.«

Er lachte: »Auch *Ihr* Besuch blieb aus.«

Hier mischte Abbe sich voll Eifer ein: »Die Grombergs haben oft bei mir gekauft, die Küchenwäsche und die Abwaschlappen.«

»Ich meine eine andre Art von Umgang, Abbe.«

»Oh«, sagte Olga, »ich hätte gern einmal den Sekretär von Ephraim gesehn und die Kommode.«

Sie gingen in den Oberstock. Da stand der Sekretär. Wie schön er war: aus edlem, altersdunklem Holz. Der Vorderseite eingelegt war ein Merkur aus leuchtend gelbem Zitronenholz und rotem Mahagoni. Merkur trug in der Hand ein Säckchen aus Perlmutt.

»Ein Sekretär, der sein Geheimnis wohl bewahrt«, bemerkte Fred.

»Wir haben doch bis heute das Geheimfach nicht gefunden, das unsre Freundin Hannah damals schon entdeckt hat. Nicht, daß wir Isi plündern wollen, wir wollen uns ihm anvertrauen.«

»Dem Isi? Wer ist das?«

»Nun, ein Gerechter, einst der Besitzer dieses Sekretärs.«

»Und Ihr Verwandter?«

»Nein.«

»Sie haben gar keine Verwandten hier?«

Abbe ergriff das Wort: »Verwandte schon. Die aber sind zu vornehm für die Judengasse. Der Vetter meines Vaters ist Kommerzienrat – er weiß nicht, ob er danken soll, wenn ich ihn grüße. Wenn er das Haus betritt – es kommt sehr selten vor –, rümpft er die Nase: ,Unselige, wie riecht es denn bei euch? Ihr habt noch immer kein WC, und eure Bauernkundschaft pißt die Hauswand an. Das ist nicht sanitär. Laßt da nur einen heißen Sommer kommen, dann habt ihr einen netten Seuchenherd. Ihr müßt zumindest doch der Landkundschaft das Pissen abgewöhnen.' – Nun, eher werd' ich mir den Vetter abgewöhnen«, sagte Abbe. »Er weiß nicht, was die Uhr geschlagen hat. Er meint, er sei so deutsch, und deshalb wolle er nicht weg von hier.«

»Sie aber werden gehn?«

»Wir bleiben beide«, sagte Fred, »jedoch aus anderm Grund. Abbe hat seinen Laden, der ihn gerade eben noch ernährt. Sein Geld steckt im Geschäft, und ich – lieg' meinem Bruder auf der Tasche.«

»Wir sind jetzt *eine Firma*«, sagte Abbe.

Olga verspürte fast ein Glücksgefühl, daß sie mit Gleichgesinnten reden konnte.

Sie saß in einem hohen, alten Sessel, der wohl in nächster Zeit zusammenbrechen würde.

»Gut, daß Sie leicht sind«, meinte Fred mit einem Blick auf das verbliebne Möbel.

Sie sprachen dann von ihren Studien. Abbe fand, daß er überflüssig sei, und ging hinab in seinen Laden, in dem nun freilich überhaupt

nichts los war. Die neuen Kleider hingen da und rochen längst schon nicht mehr neu. Das Haus verlieh ihnen sein ganz besonderes Odeur von Moder, Mäusen, Staub und kaltem Rauch. Nun, damals war die Landkundschaft nicht so empfindlich, man schob ihr Duftpapierchen in die Manteltasche und gab ein rundes Spiegelchen dazu. Einst hatte der Geruch von Hühnersuppe die Ware samt und sonders imprägniert, der Kunde selbst verwandelte sich in ein Suppenhuhn, wenn er die Abbehose auf den Leib zog. Jetzt aber überwog der Morderduft.

Es roch nach Armut. Olga spürte es. Doch etwas machte alles wett, die Haltung dieser Brüder Abraham. Sie waren beide stolz, auch Abbe, der sich konziliant benahm, sie trugen, was ihnen auferlegt war, mit Gelassenheit.

Olga beschloß, in Zukunft nur bei Abrahams zu kaufen. Zu Hause würde sie davon nicht reden. Schon standen Posten vor den jüdischen Geschäften. Bei Abbe lohnte sich der Aufwand freilich nicht. Gromberg – bei aller Toleranz – vermied es sorgsam, Anstoß zu erregen. Im übrigen war ihm die Ware auch nicht gut genug. Er hatte Olga oft erzählt, daß ihre Mutter, »die unerfahrene«, feines Leinen, als es defekt geworden war, durch Baumwolle von Abraham ersetzte. »Ich habe mir das schließlich doch verbeten. Wie deine Mutter, die Geschmack besaß, das Zeug ertragen konnte, weiß ich nicht.«

»Aus Liebe hat sie es ertragen.«

»Aus Liebe – lächerlich. Das geht zu weit. Früher, da kaufte man von einem armen Kind ein Veilchensträußchen, von einem Stelzbein Schwedenhölzer. Mehr Liebe ist nicht unsre Sache, Olga.«

Nun, Gromberg hätte wohl gestaunt, wenn er die Tochter hätte sehen können.

Einmal, da sagte Fred zu seiner Freundin und zeigte auf den Sekretär:

»Ich würde dieses Möbel gerne öffnen, wenn Abbe nicht den Schlüssel bei sich hätte.

Ich weiß, daß in den Fächern Schmuck ist, Zigeunerschmuck. Ich möchte Sie gern schmücken. Für Abbe ist ja alles sakrosankt, was in dem Kasten ist.

Für ihn ist dieser Sekretär das gleiche, was er für Sigi war, den Enkel Ephraims. Er hat ihm seine Memoiren anvertraut. Nun, er hat allerhand erlebt. Abbe schreibt auf, wie man die Juden schikaniert. Ich habe ihn gefragt: ,Zu welchem Zweck, wer wird es lesen?'

,Laß nur den Isi machen', meinte er.«

Abbe war oft gekränkt. Er wollte wie gewöhnlich Bier in dieser Herberge zur Heimat holen. Der Wirt ließ Abbe stehn, die Kellnerin bediente Vagabunden.

»Ein Bier!«

»Kein Bier, wir schenken nicht an Juden aus.«

»Da hast du's, Abbe. Schreib dir's also auf. Nein, schreib nichts auf, es ist ja nicht der Mühe wert.«

Die Wolken zogen sich nun mehr und mehr zusammen. Man hatte den Kommerzienrat geprügelt. Er reiste noch am gleichen Tag nach Basel. Man hatte ihm geraten nicht zu zögern, denn morgen würden ihn die Schwellungen zu sehr behindern.

Was würde nun geschehen?

In Basel würden schon die Photographen auf ihn warten. Er würde dort herumgereicht, sein Bild, weiß bandagierter Kopf und schwarze Augenklappe, würde schon morgen in der Schweizer Presse sein. Das würde man nun wiederum den Juden übelnehmen. Es würde also immer mehr geprügelt.

Schon war es so, daß keiner von den Jüngern sich bei Tag ins Café Grube wagte.

»Es gibt doch schließlich noch Gerichte«, sagte Olga aufgeregzt zu mir.

»Ist Gromberg denn in der Partei?«

»Er ist natürlich nicht in der Partei.«

»Ein Grund also, ganz still zu sein.«

»Mein Nachbar ist meist hinterm Vorhang, wenn ich zu Fred und Abbe gehe. Gestern nun hat der Wind den Vorhang hochgeweht – wer war dahinter? Hosianna nicht, der Schwarze in Person.«

»Du meinst den Schornsteinfeger?«

»Ja. Doch in Uniform. SS!«

Um Abbe nicht zu stören, der sich oft am Sekretär zu schaffen machte, gingen Fred und Olga in die Küche, die hinterm Laden lag.

Sie war fast dunkel, weil alles Licht nur von dem engen Hof herkam. Das Fenster war vergittert und umhängt mit Spinnweb.

Nun, an die Spinnen hatten sie sich längst gewöhnt. Sie hatten ihre Favoriten, die niemals einen Besen fürchten mußten.

Ach ja, sie hielten es schon ganz wie die Gefangnen, die keine andern Freunde haben.

Olga erzählte mir von einer Urne, die Abbes Elixier enthielt, das Gängeschmalz, das gut für alles ist.

Abbe strich es aufs Brot, weil es die Stimme sanft und schön macht, er rieb sich auch damit die Brust ein und den Hals.

Man wußte zu erzählen, daß die Urne einst eines Christenmenschen Asche barg. Auch wenn die Asche längst im Wind verweht war, die Urne war geschändet und mit ihr die Christenheit.

Einmal, als Fred und Olga beieinandersaßen, läutete die Klingel. Die Kunden Abbes pflegten nicht zu läuten. Die beiden hörten nun, daß Abbe eilig in den Laden ging. Dort mußte man im Flüsterton verhandeln, kein Wort drang in die Küche, kein Geräusch...

Fred war zerstreut, er nahm die alten Tassen in die Hand, die Teller, erzählte von dem einstigen Besitzer, von Ephraim im blauen Sternenmantel, von Sigi, der so stolz und schön wie König David war, von Edel, die in Seide ging und Spitzen – die Pracht zerfiel, wenn sie ein Unberufener berührte...

Es war wie Zauberei... Die dunkle Küche fing zu sinken an und landete tief in Vergangenheit. Die alten Juden waren da versammelt, sie warteten nochmals auf ihren Tod, die Schatten flackerten wie Flammen zwischen Gittern.

Abbe kam dann zurück. Er sagte: »Hosiannas Frau will mir den Sekretär abhandeln. Sie hat gedroht: ‚Man nimmt ihn euch ja doch'.«

Olga erzählte mir von dem Gespräch, das sie mit ihrem Vater hatte.

Herr Gromberg war Hosiannas Frau begegnet. Als er den Hut zog, blökte sie »Heil Hitler!«

»Muß ich der törichten Person bekennen, wie ich eingestellt bin, Olga?«

»Du muß zu Hause bleiben«, sagte sie.

»Ich bin doch immer noch ein freier Mann.«

»Fred sagt sogar, wir seien vogelfrei.«

»Das ist ein respektables Nest hier, in dem du dich geborgen fühlen kannst.«

»Geborgen in der Judengasse?«

»Da fällt mir auf: hast du nicht ,Fred' gesagt?«

»Du weißt ja: er ist da.«

»Natürlich ist er da, das heißtt, Herr Abraham ist da. Herr Alfred Abraham, zum Unterschied von Abbe Abraham. Für dich ist er so wenig Fred, wie du für ihn nur einfach Olga bist.

Du weißt, ich habe gar nichts gegen Juden, ich bin nur für Distanz, und was das Nachbarliche angeht, man braucht das nicht noch zu forcieren. Der Kauf von Küchenwäsche kann hinausgeschoben werden.«

»Es könnte aber sein, daß Fred und Abbe unser Geld jetzt brauchen.«

»Wie«, staunte Gromberg, »unser Geld?«

»Du lieber Gott, das Geld, das wir für ihre Waren schulden.«

»Ich sollte Fred und Abbe etwas schulden?«

»Wir können ja nicht warten, bis der Spuk vorbei ist.«

»Du hast dich um die Küchenwäsche nie gekümmert.«

»Mag sein, ich lasse aber Fred und Abbe nicht im Stich.«

»Du?«, wunderte sich Gromberg wiederum, »nur weil wir zufällig in dieser Gasse wohnen?«

»Das ist kein Zufall, das ist Schicksal.«

»Ach, große Worte, weiter nichts.«

»Ein ganz natürliches Gefühl.«

»Höchst unnatürlich. Ich begreife nichts. Wir sind nun einmal keine Juden. Stell dir doch vor, du seist an Fred und Abbes Stelle und sie an unsrer. Glaubst du vielleicht, daß sie sich um dich kümmern würden? Sie würden stets Vernunft und Vorsicht walten lassen.«

»Mag sein. Das ändert aber nichts für meine eigene Person.«

In Grombergs Haus roch es nach Äpfeln. Birnen mit goldnem Schorf, Trauben und Nüsse, Schüsseln und Schalen bis zum Rand gefüllt – der Herbst ist gut. Er war sonst Olgas liebste Jahreszeit. In diesem Herbst verwandelte sich alle Süße in nichts als Bitternis. Es kamen Bauernburschen vom Kartoffelacker – in Braunhemd und in Stiefeln jetzt –, um reiche Juden in der Stadt zu prügeln. Man hatte sie beordert, weil die Scherzen, selbst Bürger dieser Stadt, nicht in Erscheinung treten wollten.

Abbe verwunderte sich baß: »Hätt' ich gedacht, daß es ein Fluch sei, reich zu sein.«

Die Leiden meiner Freunde ließen mich schon nicht mehr schlafen. Ich fühlte die Bedrohung täglich mehr, und immer hatte ich das Lied im Ohr, das eines Tags die Kinder sangen, als sie der Lehrer durch die Judengasse führte. Es waren bitterböse kleine Kinder. Sie schrillten wie die Grillen mit metallnen Stimmen:

»Wenn das Judenblut vom Messer spritz...«

Der Lehrer mag noch einen Rest von Schamgefühl besessen haben, er war verlegen, als ich stehenblieb.

Die Gans der alten Arons flatterte dem Zug voraus mit gräßlichem Geschrei, ein Junge zog das Taschenmesser, lief ihr nach.

Wenn er auch keinen Juden stechen konnte, so sollte wenigstens die Gans dran glauben.

Zuweilen war Befangenheit im Wesen Freds zu spüren.

Dann wußte Olga gleich, daß wieder etwas Schlimmes los war. Ihr Herz zog sich zusammen, wenn sie ihren Freund in sich gekehrt und schweigsam sah und wenn er sie nicht wissen ließ, was vorging. Auch Abbe sprach nicht viel mehr von den Dingen, die ihn quälten.

Einmal war Olga sehr betroffen, als sie bei Abbe Wäsche kaufen wollte. Abbe verkaufte ihr die Wäsche nicht:

»Sie ist nicht gut genug.«

»Ob sie mir gut genug ist, muß doch ich entscheiden.«

Er schüttelte den Kopf: »Ich habe billig eingekauft. Sind arme Leute in der Judengasse. Juden. Herr Gromberg würde sich bedanken. Nein, nein, wir machen kein Geschäft.«

Olga entsann sich wohl der Reden ihres Vaters. Es war, als habe Abbe seine Worte mitgehört.

Sie sprach darüber nicht mit Fred, obwohl sich Abbe immer seltamer benahm. Es war inzwischen so, daß Fred und sie das Zimmer mit dem Sekretär kaum noch betrat, weil Abbe sich dort meist zu schaffen machte. Der Sekretär mit seinen dreiundzwanzig Fächern zog ihn jetzt ganz in seinen Bann.

Trotz heftiger Bemühung konnte Abbe das Geheimfach, an das er sich so lebhaft noch erinnerte, nicht mehr entdecken. Er plagte sich vergeblich Tag für Tag. Es war, als hänge von der Auffindung sein Leben ab. Er hatte das Gefühl, gar keine Zeit zu haben, keine Zeit... Als Fred und Olga ihm beim Suchen helfen wollten, da wies er sie voll Ungeduld zurück. –

Der Herbst mit kühleren und schwermutvollen Tagen war ohne Glorie in der Judengasse. Die Küche der Brüder Abraham war

dunkel schon am frühen Nachmittag. Zwar flackerte am Schnittbrenner ein blaues Flämmchen, doch es benahm sich wie ein Irrlicht und erhelltte nichts. Ein leises Summen hing da stets im Raum, es war, als singe sich das alte Judenhaus in Schlaf.

Einmal, als wiederum die Liebenden dem Singen lauschten, gab es im Haus ein heftiges Gepolter.

Da oben stampfte Abbe auf den Boden, schrie: »O Gott, o Gott!« Es waren dreiundzwanzig Schubfächer um ihn verstreut. Er lamentierte: »Ich finde das Geheimfach nicht, ich muß dem Isi etwas anvertrauen.«

»Es gibt wohl andre Aufbewahrungsorte, die sichrer sind«, versuchte Fred ihn zu beschwichtigen.

»Nein, nein, man wird hier jedes Mausloch untersuchen.«

»Man hat doch keinen Grund bei uns zu schnüffeln.«

»Das sagt ein Jud!«

»Im Augenblick sind unsre Feinde noch beim Feiern.«

»Erst Kriegstänze, dann der Pogrom.«

»Wenn du gescheit wärst, Abbe, würdest du dein Manuskript nicht diesem seltnen Möbel anvertrauen. Kann sein, daß unser Sekretär einmal das Zimmer eines Gruppenführers ziert.«

»Der hat den Feind alsdann im Haus. Das ist ein Zauberer, der Sekretär!«

»Bei Ephraims hat alle Zauberei versagt.«

»Nun, Sigi hat ja gegen das Gebot gehandelt. Hat er vielleicht dem Isi und dem Löb gehorcht? Er hat für sich gewollt, was in der Judengasse bleiben muß.«

Als Abbes Aufregung den Höhepunkt erreichte, entsann sich Fred, daß ich als Kind einmal für Ephraim das schlau verborgne Fach gefunden hatte. Sie riefen mich ins Haus, und wiederum gelang die Öffnung. Abbe, der erst so aufgeregte, war jetzt kalt: »Der Isi hat's getan.«

»Warum denn nicht vorhin für dich?«

»Er hat's durch dich für mich getan.«

Nun, ich begriff: der Sekretär war eine magische Person.

Ich hatte das Gefühl, daß meine Gegenwart für Olga jetzt ein Halt war. Ihr an sich scheues Wesen, das zur Schwermut neigte, verdüsterte sich immer mehr. Obwohl der Herbst empfindlich kühl war, hielt sie sich doch am liebsten in der Speicherkammer auf, in der es Tisch und Stuhl und kein »Gerümpel« gab. Gerümpel, nun das waren die Familienerbstücke der Grombergs. »Ich bin die Letzte«, sagte sie zu mir, »was soll ich mit dem Plunder, wenn er noch so kostbar ist?«

»Oh, deine Kinder werden sich dran freuen.«

»Was meinst du denn für Kinder, Hannah? Die kleinen Judenkinder würden sich nicht freuen.«

Einmal erzählte Olga, daß sie Fred gesehen habe vom Fenster ihrer Kammer aus. Es war wie jenes erste Mal, er stand im Hof bei seinen kläglichen Geranien, schmalschultrig, mit gesenktem Kopf. Man sah es seinen Schultern an, wie ihm zumut' war. Das Mitleid hatte Olga übermannt, so daß sie ihrer eigenen Stimme nicht mehr traute. Sie hatte schweigend in den Hof hinabgeschaut. Da aber war geschehn, was sie nun schon zum zweitenmal entsetzte: sie fühlte fremde Augen auf sich ruhen.

»Das war kein Traum, Hannah! Da war die Mauer, das schwarze Loch darin, und plötzlich war in diesem schwarzen Loch ein Auge so blau und kalt wie Lapislazuli.«

»Weiß Fred davon?«

»Natürlich nicht. Er ist verstört genug. Von uns hat jeder sein bedrückendes Geheimnis.«

»Fred hat vor dir doch kein Geheimnis, Olga.«

»Ein einzges: daß er mich verlassen will.«

»Das klingt so bitter. Du solltest froh sein, wenn er einen Ausweg findet.«

»Er findet keinen. Doch es beschäftigt ihn, er denkt dann nicht an mich.«

»Dein Vater könnte ihm behilflich sein.«

»Mein Vater – ach, du weiß nicht, was du sagst. Er kauft von einem armen Kind ein Veilchensträußchen, von einem Stelzbein Schwefelhölzer. Auf etwas andres läßt er sich nicht ein.«

»Fred ist kein Fremder.«

»Bei meinem Vater zählen Abrahams als Trödeljuden. Sie sind und bleiben es für alle Zeit, auch Fred kann nie bei ihm zu Ansehn kommen. Drum lassen wir den alten Mann in Ruhe.«

»Kannst du nicht Geld bei Freunden leihen? Der Name deines Vaters bürgt dafür.«

Olga war erst entsetzt, dann aber atmete sie auf:

»Ich habe keine Freunde, Hannah, außer dir.«

Es war das erste Mal, daß meine Armut mich bedrückte.

Nun war es Olga, die mich tröstete:

»Es soll doch wohl nicht sein. Vielleicht, weil ich es nicht ertragen würde.«

»Du könntest mit ihm gehn.«

»Du weißt ja, daß ich meinen Vater nicht verlasse.«

»Aus Pflichtgefühl?«

»Ich habe nie aus Pflichtgefühl gehandelt. Es liegt in der Natur.«

»Daß du bei Fred bleibst, liegt wohl nicht in der Natur? Wenn du ihn liebstest, müßte auch das Äußerste noch möglich sein.«

»Das Äußerste ist möglich«, sagte sie, »doch anders, als du denkst.«

Langsam veränderten sich die Gesichter der Bekannten, sie leuchteten in einem falschen Glanz. Man trug jetzt Stolz und Freude, manchmal Stolz und Trauer, auf jeden Fall und immer wieder: Stolz. Nicht nur Hosiannas Frau war ungehalten, wenn Gromberg nicht die Hand erhob; der Veteran von 1914, der Lieferant von Schwefelhölzern, schnallte sein Holzbein in der Herberge zur Heimat ab und drohte damit dem Gromberghaus.

Auch die Gestirne waren Olgas Feinde, der Mond, die Sonne wollten sie verraten, der gleiche Mond, der sie in ihrer Kindheit schon entzückte, wenn er auf Schneeschuhen durch die Gasse glitt, die Sonne, die sie auf dem Dach empfing mit Negerküssen, Mohrenungestüm ... Jetzt suchte Olga nur noch Dunkelheit. Sie ging nicht mehr wie sonst am frühen Nachmittag in Abbes Haus. Die Gasse hatte plötzlich tausend Augen. Zuweilen nannte eine Stimme Olgas Namen, näselnd und geziert. Wenn sie sich umsah, war da aber niemand. Die Nachbarn waren alle überein. Mit süffisantem Lächeln um die Lippen, mit Händen, die es juckte zuzupacken, so gingen sie an Olga ohne Gruß vorbei.

Bis eines Tags ein Wort wie eine Bombe einschlug: »Judenschickse« – und bis die Kinder in der Gasse sangen:

*»Wer hat die Schuld daran?
Die Judenschickse Bimbam,
die hat die Schuld daran.«*

Ein staatlicher SS-Mann führte Fred und Olga durch die Stadt. »Der Schwarze!« Ein wenig später kamen sie ins Lager.
Abbe hat man allein verladen und verschickt.
Der alte Gromberg starb in Hosiannas Keller.

Als Fred zurückkam in die Judengasse, erwartete ihn seine junge Wirtin. Sie sah sehr blaß aus, als sie fragte: »Was haben Sie von uns gehört?«

Er zuckte nur die Achsel: »Was ich längst schon weiß.«

»Dann will ich Ihnen sagen, was sich hier inzwischen zugetragen hat. Ich habe zufällig bemerkt, daß meine Großtante nicht ganz so taub ist, wie sie vorgibt.«

»Da kann man ihr ja gratulieren.«

»Ihr schon. Mir aber nicht.«

»Ja, was verschlägt es Ihnen denn?«

»Daß sie mich mit Bewußtsein irreführt, das ist wohl nichts? Seitdem ich hier bin, will ich mit ihr reden. Sie schüttelt aber nur den Kopf und starrt mich wie ein Fisch am Angelhaken an. Doch vorhin... Ich bin zum Einkauf weggegangen und habe vorsorglich die Glocke an der Haustür abgestellt, da mich das scheußliche Gebimmel stört – dann aber bin ich wieder umgekehrt, weil ich den Geldbeutel vergessen hatte. Da hörte ich, daß sich die Tante laut und eifrig unterhielt. Nun stellen Sie sich mein Erstaunen vor – im Haus wohnt außer uns kein Mensch, doch ihr Geplauder drang zu mir herab, als ob es aus den Wolken komme. Es war auch hoch genug. Die Tante hatte Federbetten auf dem Dach gesonnt und holte sie herein. Wer aber sprach mit ihr? Der Schornsteinfeger, der nebenan im Dachstock wohnt. Ich habe nie bemerkt, daß sie mit ihm so überein ist, sie hat ja immer Taubheit vorgeschützt. Warum spielt sie mir aber etwas vor?«

»Sie kann die unbequemen Fragen überhören. Das tun andre auch.«

»Wir sprechen nur von allgemeinen Dingen.«

»Sie könnten sich doch für Vergangnes interessieren. Für die antiken Möbel beispielsweise.«

»Davon hat sie am Anfang gleich gesprochen. Von allen alten Sachen, die im Flur stehn. Sie hielt mir einen Vortrag, als ich herkam, da blieb nicht die geringste Lücke.«

Fred ging zur Tür und riß sie plötzlich auf:

»Ich will nur sehen, ob sie nicht im Flur ist.«

»Da brauchen Sie erst gar nicht nachzusehen. Sie hat sich hingelegt, weil ihr der Kopf brummt. Er brummt ihr, seit Sie hier im Haus sind, unentwegt.«

»Das ist erst der Beginn, es kommt noch besser.«

»Ach, schließlich esse ich ihr Brot.«

»Sie machen ihr doch auch die Hausarbeit.«

»Ich wollte Ihnen nur erklären, wie die Lage ist: der Schwarze ist im Spiel.«

»Im allgemeinen nur ein Kinderschreck. In diesem Fall jedoch: ich habe hier die allerfinsterste Geschichte vom schwarzen Mann gehört. Sie ist auch die Geschichte meiner Onkel. Vielleicht verrät der Sekretär hier mehr. Da muß doch schließlich ein Geheimfach sein.«

»Nein«, sagte sie, »ich werde von dem Möbel nichts erfahren. Ich fürchte, es verwechselt mich.«

»Ach, das gelingt ihm nicht.«

»Sie haben es ja aufgebracht. Es hat sich früher still verhalten.«

Fred streichelte das rotgeflamme Holz:

»Es weiß jetzt schon Bescheid.«

Sie hatte ihre Munterkeit verloren: »Bedenken Sie doch nur, die Tante ist nicht taub! Sie hat mir das nur vorgespielt, seitdem ich hier bin. Die Unterhaltung mit dem Schornsteinfeger hat mich belehrt. Ich habe übrigens etwas vernommen, das mir zu denken gibt: man

will beseitigen, was dieser Sekretär vielleicht an Nachrichten ent-
hält.«

»Das darf auf keinen Fall geschehn, bevor wir seine Botschaft
kennen«, sagte Fred. »Wir müssen wachsam sein, wir beide... Wie
heißen Sie denn eigentlich? Ich mag Sie nicht mit dem Familien-
namen nennen.«

»Ich heiße Lisa – wie die Ponys heißen.«

»Nun also, Lisa, wir müssen flinker als der Schwarze sein.«

Sie nickte: »Er hat etwas von einem Hexenmeister, und seine Augen
sind barbarisch blau.«

»Auch Ihre Augen, Pony, sind ja blau – Iris germanica.«

»Ich weiß, daß es Sie stört, doch manchmal können sie auch anders
sein.«

Fred lachte auf.

»Ach«, seufzte sie, »das ist für mich jetzt eine Lebensfrage, ob Sie
auch zuverlässig sind.«

»Wieso denn, Lisa?«

»Gerade Ihnen kann ich es nicht sagen.«

»Sie müssen es mir aber sagen – bitte!«

»Da lachen Sie mich aus. Nun also: ich bin mit meiner Tante nicht
mehr überein. Ich halte mich an Sie. Es ist nur dies: der Sekretär
zählt mich zur feindlichen Partei. Es ist doch sicher, daß er mich
nicht liebt.«

»So wollen Sie geliebt sein, Liebe? Da sehen Sie, was Ihnen ange-
boten wird, der Schmuck aus Elfenbein liegt plötzlich auf dem
Boden.«

»Ich habe ihn doch in die Schublade zurückgetan...«

»Na also: der Sekretär will Ihnen wohl.«

Fred nahm das Kettchen auf und legte es um Lisas Handgelenk.

»Ein dünnes Händchen. Die Tante geizt mit ihrem Kuchen.«

»Sie ist ja nicht verpflichtet, mich zu mästen. Im übrigen bezahlt sie meine ganze Bildung. Das hört jetzt aber auf. Genug Latein. Ich werde lieber neue Sprachen lernen. Und dann: ich wandre aus.«

»Gleichviel: wir müssen vorher noch die Fächer sichten und das Geheimfach neu entdecken.«

»Nach allem ist das nun Ihr gutes Recht.«

»Das gute Recht, na ja. Im Grunde gibt es nur das andre, das Recht, das keines ist, das aber gilt. Das Recht, das man studiert. Es hat nichts mit Moral zu tun. Es ist sogar vollkommen unmoralisch. So will es beispielsweise, daß ich Ihrer Tante den Teller mit der Darstellung von Poniatowskis Tod bezahlen muß.«

»Wir sind doch übereingekommen, daß Sie ihn nicht bezahlen sollen.«

»Was wir beschließen, ist ganz unverbindlich. Die Tante ist – nach schlechtem Recht – die Eigentümerin des Tellers.«

»Sie reden wie ein Rechtsanwalt. Ich glaube, daß Sie sich zu helfen wissen.«

»Es hängt von dem da ab. Vom Sekretär. Wo ist der Schlüssel?«

»Die Tante hat ihn einfach weggenommen.«

»Das«, sagte Fred, »bedeutet die Verlängerung meines Aufenthalts.«

Lisa saß in dem hohen, alten Sessel mit Strohgeflecht und sah Fred voller Erwartung an: »Sie haben Eile abzureisen?«

»Das wundert Sie noch gar?«

»Natürlich nicht. Sie brauchen aber Zeit! Es gibt hier Wandschränke, die so verborgen sind, daß sie ein Fremder nicht entdecken kann, Spiegel erfüllen die Funktion der Türen, sie öffnen sich in fensterlose Kammern, Getäfel läßt sich – wenn man den Mechanismus kennt – verschieben. Dielen zu lüpfen ist ein Leichtes, wenn man die richtige Stelle trifft. Es sind so viele Dinge da, die doppelbödig sind, Kommoden, Truhen, Schränke und dergleichen – begreifen Sie, daß man hier niemals findet, was man sucht? Man sagt ja wohl: das Haus verliert nichts; dies Haus schluckt aber alles ein und gibt nicht mehr heraus.«

»Ich traue Ihnen aber dennoch zu, daß Sie den Schlüssel irgendwo entdecken. Vielleicht hat ihn der Schornsteinfeger in den Rauch gehängt. Der Schwarze ist mir unbehaglich. Er hat sich auch bei Olga eingemischt.«

»Wer ist das – Olga?«

»Sie haben nie von ihr gehört?«

»Ich komme ja von ‚draußen‘ wie Sie auch.«

»Sie kennen aber doch das Gromberghaus.«

»Das Gromberghaus gehört dem Schornsteinfeger.«

»Nun, das ist sonderbar.«

»Im übrigen – er wohnt selbst nicht darin.«

Fred nickte: »Das Haus kann ihn gar nicht als Besitzer dulden.«

Sie lachte: »In Ihrer Welt gibt es nur unduldsame Dinge.«

»Ja«, sagte er, »nachdem die Menschen schweigen, reden nun die

Dinge. Wenn einer glaubt, daß das Gespräch beendet sei, dann irrt er. So leichten Kaufs zieht er sich nicht aus der Affäre. Nun also, Lisa, ich glaube an die Tatkraft dieses Sekretärs. Ja, sehen Sie: das Messingschild sprüht Funken, es will an Olga und an Fred erinnern.«

»Schon wieder Olga...«

»Sie ist doch eine Hauptperson in diesem Drama. Ich werde Ihnen noch von ihr erzählen. Vielleicht hört uns hier aber so ein Wand-schrank zu?«

»Nein, seien Sie ganz unbesorgt, die Tante fürchtet sich vor Mäusen. Es gibt in diesen Schränken kerngesunde Mäuse bei Giftweizen und ,Mäusetod'.«

Am nächsten Tag, als Lisa ihm das Frühstück brachte, erkundigte sich Fred:

»Sie leben in der Gasse, deren Name Sie alarmieren muß. Wie ist es nun mit Ihnen? Schmeckt es Ihnen und schlafen Sie noch gut?«

»Es schmeckt mir, und ich schlafe«, sagte sie, »so will es die Natur.«

»Von Fred und Olga wollen Sie nichts wissen?«

»Doch, ich will alles wissen, was Sie angeht, nur machen Sie daraus kein Lehrstück, bitte. Ich denke so wie Sie, und mein Gepäck ist leicht. Muß ich es Ihnen immer neu beteuern?«

In diesem Augenblick fiel von der Wand das schwarzgerahmte Photo Hosiannas, Bild eines Presbyters mit allen Wesenszügen dieser Spezies. Was nun zum Vorschein kam war ein Tapetentürchen, das ein Geheimfach in der Wand verbarg.

Als Fred das Türchen öffnete, lag da ein Fächer, den er behutsam in die Hand nahm, ein zartes Ding, leicht wie ein Schmetterling, obwohl die fünfzehn Flügel oder Blättchen aus Holz gefertigt waren. Auf jedem Blatt erschien der Astansatz im Querschnitt wie ein braunes Auge.

»Ein hübscher Fächer«, sagte Fred, »was meinen Sie, man hat ihn zweifellos dem Sekretär geraubt. Vielleicht auch hat ihn ein Gespenst entführt, ein kleines, seltsames Gespenst...«

Sie schwieg.

»Wer hat an einem solchen Ding noch Spaß?«

»So viele Worte um ein Spielzeug. Ich habe mich daran gefreut. Ich habe mich in eine Zeit versetzt, in der es lustvoll war zu leben. In Wahrheit lebe ich ja doch im Getto.«

»Ihr Getto, nun, das ist Romantik.«

»Und wenn, ich hätte mir's nicht ausgesucht. Ich will auch weg, sobald ich mir erworben habe, was man das Rüstzeug nennt. Nein, lieber gleich.«

Fred sagte: »Man hat sich wohl im Sekretär schon reichlich umsehen.«

Er legte das federleichte Ding in ihre Hand:

»Ich schenk' es Ihnen, nun ist es in der Tat Ihr Eigentum, kein falsches Erbstück, meine Dame. Sie können sich schon damit blicken lassen. Erklären Sie der Tante nur den Fall. Im übrigen, wie kommt der Fächer wohl in das aparte, unheimliche Verlies zu Mäusen und Strychnin?«

»Sie fragen wie ein Detektiv.«

»Ich fühle mich auch fast als einer. Sie aber hatten mir doch Ihre Hilfe zugesagt. Wer hat den Fächer aus dem Sekretär entfernt, und weshalb hat er es getan?«

Sie war verlegen, aber auch verstockt:

»Der ihn genommen hat, der hat ihn auch gebraucht.«

»Wozu um Himmels willen braucht man so ein Ding?«

»Oh«, sagte sie, »das wissen Sie natürlich nicht, wozu man einen Fächer braucht. Dann hören Sie es nun: Der Fächer fliegt mit seinen fünfzehn Flügeln und mit dem leisesten Geräusch der Welt, und wenn ich will, dann trägt er mich weit weg aus dieser Gasse.«

Er lachte: »Sie haben ihn wohl nur entführt, um seine Zauberkräfte zu genießen? Die Zeit der Märchen ist noch nicht vorbei.«

»Erzählen Sie mir Märchen«, sagte Lisa, »der Mond kommt übers Nachbardach herauf. Erzählen Sie vom Mond in Ihrem Land, wie er die endlose Prärie durchzieht, und sagen Sie mir auch, wie hoch Sie wohnen...«

»Nein, nichts vom Mond und nichts von der Prärie. Von Fred und Olga aber, wenn Sie wollen. Von Olga, die ich nie gesehen habe, von

der ich aber glaube, daß sie Ihnen glich. Sie war so blond wie Sie.«

»Ich will nicht einer andern ähnlich sehn.«

»Sie tragen Olgas Fächer und das Armband, und doch geht alles Sie nichts an –«

Sie zog den Schmuck von ihrem Handgelenk:

»Behalten Sie ihn nur.«

»Nein, Lisa. Er ist Ihr Eigentum. Verraten Sie mir nun, in welcher Wand Sie unsfern Schlüssel aufgehoben haben.«

»Ach«, sagte sie betrübt, »Sie können Spiel und Ernst nicht unterscheiden.«

Als Fred am nächsten Morgen aus dem Fenster sah, gewahrte er drei kleine Wagen, rot, blau und grün, die in der stillen Judengasse parkten. Trotz ihrer Ostereierfarben fand er sie trist und widerwärtig. Sie schienen ihm hier nicht am rechten Ort.

Das allgemeine Mißbehagen, das ihn seit dem vergangnen Abend nicht verließ, war jetzt ganz auf die Ostereier konzentriert und somit auch von Lisa abgelenkt. Was ging ihn schließlich dieses Mädchen an. Doch ihr Erscheinen änderte dann wieder alles. Sie kam ihm anders vor an diesem Morgen. Sie trug ein ärmelloses schwarzes Seidenkleid, in dem sie damenhaft und fremd erschien.

Beim Aufräumen erzählte sie, daß sie zur Trauung einer Freundin eingeladen sei, die sie vom Internat her kannte. Die Großeltern des Mädchens wohnten hier und richteten die Hochzeit aus.

Fred sah verwundert die Verwandlung Lisas. Sie spielte ihre Damenrolle mit Geschick. Beim Anblick ihrer schlanken, hübschen Arme kam ihm der Schmuck aus Elfenbein gleich in den Sinn. Sie hätte ihn vermutlich gern zu dieser schwarzen Pracht getragen. Deshalb wohl hatte sie das Kettchen aus dem Sekretär genommen. Durch seine Plumpheit hatte Fred das Spiel verdorben. Sie würde ihm den Schlüssel nicht verschaffen. So mußte er den Tag wohl ungenutzt verstreichen lassen.

Lisa sprach nicht von dem, was gestern sich begeben hatte. Sie sagte:
»Ich freue mich auf diese Hochzeit.«

Fred aber spürte, daß sie sich nicht freute.

»Wenn Sie das Armband heute tragen würden?«

Sie wehrte beinah ungebärdig ab:

»Wenn ich es tragen wollte, würde ich es tun.«

Fred wußte, daß kein Einwand wirksam war. Die bunten Wagen seien Hochzeitskutschen, sagte Lisa. Der Bräutigam sei ein Student, die Braut noch Schülerin, kaum älter als sie selbst. Die Eltern dieser beiden seien immerzu auf Reisen, wie es so üblich sei in dieser Zeit, die Großeltern indessen wollten gern den Tag begehn.

»Ein Tag wie alle«, meinte Lisa. Die beiden lebten schließlich längst zusammen, sie würden ebenfalls auf Reisen gehn...

»Ja«, sagte Fred, »man reist in diesem Land, und allen geht es gut.«
»Und doch ist alles traurig«, seufzte sie.

»Es ist jetzt Mode bei den Jungen, so weltschmerzlich daherezureden. Sie leben gut dabei...«

»Sind Sie ein Greis? Mein Ausspruch hat mit Weltschmerz nichts zu tun. Es ist nur so: die Schuld der Alten wird uns aufgepackt. Der eine ist da gut davongekommen, der andre kann nun sehen, wie er sich den Grind vom Hals schafft...«

»Na«, fuhr sie fort, »Sie werden diese Leute kennenlernen. Sie kommen vor der Abreise hierher. Die Judengasse ist ja eine Sehenswürdigkeit.«

Fred fühlte, daß sie wieder unbefangen war.

»Sie werden heute ganz allein sein«, sagte Lisa. »Die Tante ist am Morgen weggefahren, sie mag keinen Besuch. Ich würde Ihnen raten abzuschließen.«

»Warum denn, wenn der Feind doch übers Dach kommt?« –

»Verriegeln Sie die Zimmertür.«

»Dann geht man hier doch einfach durch die Wand.«

Sie sah ihn an mit unergründlich blauen Augen:

»Ich bin natürlich auch nicht eingeweiht.«

»Sie wissen aber gut Bescheid.«

»Ich habe alles selbst erkunden müssen. Vielleicht ist es noch gar nicht alles.«

»Man gibt uns Rätsel auf in diesem Land. Der Feind ist immer wach.«

»Sie haben ihn um seinen schwarzen Schlaf gebracht.«

Lisa ging ohne Armband zu der Hochzeit.

Fred setzte sich ans Fenster, blickte zum winzgen Haus des Ephraim hinüber. Als er noch hinsah, trat ein Mann im Sternenmantel vor die Tür.

Kein Zweifel, es war Ephraim. Jetzt ging er einen Schritt zurück und sah zu Fred empor. Er zog ein Sacktuch aus der Tasche und schneuzte sich. Ach nein, er weinte, er wischte sich die runden Tränen ab.

Fred überlegte, ob er rufen solle, dann aber wußte er, daß er sich leis verhalten müsse. Wie leicht verscheucht man ein Gespenst, wie leicht weckt man den Schwarzen auf, den Scherben. Wird er nicht Ephraim ergreifen und auf den Wagen zerren, der schon wartet und - »ab ins Lager, Jude Ephraim!«

Fred sah: es trudelte ein Taubenfederchen vom Dach des Judenhauses in die Gasse. Als es den Schädel Ephraims berührte, war Ephraim auf einmal nicht mehr da.

Am Abend rollten die drei kleinen Wagen vor Hosiannas Tür. Es stiegen junge Mädchen aus und junge Männer. Die standen eine Weile stumm herum, als seien sie hier nicht am rechten Ort. Die enge Gasse schien sie zu bedrücken. Lisa – noch immer düster – suchte ihren Schlüssel. Als sie ihn endlich fand, schien jeder froh. Fred sah vom Fenster aus voll Mißbehagen diesen Aufzug. Die jungen Leute waren ihm zuwider. Sie sahen ihren Vätern ähnlich. Wie sollten sie auch nicht.

Im Haus war ein Getrappel wie von Pferden, dann plötzlich waren diese Pferde nebenan.

Fred konnte – als sich das Gewieher legte – nun manches Wort verstehn.

»Vermietet? Nebenan? Famos... Wer zieht denn aber in die Judengasse?... Das kann doch nur ein Jude sein... Es ist ein Jude? Papa hat also recht, sie sind noch alle da... Erzähl mir nicht die alten Greuelmärchen... Vergast? Ein einziger Onkel... na meinewegen zwei... denk lieber, was die Unsern leiden mußten... Vom Zaun gebrochen? Ja, so siehst du aus... Das sind Filous. Schon in der Bibel steht's. Empfehl' ich dir als Ferienlektüre. Lug und Betrug. Familienmitglieder verkauft ins Ausland. Den eignen Vater hinters Licht geführt. Die Linsensuppe. Und so was holt man sich ins Haus? Was macht der Jude hier? Kämpft um sein Recht? Es gibt nur eins und das ist unser Recht. Prost Lisa!«

Fred hörte Lisa, die jetzt lauter sprach:

»Antike Sachen... Die Frage ist jedoch, ob es die Sachen meines Onkels sind.«

»Gibt es da Zweifel?«

»Der Onkel lebt nicht mehr.«

»Die Tante aber doch.«

»Glaubwürdig ist sie nicht.«

»Du bist mit ihr verwandt.«

»Ja, über Karl den Großen, wie du auch.«

»Du erbst das alles eines Tags.«

»O nein, ich erbe nichts.«

Ganz plötzlich gab es einen Mordsspektakel. Es war wie auf der Kasperlbühne. Fred merkte, daß nun nebenan die Tante eingetroffen war. Sie sagte:

»Da sind sie ja, die Kinder Israel. Das sind zu viele Auferstandene, Lisa, ich hab' an einem schon genug. Sieh also zu, daß sie verschwinden.«

»Es sind ja keine Juden, Tante.«

»O ja, ich weiß, du steckst mit ihnen unter einer Decke.«

Ein Pfiff. Und wieder das unwirkliche Gewieher und ein Getrappel wie von Pferdefüßen, das sich im dunklen Gang treppab verlor...

Am Morgen sagte Fred zu Lisa:

»Ich habe heute nacht geträumt. Von Deutschland. Ein Alptraum war's: sie sind noch da.«

»Ach«, meinte sie, »das hat nichts zu bedeuten. Es sind ja keine Juden mehr im Land. Die Knaben gestern, die nahmen auf, was da herumliegt wie ein Bündel Lumpen.«

»Gedankengut der Väter, unverlorne! Versuchen Sie nur gegen die Tabus der Deutschen anzugehn. Die dieses ‚Gut‘ bewahren, sind ja keine Alten, es sind die Leute, die ‚im Leben stehn‘. Sie nehmen doch nicht an, daß die nicht Einfluß haben auf ‚das eigne Fleisch und Blut‘. Und wenn die Juden sie im Augenblick nicht stören, das Judentum als Ärgernis ist da. Zeitweise nimmt man auch vorlieb mit Kommunisten.«

Lisa sah ihn bekümmert an:

»Es hat doch einmal eine Zeit gegeben, da war es möglich, sich zu freuen.«

»Warum denn eigentlich?«

»Oh, weil man lebt und weil die Sonne scheint. Als ich hierher kam, war da lauter Spielzeug, so blankes Zinn, so hübsches Porzellan. Die Teller, ganz bekritzelt mit Geschichte. Gewiß: Geschichte ist ja Mord und Totschlag, wer aber denkt sich was dabei? Es ist so lange her, ein Märchen, weiter nichts. Nun find' ich mich in diesem bitterbösen Märchen wieder und noch dazu auf Seite der verruchten Zauberer.«

»Wenn Sie uns nur den Schlüssel zaubern könnten, Lisa.«

»Der Schlüssel – ich habe ihn gesucht. Im Fußboden sogar. Ich habe einmal ja gesehn, daß die Tante die Dielen im Parkett verschoben hat. Sie hat dort eine Münzsammlung für Freunde aufbewahrt.«

»Auch Abbe hatte seltne Münzen.«

»Dann waren es natürlich Abbes Münzen.«

Fred dachte, sie verspottet mich, es ist ihr nicht zu trauen.

Es war, als habe er die Worte laut gesagt, denn sie bemerkte steif und würdevoll:

»Ich bin hier nicht zu Haus, ich bleibe nicht und erbe nicht, was wollen Sie von mir? Was das Gerede gestern abend angeht, was interessiert es mich? Da plappert einer seinem Pappi nach, der noch ein alter Nazi ist. Die andern haben keine Vorbehalte, sie denken so wie ich. Sie kommen ohne Ideale aus.«

»Kein Wunder, wenn das Leben keinen Spaß macht. Das heißt, es hat Ihnen ja Spaß gemacht und dann auch wieder nicht. Sie widersprechen sich da immerzu.«

»Tatsache ist: ich habe mich gefreut, auch in der Judengasse noch.«

»Und was hat Sie erfreut?«

»Nun, beispielsweise der Horaz. Ich las mit meinem Lehrer die Gedichte:

Integer vitae scelerisque purus...

Ich glaube in der Tat, mich könnten keine giftigen Pfeile treffen, ich dürfe ungestraft mein Haupt in einen Löwenrachen legen. Jetzt freilich ist mir klar: der Löwe hätte wacker zugebissen... An unsereinem geht's hinaus. Integer sein ist dumm. Auch Löwen wissen das und halten sich natürlich an die Dummen. Die Dichter lügen. Horaz hat wundervoll gelogen. – Zur Zeit geht übrigens der Schwarze um. Er inspiert in unserem Viertel die Kamine. In allen Häusern geht er ein und aus, es ist sein gutes Recht, hier einzudringen.«

»Bei mir auf keinen Fall. Was Sie betrifft, ich rate Ihnen, nicht aufs Dach zu gehn.«

»Sie nehmen doch nicht an, daß ich mich vor dem Schornsteinfeuer fürchte. Ich habe seine Kreise nie gestört.«

»Ihr Zimmer einem Juden zu vermieten, das ist wohl nichts?«

»Der Schwarze ist ein Schatten an der Wand an einem heißen Sommernachmittag, wenn es nach Staub riecht und nach kaltem Ruß.«

»Mir kommt es vor, als sei der Sekretär schon wieder etwas von der Wand gerückt. Ich sehe also, daß ich jetzt zu Ihnen von Fred und Olga sprechen muß.«

Und nun erzählt Fred, was sich begeben hatte.

Der Mond erhelle matt die alte Gasse. Da rührte sich ein schattenhaftes Leben. Ein Mädchen war da plötzlich auf dem Plan, und mit dem Mädchen kam ein junger Mann, der Fred fast wie ein Zwillingsbruder glich. Sie gingen Hand in Hand. Die Gasse, die in Wirklichkeit nur kurz war, entglitt ins Weite, sie floß dahin und nahm die beiden mit, und während sie sich immer mehr entfernten, starren die Augen Lisas ihnen nach...

Die Szene änderte sich nun, der Schwarze war unversehens da. Ein Schatten nur, doch welch ein Ungetüm von Schatten! Er streckte Spinnenbeine aus, Polypenarme, er dehnte sich und hielt sich wieder ein, er flaskerte und züngelte, er zuckte und sog die Luft der Gasse in die Lunge...

Lisa sah Fred entgeistert an:

»Das sind ja Sie, der mit dem Mädchen geht! Sie sitzen hier, und drunten gehen Sie gemächlich durch die Gasse -« Sie zitterte vor Aufregung und Angst.

Fred war nun doch betreten, als er sah, wie sein Bericht auf Lisa wirkte. Und wieder mußte er sich fragen, ob er die Ruhe dieses Wesens stören dürfe.

Ich muß sie stören, sagte eine Stimme in ihm, und eine andre widersprach: warum?

Es ist um ihretwillen...

Lächerlich, sie lebt in Frieden...

Nun, dann um meinetwillen.

Wieder nicht. Was geht sie mich denn an?

Sie geht mich an...

Ich möchte wissen inwiefern, gehört sie doch zu dieser Sippe...

Sie hat sich distanziert...

Ihr Haar ist weizenblond: So saßen sie am Rocken, diese Nornen, mit offnem weißen Haar...

Dies Haar, das König David preisen würde...

Wie rührend, daß sie auch noch Waise ist. Was war ihr Vater wohl?

Standartenführer?...

Als könne sie Gedanken lesen, sagte Lisa:

»Mein Vater war ein armer Maler, der Parks und Grünanlagen fegen mußte, weil seine Bilder damals nicht gefielen. Im ersten Kriegsjahr ist er als Soldat gefallen. Man hat dann meine Mutter ,in der Rüstung' eingesetzt. Sie ist durch Bomben umgekommen.«

Fred fühlte, daß sein Eifer stumpf wurde. Er dachte: ich möchte lieber heut als morgen reisen. Es ist ja alles doch vorbei. Der Vorhang ist gefallen, niemand hebt ihn auf. Nur Grabeskälte strömt mir da entgegen. Kann man denn mit Gespenstern rechnen? Dies war und wird nie wieder sein...

Ein Windstoß öffnete das angelehnte Fenster. Lisa erschrak noch mehr: »Ich habe Angst.«

Fred sah ihr kleines, trauriges Gesicht. Und doch: ich muß die Geister um so heftiger beschwören, je mehr man hier bemüht ist zu vergessen. Olga ist da, der Schwarze ebenfalls. Das Spiel ist nicht zu Ende, und alles steht wie damals auf dem Spiel.

Im Morgenlicht des Herbsttages war die Judengasse grauer noch als sonst. Spinnweb- und nebelgrau, mausgrau und schiefergrau, ja, grau in grau.

Sogar der Zug der Gärtner, die mit Obst und Blumen dem Markt zu strebten, wirkte geisterhaft. Es war, als seien sie heraufgestiegen aus grauer, legendärer Zeit. Sie brachten blaue Trauben, gelbe Birnen und broncefarbne Äpfel auf den Markt.

Um zwölf Uhr mittags kam der Geisterzug zurück mit dem, was da noch übrig war.

Jetzt trat Hosiannas Frau aus ihrem Haus, sie feilschte um die angefaulten Pflaumen, um morsche Birnen, lederne Äpfel – am Ende warf der Gärtner ihr den Segen vor die Tür. Sie bückte sich und sammelte das Obst in ihre Schürze, wobei ein Kleid aus schwarzer Seide zum Vorschein kam, ein üppiges Gebilde mit zierlichen Etagen und Volants aus Tüll.

Fred, der zur Post ging, sah die seidne Pracht. Schon war sein Argwohn wach. Er ahnte wohl, daß dieses sonderbare Kleid dem Fundus Ephraims entstammte.

Als er zurückkam, sagte er zu Lisa:

»Dies Possenspiel wird mit den echten alten Kostümen aufgeführt. Ist da nicht auch noch Rechas weißes Kleid? Sie sollten es zu Ihrer Hochzeit tragen.«

»Wer gibt Ihnen die bösen Worte ein?«

»Es sind die Dinge selbst, die aufbegehrn... Sie wollen mir den Schlüssel nicht beschaffen?«

»Ich kann ihn nicht beschaffen«, sagte sie.

»Sie wollten sich doch aber Mühe geben, gestern...«

»Ach, alles geht um Haß und nicht um Liebe.«

»Es geht um Fred und Abbe, nicht um Ihre schwankenden Gefühle. Fred hat gewußt, was ihm bevorstand, und Abbe ebenfalls. Sie wollten ihrer Schwester eine Botschaft senden, und diese Botschaft hütet dieser Schrank. Nunstellten Sie sich einmal vor: der Sekretär gerät dem übelsten SS-Mann in die Hände. Er luchst ihn Ihrer Tante ab, vielleicht will sie ihn jetzt auch gerne los sein.

Er findet all die holden Dinge, zigeunerische Spielereien, in Spinnweb eingehüllt und Silberstaub, er wühlt und stöbert, sucht nach diesem Dokument, das ihn vielleicht belasten könnte. Vergeblich wartet meine Mutter auf den Brief...«

»Gras ist gewachsen, Zeit dahingegangen, längst ist der Bösewicht entmachtet. Was Sie beschwören, weicht zurück ins Totenreich. Sie treffen nur das Herz der Liebenden, so daß es nicht zur Ruhe kommen kann.«

»Das Herz soll nicht zur Ruhe kommen, Lisa.«

»Wie ausweglos ist alles«, sagte sie.

Seidem Sie hier sind«, sagte Lisa, »ist alles wie verhext. Es ist, als habe man die Uhr zurückgedreht. Vorher schien das Vergangene bereinigt.

Bei meiner Tante war Besuch, sehr forschre Dame aus gehobnen Kreisen. Da schwärmt sie davon, wie schön es war, als sie noch auf der Ordensburg die Nazilieder sangen. Und dann: ,Der Hitlär, ja der kommt nicht mähr...

Du hast ja Einquartierung, Ortrun...

Ach, das ist Lisas Hobby, weißt du. Die jungen Leute sind erpicht auf Geld.

Was hat sich Lisa denn da angelächelt? Ein Deutscher ist das nicht... Ein Ami, sagst du? Da kann ja mancherlei dahinterstecken. Er könnte Jude sein...

Der Jude nämlich, der im Ami steckt, steht plötzlich da und will Entschädigung von dir...

Entschädigung von mir?

Antike Sachen locken diese Sorte. Bei dir, da findet sich ja allerhand. Du willst doch nicht behaupten, daß der Ami von mir Entschädigung verlangen kann?

Als sie gegangen war, da sagte meine Tante:

,Das hast du mir mit deinem Mieter eingebrockt. Der kleinste Teil der Altertümer nur stammt noch von Ephraim.'

,So – und der größere?'

,Ganz gleich, woher er stammt, er ist bezahlt.'«

Lisas Suade überraschte Fred. Er mußte gegen seinen Willen lachen. Im selben Augenblick vernahmen beide das scharfe Knacken einer Feder, das aus dem Sekretär zu kommen schien.

Fred Jakobsohn verließ um fünf Uhr nachmittags das Haus, um noch einmal im Café Grube einzukehren. Lisa jedoch strich durch die dämmerigen Gänge, schon wieder auf der Suche nach dem Schlüssel. Am Ende war sie müd'. Sie setzte sich im Flur in einen Sessel. Auf einmal wuchs ein Schatten neben ihr empor und eine harte Stimme sagte:

»Sie werden mir den Schlüssel für den Sekretär besorgen, bevor der Jude seine Nase in das Möbel steckt.«

»Der Sekretär gehört dem Juden.«

»Das ist ein neuer Standpunkt, meine Dame. Dann ist Ihr braver Onkel ja ein Dieb und Ihre Tante eine Hehlerin.«

Fred fand bei seiner Rückkehr Lisa ganz verstört. Sie sagte:
»Der Schwarze geht hier um.«
»Es ist ja sein Beruf, in Häusern umzugehn.«
»Ach, der Kamin ist längst gefegt. Der Schwarze ist nur auf der Suche nach dem Schlüssel. Er fürchtet sicher, daß etwas über ihn notiert und im Geheimfach aufbewahrt ist. Auch er verlangt, daß ich den Schlüssel zaubre.«
»Wie«, staunte Fred, »Sie hören sich das an? Sie kennen doch die Rolle, die er spielt.«
»Was soll ich tun? Am besten fährt man, wenn man über alles weg sieht.«
»Das ist gerade, was man sich hier wünscht. Deck zu, deck zu! Die Toten aber finden keine Ruhe.«
»Sie finden keine Ruhe«, wiederholte Lisa. »Es tickt im Sekretär in letzter Zeit. Mir kommt auch vor, als fiebere das Haus. Die Mohnblumen in der Tapete glühn. Der Boden – ich weiß nicht, haben Sie es schon bemerkt – hat Augen, Fischaugen, Vogelaugen, Menschenäugen mit riesigen Pupillen, die mich ansehn – ich möchte nicht allein in diesem Zimmer sein, zumal der Sekretär mich nicht mehr dulden will. Ich weiß ja längst schon, daß ich weichen muß, er aber hat es jetzt so furchtbar eilig.«
»Sie reden seltsam, Lisa.«
»Ja. Ich weiß natürlich nicht, wohin ich soll.«
Es war wie eines Vogels Klage. Fred fühlte, daß es ihm zu Herzen ging. Um Lisas willen hätte er die Nachforschungen aufgegeben, da aber war die Stimme seiner Mutter: Ich habe meinen Bruder sehr geliebt, sein armes Wort will zu mir dringen und findet keinen Weg.

»Da ist das Ticken wieder«, sagte Lisa.

»Der Holzwurm, weiter nichts.«

»Klopfzeichen der Vergangenen vielleicht...« Sie sah gequält und müde aus.

Er dachte: Wie würde meine Mutter sie empfangen? Sie ist ein Goj, doch gut empfohlen, wie wir sagen. Hat sie mir nicht erzählt, ihr Vater habe Grünanlagen fegen müssen. Na, einem Künstler kann es leicht passieren, daß er auf einmal Straßenkehrer ist. Man rechnet sich das sonst nicht als Verdienst an, doch der Erfolglose der Nazi-zeit behauptet jetzt vielleicht, daß er ein Held war. Man muß sie nur genau besehen, diese Leute, Verwalter himmlischer und irdischer Gerechtigkeit, sie sind dieselben noch wie einst. Das blonde Kind ist wendig; wenn ich weg bin, dann werden andere es belehren, und es wird alles einsehn, selbstverständlich.

Er sagte: »Wenn man doch nur an etwas glauben könnte! Wie denn, wenn alles hier beim alten wäre und alle überein? Großvater hat den Ehrendolch im Schrank, der Gaukulturwart hält schon wieder Schule... Was wird er wohl die Kinder lehren? Eia popeia, schlag's Kückele tot...«

Sie fragte: »Was hat das alles denn mit mir zu tun?«

»Wenn Sie's nicht wissen, nichts.«

»Ja, nichts und wieder nichts.«

»Ach, wären Sie mir drüben doch begegnet, nicht ausgerechnet in der Judengasse.«

»Dann hätten Sie nicht nach mir hingesehn, die Judengasse hat da-zugehört. Zuweilen nämlich verdankt man auch dem Elend noch sein Glück.«

Seltsames Glück – er schämte sich, wenn sie so redete.

Sie fragte ihn: »Es gab doch Olga. War Olga denn verläßlicher als ich?«

»Von Olga weiß ich, daß sie sich zu Fred bekannte, als es gefährlich war, und daß sie mit ihm ins Verderben ging.«

»Wenn man geliebt wird, ist es leicht. Ich würde gern in mein Verderben gehn.«

Er lachte: »Wie nett von Ihnen und wie einfach.«

»Nun machen Sie sich lustig über mich, doch ist es besser so, als wenn Sie finster auf mich blicken.«

»Um wieder auf den Sekretär zu kommen: Sie glauben, daß der Schwarze auch auf Schlüsselsuche ist?«

»Ich weiß es nur zu gut. Ich habe Angst vor ihm. Er scheut vor nichts zurück...«

»Ach was, die Mörder sind inzwischen fromm geworden. Ich glaube, daß die Schornsteinfeger längst nicht die Schlimmsten sind, die Richter haben schwereres Gepäck.«

»Wenn unsere Freunde lebten«, sagte Lisa, »dann würd' ich gern in dieser Gasse bleiben. Ich meine Fred und Olga, wissen Sie. Das Haus hier würde nicht so dunkel sein. In einen Garten würden wir das Dach verwandeln. Die Tauben flögen bei uns ein und aus. Die alten Juden säßen ungekränkt vor ihren Türen und wüßten viel von biblischen Geschichten. Der Schornsteinfeger stiege ohne Arglist aus dem Morgenrot.«

In Lisas Klage drang vom Flur her heftiges Gezeter. Es war, als sei das ganze »ererbte« Zinn mobil geworden. Fred wollte nachschn, Lisa fuhr dazwischen:

»Nein, unterstehen Sie sich nicht zu öffnen.«

»Wie sprechen Sie mit mir?« Er riß die Tür nun doch gewaltsam auf. Ein Kater, eine Kätzin tummelten sich draußn.

Die aufgescheuchte Taube, dachte er, sie müßte weg von hier...

»Ich müßte weg von hier!«

Schon wieder sprach sie Freds Gedanken aus.

»Ich weiß, ich sollte gehen, nun ist mir aber eingefallen, daß ich bleiben muß. Um Fred und Olgas willen bleibe ich.«

»Sie reden sonderbar.«

»Ich werde Ihnen schreiben, was sich hier begibt.«

»Was wollen Sie mir schreiben?« fragte Fred verblüfft.

»Nun, wie ich hier mit Fred und Olga lebe. Sie können unbesorgt nach Hause fahren, ich werde mich um meine Freunde kümmern. Sie brauchen nicht mehr länger nachzuforschen; ich werde alles tun, was möglich ist, auch wenn der Schwarze mich bedroht.«

»Sie glauben, daß der Sekretär sich Ihnen auftun wird, wenn Sie nur sagen: Sesam öffne dich?«

»Ich werde ihn erst gar nicht fragen. Die Judengasse wird mir Auskunft geben.«

»Das läuft dann auf Vermutungen hinaus.«

»Ich prüfe sie natürlich alle.«

»Da hilft der Scharfsinn nichts.«

»Der Scharfsinn nicht, das Herz.«

»Ihr Herz – Sie strapazieren es umsonst.«

»Am Hause Ephraim ist schon ein Laden aufgeklappt.«

»Dann ist das Haus bewohnt?«

»Nein«, sagte sie, »es ist erwacht.«

Er lachte: »Sie meinen, weil der Prinz gekommen ist?«

»Nun, weil die Zeit erfüllt ist, wie man sagt. Die Dinge reden eben immer lauter. Sie haben mir noch vieles mitzuteilen.«

»So kommen wir ja nie zu unserem Schluß.«

Er wandte sich den Büchern und Papieren zu, die auf dem Tisch noch ausgebreitet lagen. Als ob mit seiner Arbeit ein für allemal nun Schluß sei, schob er die Blätter auf die Seite.

»Ich werde meiner Mutter keine Nachricht bringen können.«

»Darüber müssen Sie nicht traurig sein; ich schreibe Ihnen, wenn ich Klarheit habe.«

»Klarheit aus lauter Phantasie, das gibt es nicht.«

»Das gibt es schon«, erklärte sie mit Nachdruck.

»Du lieber Gott, Sie wechseln Ihre Pläne unablässig, bald gehen Sie, bald bleiben Sie, und immer haben Sie Begründungen zur Hand. Einmal steht Ihnen an, den Ort so rasch als möglich zu verlassen, dann wieder müssen Sie die Stellung halten.«

»Sie ahnen nichts von meinen Schwierigkeiten«, sagte sie, »man hätte Sie nicht schicken sollen, nein, da hätte Ihre Mutter kommen müssen, die hätte mehr Instinkt.«

»Auch mehr Ressentiments.«

»Mir gegenüber nicht, es wäre ungerecht.«

Sie sah ihn an mit überzeugtem Blick.

»Wir sind doch übereingekommen, daß es Gerechtigkeit nicht gibt.«

»Ja, aber Ihre Mutter...«

»Sie denken gut von ihr...«

»Ich glaube, daß sie toleranter ist.«

»Kann sein, ich werde Ihre Meinung weitergeben.«

Sie lächelte erfreut: »Und grüßen Sie von mir.«

Die Art wie sie das sagte, rührte ihn; sie war ein Kind, das plötzlich als erwachsen gelten sollte.

»Sie wollen in der Speicherkammer wohnen, Lisa, bei lauter Koffern, Körben, Reisetaschen. Ist das Ersatz für den verschobnen Aufbruch? Ist wenigstens ein Ofen da?«

»Ein Ofen nicht, ein Pelzmantel und eine Pelzmütze jedoch. Im Winter will ich in den Mantel kriechen, da ist es warm und gut.«

»Und wer hat diesen Mantel hiergelassen?«

»Ein Onkel aus Sibirien vielleicht.«

»Vielleicht der Trödeljude Abraham?«

»Auch Abraham wird ihn mir nicht verweigern, er wird ihn mir leihweise überlassen, denn Abraham war gut, so wie er jetzt in meinem Herzen lebt.«

»In Ihrem Herzen lebt der Abraham? Sie wußten eben ja noch nichts von ihm.«

»Ich weiß jetzt aber mehr. Ich sehe, wie er durch die Gasse geht. Da kommt er auf mich zu und sagt mir, daß ich gut empfohlen sei.«

»Empfohlen? So – von wem?«

»Von Ihnen doch.«

»Von mir?«

Er lachte und legte seine Hand auf ihren Arm. Nur einen Augenblick, schon zog er sie zurück:

»Wenn seine Dinge Ihre Feinde sind, wieso ist Abraham Ihr Freund?«

»Abraham hat ein Herz.«

»Schon wieder Herz. Wer hätte das gedacht. Ich möchte gern den Mantel einmal sehn.«

Sie sagte – und es klang fast angstvoll:

»Ein Wertstück ist das nicht. Er hat nicht allzu viele Haare mehr.«

»Natürlich, wenn man es genaustens nimmt...«

»Nun, so genau nimmt man es wieder nicht...«

»Ich werde Ihnen mein Refugium zeigen, sobald die Tante aus dem Haus ist. Jetzt geht sie wie ein ruheloser Geist umher, sie wird in Eile auf den Speicher steigen, wenn sie die Treppe knarren hört.«

»Mir weicht sie immer aus. Wir müssen nur im Flur recht laut bekunden, was wir unternehmen, dann hält sie sich schon fern.«

»Seitdem sie allerhand Entdeckungen befürchtet, hat sie die Hemmungen verloren. Sie kann Sie freilich nicht hindern, nach Ihrem Eigentum zu sehn.«

»Mein Eigentum – Sie sagen selbst ja, daß es sich um Plunder handelt.«

»In meinen Augen ist so vieles Plunder.«

»Ich weiß es schon: die Erbstücke besonders.«

»Ja«, sagte sie erbittert, »die erst recht.«

»Ach, nun geraten Sie in Ihren schönen Schaum. Ich schlage vor, wir steigen auf den Speicher und sehen uns den Plunder einmal an.«

Es gab ein ziemlich großes Fenster in der Speicherkammer, die Welt der Dächer bot sich farbig und beglänzt dem Blick. An vielen Seilen klatschte nasse Wäsche, der Wind hielt alles in der heitersten Bewegung. Die tiefe Schwermut, die die Judengasse wie Staub und Spinnweb überlagerte, war in der Dachregion nicht mehr zu spüren, sogar die Jahreszeit schien eine andre.

Es hätte Lisa gar nicht sehr verwundert, wenn Veilchen aus der Dachrinne gesplossen wären. Auf jeden Fall, der Löwenzahn war da auf Abrahams bemoostem Dach. Der Frühlingsbote blühte noch im Herbst wie schon zu Lebzeiten der Abrahams. Die Tauben fielen auf die Dächer nieder, die Katzen saßen in den offnen Luken, verwundert vor dem Überangebot.

Ephraims Pelz hing an der Kammertür. Fred schlüpfte flink hinein. Er fand die Mütze, stülpte sie aufs Haar.

Lisa sah ihn verwundert an:

»Man könnte Sie für einen Rabbi halten.«

»Sie wissen gar nicht, wie ein Rabbi aussieht.«

»Nun, wie ein Bote Gottes, denke ich.«

»In seltnen Fällen«, sagte Fred.

In einem Koffer, der wie eine Ziehharmonika gebaut war, lag eingemottet lauter Fastnachtskram.

Lisa, die Phantasie genug besaß, sah einen ganzen Mummenschanz vor Augen: Ein weißer Harlekin durchtänzelte die Gasse. Die Türen an den Häusern sprangen auf und andre Masken taumelten heraus mit kreidebleichen, schrecklichen Gesichtern. Die Hunde zeterten an kurzen Ketten zum Sichelmond empor, die Katzen standen mit gekrümmten Rücken...

Lisa zog einen Domino aus schwarzer Seide übers Kleid. Die himmelblau gefütterte Kapuze verbarg das blonde Haar.

Fred – immer noch im Pelz – stand ihr verwundert gegenüber. Sie sah in ihrem Anzug ganz »wie Olga« aus. Er wußte freilich nun ja auch nicht, wie Olga ausgesehn hatte. »Wie Lisa« – andere Vergleiche gab es nicht.

Olga – der Name drängte sich auf seine Lippen, er sprach ihn aber doch nicht aus. Er sagte: »In dieser Zelle wollen Sie in Zukunft leben? So ganz im Reich des Schwarzen, wie?«

»Gerade hier hat er die Macht verloren, denn alles ist ja leicht zu überblicken. Keine verborgnen Türen in der Wand, und eine Landschaft, die mich fröhlich macht.«

»Sie sehen aber gar nicht munter aus.«

»Dann muß ich eine nette Maske tragen.«

Sie fischte aus dem Wust von Larven die blödeste heraus.

Er fand für sich ein grimmiges Gesicht.

Nun hatte Lisa plötzlich Angst vor ihm. Er kam ihr wie ein finstrer Dämon vor.

»Sie werden Ihren Feinden nie vergeben«, sagte sie.

»Und würden Sie denn wünschen, daß ich's tue, Lisa?«

»Es wäre Heuchelei.«

»Vor allem wär' es dumm. Die Feinde werden nämlich nie bereuen.«

Als Fred und Lisa noch im Koffer wühlten, ging unversehens die Tür der Kammer auf, und das Gesicht der Tante zeigte sich im Rahmen. Sekundenlang – dann schrillten Schreie pausenlos durchs Haus.

Lisa hielt sich entsetzt die Ohren zu.

Im nächsten Augenblick flog alles durcheinander, die Narrenkleider tanzten durch die Luft, Strohhüte und Zylinder wirbelten umher, die Koffer spien ihren Inhalt aus, Schneeflocken fielen aus gestickten Kissen, sie kamen dicht und deckten alles zu. Ein Degen fuhr aus

einem glatten Stock mit einem schönen Griff aus Elfenbein, er fuchtelte vor Freds Gesicht herum, das seine Unbeweglichkeit bewahrte. Lisa mit dem geleimten Lächeln fuhr dazwischen und schlug mit einer grünen Flasche zu, in die ein ganzes Segelschiff versenkt war.

Ein schwarzer Schatten krümmte sich und floh und ließ nur seine Sohlen, zwölf mal zwei, zurück.

»Das war sehr unklug, Lisa«, sagte Fred, »Sie haben sich um meinetwillen in Gefahr begeben.«

»Die Tante hat uns wohl für Einbrecher gehalten. Wir sehen ja so aus.«

»Dann alarmiert sie jetzt die Polizei.«

»Ich glaube nicht. Sie läßt ja niemanden herein.«

»In diesem Fall...«

»Da ist der schwarze Mann ihr Manns genug.«

»Ich frage mich, ob alles nur ein Traum war, der aus dem Pelz gekrochen ist.«

»Und aus dem Domino.«

»Da wir das gleiche träumten, wird es doch wohl wahr sein.«

»Der Schwarze hätte Sie erstechen können.«

»Ja, aber Sie zuerst.«

»Es wäre leicht für Sie gewesen zu entwischen, doch Sie riskierten Ihren Skalp für mich.«

Sie lachte: »Das ist nur meine Art zu reagieren. Ich überlege da nicht lang.«

»Nun, meine Mutter wäre jedenfalls gerührt. Sie überließe jetzt mich Ihrer Hut.«

»Es kann doch sein, daß ich Sie gar nicht hüten möchte.«

»Ja«, sagte er betroffen, »es kann sein.«

»Das heißtt, so ist es nicht...«

Sie schlüpfte eilends aus dem Domino. Fred hatte schon das finstre Pappgesicht entfernt. Sie waren beide jetzt verlegen und bedrückt. In diesem Augenblick vernahmen sie gemessne Schritte auf der Treppe.

»So geht nur einer«, sagte Lisa leise, »wenn mich nicht alles täuscht, ist es der Studienrat.«

Er stand nun auf der Schwelle, gut gekleidet und mit Tabakparfüm besprührt. Ein rüstiger Fünfziger mit übermäßig hoher Stirn. Er knickte zweimal in der Taille leicht zusammen: »Hier also find ich Sie! Im Haus sind alle Türen aufgerissen, die Tante hält den Sekretär im Arm.«

»Kein Wunder, da er sich entfernen will.«

»Entfernen, sagen Sie – wieso? warum?«

»Weil er ihr nicht gehört.«

»Das Erbstück? Ich begreife nicht...«

»Ja, alle Erbstücke entfernen sich.«

»Das geht doch nicht mit rechten Dingen zu?«

»Mit rechten Dingen ging es niemals zu. Da ist der Herr, dem all das Zeug gehört: das Renaissancebüfett, der Sekretär und die Barockkommode, die Teppiche, das Zinn, das Porzellan, der Pelz, der Domino und all der Plunder...«

»Das heißt also, Sie haben sich verlobt?«

»Hier handeln nur die Dinge«, sagte sie, »die Menschen aber fangen an zu reden. Da ist in unsrer Nachbarschaft ein Schuster. Er fragte mich, als ich ihm heute morgen Arbeit brachte, nach meinen Fortschritten im Unterricht. Es stellte sich heraus, daß dieser Schuster einmal der Primus Ihrer Klasse war. Es war noch in der großen Maienzeit, Maibäume überall und Hitlerfahnen. ,Waldfrevel', stellte da Ihr Klassenprimus fest, und Sie – na ja, Sie haben dann dafür gesorgt, daß er jetzt Schuhe reparieren muß.«

»Das Handwerk hat noch immer goldenen Boden. Was wollen Sie? Ich war zu jener Zeit Beamter. Ich will es auch in Zukunft sein. Ich habe nur ganz kurz pausiert: da war nach fünfundvierzig erst mal

das KZ, dann räumten wir noch eine Weile Minen, jetzt aber sind wir wieder auf dem Posten. Wir, nicht die Widerständler, prägen diese Zeit. Verschonen Sie mich mit den Querulanten.«

Zynischer Bursche», sagte Fred, nachdem der Studienrat gegangen war. Lisa war müde und bedrückt. Sie seufzte:

»Es ist wie auf der Bühne. Ihr Erscheinen ruft alle Geister auf den Plan, und leider sind es keine guten Geister. Warum kommt nicht ein Mann wie Abraham, warum kein Wesen, das wie Olga ist, so ohne Vorurteil und Argwohn, meine ich...«

»Ein Wesen, das wie Olga ist...«

Er sah sie an mit aufmerksamem Blick. Wie blaß sie war und wie bekümmert, wie hübsch und unverdorben, wie bereit auch, sich zu freuen. Niemand erfreut sie, dachte Fred. So arm war Olga nicht einmal, und auch die Gasse war so trostlos nicht, es gab sogar noch einige Geranien, noch etwas Rot im Grau, es gab Erwartung und Erregung, Angst und Hoffnung. Was aber gibt es jetzt? Verzicht und Müdigkeit...

Sie sprach wie zu sich selbst: »Er wird sich nicht mehr sehen lassen, mein Herr Lehrer.«

»Sie werden ihn vermissen?« fragte er.

Sie lachte: »Die Tante betet immer vor dem Essen: ‚Komm, Herr Jesus, sei unser Gäst‘ – wir haben aber niemals Gäste, da war er mir zuerst willkommen. Im übrigen, ich brauche keine Leute.«

Sie war jetzt voller Abweisung. »Ich kann mir selbst ja weiterhelfen.«

Sie lächelte, verlor sich in Gedanken: »Wenn nur die Dinge nicht unduldsam wären. Es hilft mir nichts, daß ich Verzichterklärungen am Tage zwölftmal wiederhole, die Dinge ändern ihr Benehmen nicht. Mir ist, als fühle ich den Blick des einstigen Besitzers.

Der Tante kommen sie nicht bei, sie hat das nicht, was man Ge-wissen nennt.

Wenn ich mich abends in mein Kirschholzbett verkrieche, dann bin ich unversehens auf einem Schiff! Piratenschiff! Was soll es anders sein? Der Onkel – Kapitän – will einen Schatz entführen, nicht Gold und Silber, sondern edle Hölzer, Kommoden, Sekretäre und Büfets. Es zeigt sich aber, daß der Schatz zu schwer ist für den Segler, das Unheil ist nicht abzuwenden. Hosianna singt: Gott ist mit uns an Bord. Gott aber wartet schon als Haifisch auf den Sänger – und nicht auf ihn allein...

Dann wieder kommt die Tante in mein Zimmer, sie geht an die Kommode, hexenhaft, sie nimmt ein Medaillon aus irgendeinem Fach, das Bildnis eines jungen Mädchens ist darin, sie trampelt auf dem Medaillon herum.«

»Ach, die Piraten, – sie haben Sie ja nur entführt. So wird der Haifisch Sie verschonen...«

»Nachdem Sie mein Gewissen weckten, nützt mir Ihr Trost ja nichts. Ich muß mir meinen Freispruch anderswo erwirken.«

»Beim Haifisch?«, fragte er. »Sie träumten übrigens von einem Medaillon. Vielleicht ist Olgas Bild darin...«

Ja, Olgas Bild – es würde dann auch Jakobsohn gehören.

Die Schlüssel, Möbel, Medaillons, das alles fing vor Lisas Augen an zu kreisen, und ihre eignen Dinge fügten sich ganz selbstverständlich in den Reigen: der irdne Krug, den sie einmal für fünfzig Pfennige erstanden hatte, und ihre Bücher, sie handelten von Urwald und Prärie...

»Jetzt«, sagte Lisa, »muß ich aber nachsehen, ob sich Horaz noch auf dem Bücherbrett befindet – den hat die Tante ja bezahlt.«

Als Lisa in das große Speisezimmer kam, saß dort die Tante an einem Ausziehtisch für zwölf Personen. Ein Heft lag auf dem Tisch, in das sie eifrig Zahlen schrieb.

Vielstellig, dachte Lisa, ist die Zahl, die diesem Dasein Wert verleiht und Ansehn. Wie winzig mochte die gewesen sein, die einst ihr Vater, der Grünanlagen fegende Entartete, notierte.

Lisa, sie hätte um ihn weinen mögen. Wer aber immer nur mit Fremden lebt, gewöhnt sich rasch das Weinen ab.

»Was gibt's zu tun?« fragte sie.

Ein Staubtuch flatterte ihr zu: »Büfett, Kredenz und Lederstühle!«

»Abstauben hat doch jeden Sinn verloren.«

»Du meinst, daß man das heute nicht mehr tut? Bei mir wird abgestaubt. Besitz verpflichtet.«

»Es ist ja überhaupt nicht dein Besitz.«

Die Tante stand jetzt auf. Sie war sehr groß und ungelenk, ihr Haar war schwarz gefärbt. Es war von einer stumpfen Schwärze, die ihr Gesicht noch lebloser erscheinen ließ. Das schrecklichste jedoch war ihre Stimme. Das war nicht eines Menschen Stimme, nein, es war die Stimme einer Krähe.

»Das sagt so eine Hergelaufne!«

»Was ich besitze, ist mein Eigentum. Der Koffer ist ja noch von meinem Vater.«

»Ein Koffer und nichts drin.«

»Oh, da ist alles drin, was man benötigt, um sich abzusetzen. Das hat mir meine Mutter schon gesagt, daß man zu jeder Zeit bereit sein muß zur Flucht.«

»Famose Hinterlassenschaft. Wer hat, der bleibt.«

»Ja«, sagte Lisa, »und wenn er einen Garten hat, verrückt er noch die Grenzsteine zu seinen Gunsten.«

»Müßig von Übergriffen solcher Art zu reden. Was dem Besitzlosen ein Unrecht scheint und eine Anmaßung der Reichen, ist manchmal höhere Notwendigkeit. Nicht jeder ist es wert, Besitz zu haben. Es geht auch nicht darum, nur festzuhalten. Da ist es besser, seinen eignen Acker auf Nachbarskosten auszudehnen. Na ja, du wirst es niemals lernen. Dein Vater hat ja außer seinem Koffer und seinem Besen nichts besessen.«

»Doch, seine Bilder.«

»Wo sind sie? In Galerien und Museen vielleicht?«

»Du weiß doch, daß für ihn die Zeit nicht günstig war.«

»Sein Name wird auch jetzt noch nicht genannt.«

»Ich werde eines Tages alles sammeln, was noch bei Freunden liegt. Man wird dann sehen, wer er war.«

»Vielleicht, daß dir der Besen dabei hilft. Ein großer Künstler hat den Park gefegt! Er hat nur leider zu viel Konkurrenz, die hat noch ganz was andres tun müssen, Latrinen putzen und dergleichen... Was hat dein Vater nun von seiner ‚Haltung‘?«

»Auch wenn er nichts davon hat, ist es gut für ihn.«

»Zum Lachen ist's.«

»Und gut ist es für mich.«

»Es wird dir helfen, daß du überall hinausfliegst.«

»Dann bin ich eben nicht am rechten Ort.«

»Vergiß dein Bücherbrett nicht abzustauben.«

»Ich bin jetzt hier beschäftigt, wie du siehst.«

»Dann wird es deine nächste Arbeit sein.«

»Unwichtig, wie mir scheint.«

»Im Zug des großen Reinemachens ist es wichtig.«

»Warum hat man soviel Ballast?«

»Du wirst erfahren, wie es ‚ohne‘ ist.«

»Als ob ich das nicht längst schon wüßte.«

»Nichts weißt du, weil die Leute ‚mit Ballast‘ für dich bezahlen.«

»Vergiß nicht, daß ich hier die Arbeit mache.«

»Damit verdienst du dir kein Butterbrot. Von allem Übrigen zu schweigen.«

»Gesinde wird jetzt glänzend honoriert. Für dich bin ich Gesinde« – Lisa lachte.

»An deiner Stelle würde ich nicht lachen.«

»An meiner Stelle hat man keine Wahl.«

»Du hättest viel mehr Grund zu weinen.«

»Wer würde meine Tränen trocknen?«

»Der Jude, denke ich.«

»Nachdem er sich hier umgesehn hat, ist seine Sympathie nur sehr gering.«

In Lisas Zimmer hing ein schweres Brett aus dunklem Eichenholz. Dort waren ihre Bücher aufgestellt. Das heißt, dort standen sie jetzt gar nicht mehr.

»Du hast hier umgeräumt«, erkundigte sich Lisa bei der Tante.
»Der Platz wird für das Lexikon gebraucht.«
»Wo sind Horaz und Tacitus denn hingekommen?«
»Dein Lehrer hat sie mit nach Haus genommen.«
»Einfach geklaut?«
»Ich hab' sie ihm natürlich ausgehändigt.«
»So – und was nun? Da fällt mir aber ein: wo sind die Bücher von Prärie und Dschungel? Die Bücher meines Vaters, *meine* Bücher? Niemand darf sich daran vergreifen.«
»Niemand wird sie dir streitig machen. Nimm sie nun wieder mit.«
»Du hast sie weggeräumt?«
»In deinen Koffer, ja.«
»Der Koffer war verschlossen.«
»Du weißt ja, daß man Schlüssel sucht und findet. Ich habe immer alles inspiziert. Als wir Gesinde hatten, war das unerlässlich.«
»Gesinde«, sagte Lisa, »gibt's nicht mehr.«
»Du wirst die Damenrolle dann woanders spielen.«
Ein langer Finger zeigte nach der Tür, und Lisa ging hinaus. Sie fiel im Flur fast über ihren Koffer, der bereits gepackt war. Es war nicht viel darin, nur dünne Wäsche, sommerliche Schuhe. Die fadenscheinige, saloppe Sportlichkeit von Lisas Anzug erregte stets den Widerspruch der Tante: »Man könnte denken, daß du frieren mußt; du hättest aber wohl die Möglichkeit, dich warm zu kleiden. Ein Lodenmantel ist ja immer zünftig.«

»Ich friere lieber«, hatte Lisa da gesagt.

Es gab in ihrem Koffer also keine Wolle. Doch als sie öffnete, schlug ihr Geruch von Naphtalin entgegen. Die Tante hatte ihre Vorräte von Mottenkugeln eingepackt. Nie würde Lisas Spur verloren gehn. Sie trug den Koffer in die Speicherkammer. Dort reihte sie an einer Leine seinen Inhalt auf. Das half natürlich nichts, es blieb das Naphtalin.

Lisa begriff, daß sie das Haus verlassen müsse. Erst aber mußte sie sich doch um Arbeit umsehn. Dann aber mußte sie auch Fred behilflich sein, zum Ziel zu kommen. Er war voll Ungeduld, man wartete auf ihn.

Ach, er war gut daran, auf Lisa wartete kein Mensch. Leicht würde er davongehen, ohne Zögern, und mit dem vagen Lächeln, das sie kränkte, weil es verriet, wie fremd er war.

Es war nicht Lisas Sache, sich mit melancholischen Betrachtungen zu quälen. Bald raffte sie sich wieder auf. Das alte Fräulein fiel ihr ein, von dem ihr Jakobsohn berichtet hatte. Hannah – sie hatte Olga, Fred und Abbe einst gekannt. Auch sie ist einsam, dachte Lisa, wir werden uns verstehn.

Zu ihrer Überraschung hörte sie beim Bäcker, daß Hannah in der Judentengasse wohne. Daß sie verarmt war, wußte jeder, doch da sie ihre Armut selbst nicht ernstnahm, sah keiner einen Grund, ihr beizustehn.

Da Lisa sich nach Menschen sehnte, die Wirklichkeit sich aber spröd erwies, beschäftigte sich ihre Phantasie viel mit den Toten, Olga und Fred – sie wollte mehr von ihnen hören.

Der Koffer war gepackt, und Lisa öffnete die Tür des Speisezimmers noch einmal. Sie rief der Tante zu:

»Ich ziehe jetzt in die Gesindestube, doch nur bis ich war Beßres finde.«

Die Tante lachte. »Es findet sich nichts Beßres«, sagte sie.

Noch immer gibt es arme alte Damen, die irgendwo auf einem Speicher hausen und dennoch viel von ihrer Umwelt wissen.

Das Haus, in dem das alte Fräulein Hannah K. ein Zimmer hatte, war nur von ihr bewohnt. Einst war es eine Eisenhandlung, jetzt diente es als Lagerhaus. Der Innenhof war angefüllt mit Stab- und Winkeleisen, es roch nach kaltem Eisen überall. Die Magazine waren vollgepackt mit Eisenwaren, mit Kochtöpfen und Kannen, Eimern, Wannen, mit Hotten für den Herbst, mit Ofenschirmen aus lang vergangner Zeit. Sie waren reich verziert mit goldenen Kolibris und roten Tulpen. Es gab noch Öfen aus dem neunzehnten Jahrhundert, turmartige Gebilde, emaillierte, mit Schneelandschaften und Vergißmeinnicht, und eiserne, mit Bildern aus der biblischen Geschichte. Auch hingen lange Ketten an den Wänden, sie klimbten manchmal leis und hinterhältig, als sollten unsichtbare Delinquenzen hier angekettet werden bis zum jüngsten Tag. Besonders reizvoll waren die Pots de chambre, die stapelweise die Regale füllten. Sie waren aus Emaille und schön bemalt mit Seerosen und Fischen auf dem Grund. Und dann die Eismaschinen, Marke Eisbär, die man mit einer Kurbel in Bewegung setzen mußte! Vielleicht bediente sie nachts ein Gespenst und sorgte so für die besondere Kälte, die Grabeskälte im verwunschenen Haus. Vielleicht auch streute es aus Büchsen Salz und Pfeffer.

Ein ganzer Raum war angefüllt mit Fallen, mit Wühlmaus-, Maus- und Marderfallen, die nach lebendiger Beute gierten. Nur eine freilich hatte zugebissen, ein winziges Skelett hing schon seit Jahr und Tag im Draht.

Lisa betrat das Lagerhaus unangemeldet. Die Glocke an der Haustür bimmelte wie einst. Die Treppen sahen schwarz und glänzend aus, als seien sie mit Sarglack angestrichen.

Das alte Fräulein Hannah hielt das Haus von Ruß und Spinnweb frei, dafür erließ man ihm die Zimmermiete.

Es war, als habe Hannah den Besuch erwartet, sie stand schon an der Tür und ließ die Junge ein. Das ganze Zimmer strahlte Frische aus, die Möbel waren klein und leicht.

Lisa versuchte zu erklären, warum sie in die Festung eingedrungen sei, die alles Fremde abzuweisen schien.

»Ich lebe in der Judengasse, doch von den Juden weiß ich kaum etwas.«

»Herr Jakobsohn hat mir erzählt, daß er in Ihrem Haus zu Gast ist.«
»In meinem Haus doch nicht.«

»Natürlich nicht. Ein sonderbares Haus. Ein Haus wie eine Falle. Schnappt zu und gibt nicht wieder her. Hier hat man jüdischen Besitz gut aufbewahrt. Die Leute haben ihre Kostbarkeiten ja selbst zu Hosianna hingetragen. Er war ein frommer Mann, sie würden alles bei ihm wiederfinden...« Sie stockte: »Ich weiß nicht, ob ich weitersprechen soll...«

»Ja, sprechen Sie.«

»Hosianna nahm zu treuen Händen, was man ihm aufzuheben gab, das heißt, er nahm nicht alles an, er siebte die Spreu vom Weizen, behielt den Weizen, gab die Spreu zurück!«

Hannah sprach viel, vielleicht weil sie so lang' geschwiegen hatte.

»Sie haben Freunde unter den zurückgekehrten Juden?«

»Ich treffe sie zuweilen in der ‚Grube‘. Ach, das sind arme alte Leute, bemüht nur zu erzählen, wie respektvoll ‚die Gesellschaft‘ vor 33 sie behandelt habe. ‚Mein Vater war ja hier Kommerzienrat.‘ – ‚Es gab wohl keine beßre Reiterin als mich.‘ – ‚Wir hatten unsren Kreis der

literarisch Interessierten. Sehr exklusiv.' – ,Kasino?' – ,Nein, das nicht. War auch nicht angestrebt.'«

War dennoch angestrebt. Man gibt es nur nicht zu.

»Das Schlimmste«, sagte Hannah, »ist die Angst. Im Dasein dieser Leute ist der Tod, sonst nichts. Die Jungen sind weit weg. Man wird einander kaum mehr sehn. Sie haben keine Zeit, die Alten aber haben resigniert. Nur manchmal treibt ihr Lebenswille sonderbare Blüten. Frau Goldmann beispielsweis' hat ihren demolierten Flügel in eine Bar umbauen lassen. Wer aber trinkt mit ihr den Whisky?... Was mich betrifft, ich lebe immer noch mit meinen Freunden aus der Kindheit.«

»Das sind ja aber auch nur Tote.«

»Sigi – und tot?«

»Ich denke doch, er ging zuerst?«

»Auch Fred und Olga sind für mich nicht tot. Abbe – er hüpf't um mich herum wie einst. Sie müssen wissen: als Junge hat er sich nur hüpfend fortbewegt. Oft hat ihn Abraham zurecht gewiesen: Abbe hopst wie ein Floh.«

»Und Sara Jakobsohn ist auch dabei?«

»Nein, Sara nicht.«

»Ach, das ist sonderbar. Sie haben aber Sara doch gekannt?«

»Natürlich hab' ich Sara auch gekannt. Ein Kind, kirschäugig und auf krummen Beinchen...«

»Sie lebt ja noch.«

»Sie lebt. Und deshalb ist sie mir auch nicht so nah. Es ist so viel dazwischen, wissen Sie.«

Lisa erschauerte. Mit Toten leben und immer nur mit Toten sein...

Doch hatten sich nicht Fred und Olga auch ihrer schon bemächtigt?

»An Fred entsinn' ich mich besonders gut«, erklärte Hannah, als habe Lisa sie danach gefragt.

Das junge Mädchen ging ans Fenster und sah hinunter in die Gasse.
Da starre sie der Schwarze an.

»Ah«, sagte sie, »jetzt weiß er, wo ich bin.«
Auch Hannah hatte ihn erspäht:

»Und wenn Sie gar nicht aus dem Fenster sehn, er weiß doch, wo Sie sind. Es geht in allen Häusern um, in allen Wohnungen, sogar im Keller Ihrer Tante, den er meiden müßte. Er hat den alten Gromberg dort gefaßt...«

»Ich kann mir denken, daß das Auftauchen von Jakobsohn dem Schwarzen Sorge macht.«

»Hier in der Judengasse sind wir ‚unter uns‘. Das heißt, wir waren es bisher. Jetzt aber ist der Teufel los. Da heißt es Spuren tilgen, mit dem Nachbarn überein sein, und Sorge tragen, daß er dich hält.«

»Sie müssen mit den Wölfen leben«, sagte Lisa, »wie halten Sie es aus?«

»Indem ich nicht mit ihnen lebe. Ich wohne bei den Wolken, wie Sie sehn, und wenn ich reden will, dann rede ich mit Tauben. Ich komme gut mit ihnen aus. Der Bäcker gibt mir Brot fürs Geld, er hat es mir noch nie verweigert. Der Metzger überlegt, warum ich seine Wurst nicht will, er würde sie mir zweifelsohne gönnen. Die Tauben aber wollen keine Wurst, ich muß mich nach den Tauben richten.« Sie lachte, als Lisa sie ein wenig ratlos ansah:

»Ja, man wird sonderbar, wenn man soviel allein ist.«

»Das Schlimmste«, sagte Lisa, »ist es doch, ganz allein zu sein. Viel schlimmer als der Tod. Sie haben Ihre Freunde in der Grube, Sie können von den alten Zeiten sprechen.«

»Das ist nicht sehr ergiebig, wie gesagt. Im Ausland haben sie sich heimgesehnt. Nun sind sie da und fühlen sich im wahren Sinn des Wortes nur befremdet. Sie finden hier und dort noch die Kulisse ihres früheren Lebens, doch die agieren, sind seit langem andre. Nicht

nur die Freunde fehlen, auch die Feinde. Die Räume, angefüllt mit jungem Dasein, erscheinen leer und unbewohnt. Was sich bewegt, das sind die neuen Puppen, motorisierte Puppen aus dem Warenhaus. Die Judengasse hält am ehesten noch stand, die aber meiden viele Juden sorglich. Hier wohnten ja die peinlichen Verwandten. Man schämt sich jetzt, daß man sich ihrer einst geschämt hat. Es ist zu spät, sich nun mit ihnen an den Tisch zu setzen, es ist auch gar nicht sicher, daß man sich das wünscht. Die Jungen, ja, die werden anders sein, zum Beispiel Jakobsohn.«

Lisa erschrak: »Herr Jakobsohn kommt heim und findet niemand vor. Ich muß mich um ihn kümmern, wissen Sie.«

Hannahs Gesicht erhellte sich:

»Ja, kümmern Sie sich recht um Jakobsohn.«

Als Lisa in das dunkle Haus zurückkam, das ihr noch finstrer als zuvor erschien, riß Fred die Tür so heftig auf, daß sie beinah zu Fall gekommen wäre. Er hielt sie einen Augenblick im Arm.

»Es gibt hier Neuigkeiten«, sagte er.

Sie nickte: »Ich muß mich jetzt nach etwas anderm umsehn, denn die Familienbande sind gelöst.«

»Ich meine eine andre Neuigkeit. Der Sekretär ist plötzlich unver-
schlossen. Es ist ganz sonderbar, als ich ins Zimmer kam, da fühlte ich sofort, daß etwas anders war, nur eine winzige Veränderung, auf jeden Fall: das Möbel stand nicht mehr genau am alten Platz. Es fiel mir auf, daß eins der Fächer vorgezogen war, ich nahm es ganz heraus, nun, es war leer. Das nächste ebenfalls, das dritte, das Schränkchen in der Mitte und alle Fächer des Kommodenteils.

Der Sekretär hat kein Geheimnis mehr. Wir beide sind zu spät gekommen, Lisa.«

Sie war verstört und blaß.

»Ja«, fuhr er fort, »der Sekretär ist ein besondres Ding. Für Ephraim war er der ‚Isi‘. Das hat mir meine Mutter oft erzählt. Ich habe dann bemerkt, daß er allmählich auch für sie mit diesem sagenhaften Alten eins ward. Und nun – wie soll ich ihr erklären, daß der Isi alles zugelassen hat? Die letzte Botschaft ihrer Brüder, er hat sie nicht bewahrt.«

»Wir haben das Geheimfach nicht entdeckt.« Lisa sprach nun im Flüsterton. »Wir wissen nicht, ob andre davon wissen. Es wird nicht leicht zu finden sein.«

Er sah sie lächelnd an: »Dazu gehört der Spürsinn eines Kindes. Sie haben hier die größte Chance, Lisa.«

»Das Ding steht gar nicht mehr auf festen Füßen.«

»Man hat es abgerückt und dabei hat sich dann der Fuß gelockert.«

Lisa begann sogleich am Sekretär zu zerren. Der neigte sich nach vorn, und nur mit Hilfe Freds gelang es, ihn zu halten.

»Da sehen Sie, das ‚E‘ ist ausgelöscht. Das heißt, ganz ist das Löschen nicht geglückt. Ein Schatten ist noch da, der ist vermutlich nie zu tilgen. Ob hier der Schwarze mitgeholfen hat?«

»Ich glaube nicht. Der Tante wird das Möbel unbehaglich sein, sie macht jetzt reinen Tisch, verbrennt womöglich, was darin ist – mir ist schon so, als rieche es nach Rauch.«

»Der Rauch, der über dieser Gasse liegt, der Rauch, der aufstieg über Auschwitz...«

Langmütig ist der Isi. Läßt sich nehmen, was ihm ein armer Jude anvertraut hat vor seinem letzten Gang, die Botschaft, die für meine Mutter ja bestimmt war.

Seit zwanzig Jahren wartet meine Mutter auf ein Wort der Brüder, nun komm‘ ich heim und sag‘ ihr, daß der Isi noch vorhanden, doch stumm ist wie das Grab.

Ich weiß von meiner Mutter, daß die Abrahams noch ein besonderes Verhältnis zu den Dingen hatten. Der Spiegel Rechas – er hat durch viele Jahre ihr Gesicht bewahrt. Ja, meine Mutter sagt, es würde heute noch darin sein, ich würde es nicht übersehn können. Ach, Lisa, wissen Sie nicht, wo der Spiegel ist? Ein Spiegel wie ein Tempelchen mit schwarzen Säulen, rotem Giebelfeld, aus Kirsch- und Ebenholz?«

»Ich weiß nicht, welchen Spiegel Sie jetzt meinen. Doch wenn ich künftig in den Spiegel schaue, sieht mich womöglich Recha an mit vorwurfsvollem Blick. Ich werde mich in keinem Ding mehr finden, ich werde von mir selbst verlassen sein!«

In meinem Koffer ist ein Taschenspiegel, ich will ihn holen, um zu sehen, ob er mir noch mein eigenes Gesicht zeigt...«

Ein kleiner Spiegel aus dem Warenhaus, er hat nichts gegen mich gehabt bisher, er hat bestätigt, daß ich Lisa bin. Vielleicht ist er jetzt andern Sinns geworden, er hat nicht den geringsten Anlaß zwar, er ist mein Eigentum, man hat ihn mir geschenkt – nur weiß man nicht, wo da der Haken ist. Womöglich schaut die Tante mich aus diesem Taschenspiegel an. Warum hab' ich ihn denn geschenkt bekommen? Doch nur, weil sie im Kaufhaus Kunde war...

Kein Spiegel ohne sie.«

»Macht Ihnen Freude, so zu übertreiben?«

»Ich habe das Gefühl, daß ich den Dingen nicht genug tun kann. Sie sind erbarmungslos in ihrem Widerspruch.«

»Erwerben Sie sich ihre Sympathie.«

Fred dachte über Lisa nach: Ein Fächer und ein Armbändchen aus Elfenbein, die Kette aus blauem Glas mit aufgespritzten Röschen, ein wenig Spielzeug, aber immerhin, dem Isi hat sie's weggenommen, und vor der Tante hat sie es versteckt. Sie hat ein seltsames Verhältnis zu dem Sekretär, sie glaubt, daß er sie haßt. Gewiß, sie ist die Großnichte Hosiannas, sie soll geradestehn für die Verwandten, das ist ja eine undankbare Sache, und sie hat niemand, der ihr hilft. Die Frage ist, ob sie nicht auch Entdeckungen verschweigt, die sie auf eigne Faust gemacht hat. Sie weiß, worum es geht; sie wird sich der Familie ewig schämen. Sie wird versuchen zu verbergen, was ihrem Ansehn schaden könnte, sie ist nun einmal auf demselben Schiff. Natürlich kommt man sich ein wenig komisch vor, wenn man mit ihr gemeinsam Briefe sucht, die sie vielleicht schon längst verbrannt hat. Gelesen und verbrannt. Das allerdings darf ich mir nicht einmal im Traum vorstellen. Nach allem, was geschehen ist, noch dies...

Es war, als denke sie die heftigen Gedanken mit. Sie war unsicher und verwirrt. Es ging so weit, daß ihre Hand ein wenig zitterte, als sie sie aus dem Fach zurückzog. Sie sagte:

»Das ist es also.«

»Sie haben es gewußt.« Er starrte sie erbittert an.

»Um Gottes willen nein! Es ist doch so: der Sekretär war offen, als ich herkam; dann, als Sie kamen, war er abgeschlossen, doch hing der Schlüssel, wo er hingehört, am Schlüsselbrett. Wir haben ihn ein einziges Mal benutzt, dann kam er wieder an den alten Platz. Von da ist er verschwunden. Aber heute ist nun das Möbel unverschlossen.«

»Ach, Sie erzählen mir, was ich mit eignen Augen sehe. Sie haben also das Geheimfach jetzt entdeckt, – zum ersten-, zweiten- oder drittenmal? Und dieses Fach ist leer, war leer, ist leer gewesen? Wie? Oder war es doch nicht gar so leer? Die andern Fächer waren angefüllt mit ‚Plunder‘, mit Kettchen, Armbändchen und anderm Spielzeug – und nun ist ausgerechnet das Geheimfach leer?«

»Ja, weil es eben ein Geheimfach ist. Das heißt, man findet es womöglich nicht. Man hat es damals einfach nicht gefunden.«

»Warum hat meine Mutter dann geträumt? Seit zwanzig Jahren träumt sie Nacht für Nacht vom Isi. Warum hat mich der Isi hergelockt? Nur um zu zeigen, daß er eine Niete ist? Er ist ein Wächter und Bewahrer. Er narrt die Enkel Abrahams doch nicht. Der Isi hat ein Herz, sein Herz ist dieses Fach. Nun kommen Sie und wollen, daß das Herz des Isi leer und kalt sei. Dann wäre auch das Herz der Brüder kalt gewesen: Die Abrahams vergessen niemals die Familie, auch dann nicht, wenn man sie zum Tode führt. Der Isi war von jeher ihr Vertrauter, als Kinder wußten sie schon vom Geheimfach.«

»Vielleicht gibt es da noch ein anderes...«

»Vielleicht noch ein Geheimfach im Geheimfach? Wie ist es, Lisa, soll ich weitersuchen?«

»Ich weiß nicht, was Sie sollen«, sagte sie.

»Wenn Vater Abraham bestohlen wurde, dann liefen Fred und Abbe flugs zur Polizei. Die Polizei kam freilich nicht herbei, sie hätte Rechttens aber kommen müssen. In meinem Fall – wie würde man mit mir verfahren, Lisa, wenn ich nun ‚Hilfe, Räuber!‘ schreien würde?«

»Ich weiß es nicht. Womöglich würde man Sie arretieren.«

»Sie halten das für möglich?«

»Nach ‚schlechtem Recht‘, wie Sie zu sagen pflegen. Im übrigen: wenn man den Isi überfallen hat und wenn er ausgeplündert wurde – kommt alles das auf meine Kappe?«

»Sie fragen sonderbar. Wer denkt daran, Sie zu belasten?«

»Nicht Sie, der Isi. Und manchmal freilich ist der Isi auch in Ihnen. Sie können das nicht im geringsten ändern. Der Isi macht Sie stark, doch stärkt er Sie zumeist mit seinem Zorn. Er ist der einzige Gerechte; die Seinen aber macht er ungerecht, weil seine Forderungen viel zu hoch sind. Mit seinem Maß darf man nicht ungestraft hantieren. Sie sehen ja: er macht Sie ärgerlich und ungeduldig gegen mich, und das nicht heut nur, sondern jeden Tag. Der Isi murrt und läßt sich überhaupt nicht mehr zum Schweigen bringen. Nur eine könnte ihn vielleicht beruhigen, und das ist Ihre Mutter. Sie könnte sagen: die Grüße meiner Brüder haben mich erreicht, die Kinder Abrahams verständigen sich ohne Mittler. Sie hören es, wenn einer ihrer Sippe den andern lautlos ruft, sie leisten Hilfe, wenn es möglich ist. Längst ist der Ruf ergangen – also gut, was will man dann noch mehr? Das Äußerste ist ja geschehn, geschriebenes Wort tut kaum etwas dazu. Herr Jakobsohn, Sie werden Ihre Mutter nicht enttäuschen, da Ihre Mutter ja schon alles weiß. Sie können ihr zum Überfluß berichten, was man in Taubenkreisen spricht. Der Isi könnte auch nichts andres sagen. Vielleicht ist es ihm gar nicht um die Mitteilung zu tun. Es handelt sich für ihn nur um Gerechtigkeit. Mir scheint, daß er ein sturer Götze ist. Er geht wie die Gerechten über Leichen, und es sind nicht die Bösen nur, die er zertritt. Na, mag er über meine Leiche trampeln.«

»Sehr attraktive Leiche«, lobte Fred. »Ich bin nur froh, daß Ihre blauen Augen noch immer Funken sprühn. Sie haben in der Tat zwei blaue Steine im Gesicht.«

»Vor allen Dingen ist mein Herz ein Stein, ein blauer Stein, wenn Ihnen diese Farbe wohlgefällt.«

»Wir streiten, Lisa«, sagte Fred verwundert.

»Und das kommt Ihnen jetzt erst zum Bewußtsein? Wir streiten bis aufs Blut.«

»Das ist doch aber gar kein echter Streit! Wie könnte ich mit Ihnen rechten? Zum Streit gehört vor allem ja ein Gegner. Ich bin Ihr Gegner nicht.«

»Der Isi ist's. Dahinter können Sie sich jederzeit verkriechen.«

»Ein Ausdruck, der mich kränkt.«

»Auch wenn Sie aufrecht stehn, es ist dasselbe. Einmal, da war es doch, als ob der Schwarze unser beider Feind sei. Ist er jetzt etwa mein Genosse? Der Isi jedenfalls wird es wohl glauben müssen. Er ist ja blind und taub genug. Ich stelle ihn mir vor: er tappt herum mit ausgestreckten Händen wie beim Blinde-Kuh-Spiel. Er wird nachts durch die Gänge schwanken. Ich werde meine Tür verriegeln müssen, nicht vor dem Schwarzen nur, auch vor dem Isi. Die Frage ist nun: hält der Riegel stand? Dem Schwarzen hält er stand, dem Isi nicht. Und wenn sie beide rütteln, was ist dann?«

»Wohin versteigen Sie sich«, sagte Fred entsetzt.

»Ja«, fuhr sie fort, »sie haben sich verbündet, diese beiden, und beide haben sie das gleiche Ziel.«

»Sie träumen, Lisa. Mit offnen Augen träumen Sie.«

»Nein, nur nachts. Ach ja, da fällt mir ein, ich habe heute nacht geträumt. Da war mein Vater – Sie wissen ja, mein Vater mit dem Besen –, und vor ihm lag der Park, den er zu kehren hatte. Da kam der Isi durch die Hauptallee. Er hatte kein Gesicht, und Hände, die wie Klammern waren. Er nahm den Besen in die Klammer und fegte meinen Vater weg. Ich weinte und sagte immerzu: er ist ein Goj, doch gut empfohlen. Da warf der Isi flugs den Besen weg. Er tat die Arme auf und ging der Stimme nach, so wie die Katze einem Vogel folgt, obgleich er keine Ohren hatte und statt des Kopfes nur ein Ofenrohr. Es war ein Glück, daß ich den Satz vom Goj mir aufge-

schrieben hatte. Ich warf den Zettel in das Ofenrohr. Jetzt also war der Isi erst im Bild. Er ließ die Arme sinken und beruhigte sich. Ich aber ging nun in den Park hinein, um meinen Vater dort zu suchen. Den Besen nahm ich mit – und das war gut so. Denn plötzlich sank von allen Bäumen Laub, und lautlos fielen Blütenblätter nieder. Sie kamen dicht und immer dichter, so dicht und weich wie Schnee. Schon war der Weg bedeckt und nicht mehr abgegrenzt vom Rasen. Mit Hilfe meines Besens aber bahnte ich den Pfad, der mich zu einer Bank in Calycanthusbüschen führte. Dort fand ich meinen Vater eingeschneit. Als er den Besen sah, ergriff er ihn sogleich. Ich muß mich tummeln, sagte er, du siehst, wohin es führt, wenn man nicht fegt! Es hilft uns aber nichts, daß du gefegt hast. Jetzt quält der Isi mich. So sag' ihm, daß wir gut empfohlen sind. Nicht gut genug. Zur Liebe reicht es nicht. Mein Vater meinte: durch Haltung läßt sich viel ersetzen. Und dann: komm, wein mit mir. Ich darf ja aber wohl nicht weinen. Am Ende doch?«

Fred sagte: »Wenn ich nach Hause muß, dann möchte ich Sie nicht mehr in der Gasse wissen.«

Sie nickte: »Das ist klar. Der Isi will es nicht.«

In Lisas Zimmer waren alle Möbel mit Tüchern zugehangt, der Schrank, das Bett, der Schreibtisch, die Kommode. Es sah so traurig aus, als ob ein Mensch gestorben sei. Die Tante sagt: »Da es jetzt nur noch Damen für den Haushalt gibt, bin ich dabei, das Zimmer für die Dame herzurichten. Der Anstreicher ist schon bestellt. Du wirst dich also mit dem Speicherraum begnügen müssen, solang du nichts anderes gefunden hast. Wenn erst der Jude aus dem Haus ist, hast du freie Hand. Wie lange bleibt er denn?«

»Nun, bis der Fall geklärt ist.«

»Welcher Fall.«

»Verschiedne Fälle.«

»Was hab' denn ich damit zu tun?«

»Mehr jedenfalls als ich. Hast du vielleicht vergessen, wie du heißt? Es tut mir leid, daß wir denselben Namen haben. Ich fange aber ganz von vorne an. Mit den Erfolgen meines Vaters nämlich. Den Besen nehme ich ins Wappen auf. Den hat mein Vater euch voraus. Im übrigen kann ich dem Isi alles überlassen.«

»Dem Isi, wer ist das?«

»Er sagt dir seinen Namen noch ins Ohr, der Isi, den ihr ausgeplündert habt.«

»Der Isi?«

»Ja, der Sekretär.«

»Ah, das ist witzig. Ich habe meinen eignen Sekretär geplündert. Doch davon abgesehn: mein eigner Sekretär war schon geplündert. Der Schmuck fehlt und...«, sie starnte Lisa lauernd an, »es fehlen auch gewisse Dokumente.«

»Die Briefe – ja, ich weiß.«

»Was weißt du denn?«

»Es gibt natürlich einen, der weiß mehr.«

»Der Jude...«

»Ich habe schwarz gesehn. Zumindest einen schwarzen Finger.«

»Es wird dein eigener gewesen sein.«

»Es war mein eigner nicht. Im übrigen ist es mir gleich, wer sich am Sekretär zu schaffen macht.«

»Du wirst mir diesen Fingerabdruck zeigen.«

»Das kann ich nicht, weil er ja im Geheimfach ist, und dieses Fach kann man nur einmal, nur durch Zufall finden.«

»Es ist ja doch schon längst gefunden.«

»Vielleicht das eigentliche nicht.«

»Es gibt nicht mehrere.«

»Womöglich doch. Entdeckungen sind immer zu befürchten.«

»Für wen denn fürchtest du?«

»Natürlich nicht für mich.«

»Für mich etwa?«

»Für das Familienwappen mit dem Besen. Ich habe von dem Schwarzen allerhand gehört. Er sucht nach einem Dokument, das dich belastet, um es nach Kräften auszuschlagen, und wenn er findet, was ihm selbst zum Nachteil ist, lässt er's verschwinden. Er war ja schließlich der Komplize.«

»Komplize, sagst du, als ob es sich um Kriminelle handle.«

»Glaubst du, es handle sich um Konfirmanden?«

»Um Konfirmanden nicht, um Presbyter.«

Jetzt wandte Lisa sich zum Gehn. Doch an der Tür hielt sie noch einmal inne – da war im weißen Feld der Abdruck einer schwarzen Hand zu sehn!

Lisa sann angestrengt darüber nach, was nun mit ihr geschehen solle. Erst war die Sache mit dem Sekretär zu klären, dann würde Jakobsohn nach Hause fahren. Als Zuflucht bot sich ihr die Speicherkammer an. Hier war man wie im Schoße Abrahams. Der Trödelkram, der einmal sich erhoben hatte zu tollem Mummenschanz, lag still am alten Platz. Nun, Lisa wußte jetzt, was in den schlaffen Dingen schließt. Sie konnten unversehens auf die Bühne treten, erfüllt mit Wesen, das nicht ihres war. Wenn sie wie Puppen dann sich neigten und verneigten, war ihre Liebesmühe nicht vertan, sie konnten müde Zärtlichkeiten noch erweisen. Nach ihnen kam der Mond mit Schlaf und Schnee...

Am Morgen aber dann: die Tauben und was man hier in Taubenkreisen spricht. Jakobsohn hatte vieles aufgefangen: daß immer noch das Wasser rötlich sei, in dem die weiße Vogelschwinge bade. Daß man die Steine auf dem Judenfriedhof beschmutzt und umgestoßen habe. Es sei wohl mitten in der Nacht geschehn, denn in der Frühe, als die Tauben kamen, war alles schon getan. Die Kinder sollten es gewesen sein, die lieben unschuldsmägen Engelchen. Es liege wohl in der Natur des Menschen, daß er in seiner Kindheit Gräber schändet, nur Judengräber freilich, die von Polizei und Teufel nicht bewacht sind.

Lisa trug ihren Koffer in die Speicherkammer. Sie würde hier nur kurze Zeit noch als »Gesinde« wohnen. Ein Leben ohne Jakobsohn in diesem Haus war nun für sie schon undenkbar geworden. Nicht nur der Tante, auch der Dinge wegen.

Oft suchte Lisa nach Vergleichen, wie ihr nun zumut' sei: wie damals, als die jungen Mauersegler starben und wie beim Tod der

Schildkröte Krokro. Der Vogeltod war Lisas Maß für große Trauer. Fred war zum Essen weggegangen, er war seit Stunden nicht zurückgekehrt. Heut abend würde sie ihn fragen, für welchen Tag die Reise angesetzt sei. Der Abschied lag nun einmal in der Luft. Die Luft war dick von Abschied – ob auch Fred es spüren würde? Ach nein, ihm fiel das Weggehn leicht. Er hatte nicht viel Freundliches erfahren, sein Mißvergnügen war gewachsen, sein Mißtraun hatte sich vermehrt. Ja, letzten Endes war er auch mit ihr zerfallen. Was nun bevorstand, würde wohl ein Abschied sein für alle Zeit. Man konnte Fred vielleicht die Taubenfeder geben, die schöne, die man heut gefunden hatte. Die Wilden haben schließlich auch nichts andres anzubieten.

Ein freundliches Gelaß war die Mansarde nicht. Die alte Liege, die darin stand, war mit verbrauchten Teppichen bedeckt. Kisten und Kasten waren angefüllt mit Plunder, dem sonderbaren Reichtum Ephraims. Sein Sternenmantel hing auf einem Bügel an der Wand! Er hütete noch viele andere Kleider, die Robe der Königin der Nacht, ein Brautgewand und eine Seemannskluft, dazu ein halbes Dutzend Dirndl.

Es roch im Raum bitter und süß zugleich, nach altem Tüll und welker Seide, nach Staub und Moschus, Tod und Moder. Lisa riß weit das Fenster auf – die Welt der Dächer aber bot ihr wenig Trost. Es waren Dächer alter Lagerhäuser, verlaßner Häuser, Magazine. Wenn man hier oben Hilfe rufen würde, dann würde es kein Mensch vernehmen. Gut nur, daß ein solider Riegel an der Tür war. Es gab auch noch ein Schloß, doch keinen Schlüssel.

Vom Sinnen über nichts als Ausweglosigkeit war Lisa müd geworden. Ihre Augen stickten das Rosenmuster eines Kissens nach. Ein hübsches Kissen jetzt, da es verwelkt und im Begriff war zu zerfallen. Wie reizvoll, dachte Lisa, ist »Vorbeisein«, wie unerträglich ist

»dabei zu sein«. Wenn man mich fragen würde, was ich mir am meisten wünsche, dann würde ich jetzt sagen: nicht zu sein.

Sie streckte sich auf der recht unbequemen Liege aus und stützte ihren Kopf mit dem verblichenen Kissen. Nun fühlte sie sich plötzlich wohl. Es war doch gut allein zu sein. Da sagte eine Stimme: »Nicht allein.«

Lisa war ganz entsetzt. Sie sah im Zimmer keine Menschenseele, und doch sprach gleich darauf die Stimme weiter: »Sara, mein Töchterchen, da hängt das Hochzeitskleid.«

»Ich bin nicht Ihre Tochter«, sagte Lisa, »wer und wo sind Sie überhaupt?«

Sie hätte nicht zu fragen brauchen, im nächsten Augenblick erkannte sie ihn schon, den alten Trödeljuden Ephraim. Sein wächsernes Gesicht mit langem Bart stand über seinem blauen Sternenmantel, die leeren Ärmel flatterten erregt.

»Es ist empfehlenswert, sich umzusehn.«

»Hab' ich mich etwa hier nicht umgesehn?«

»Noch nicht genug.«

»Ach, wegen Isi – nun das bin ich leid.«

»Nein, wegen Brautgewand.«

»Die Modeschau von anno dazumal...«

»Sind echte Spitzen, passen noch zur Braut.«

»Da ist kein Bräutigam, Herr Ephraim.«

»Man muß gerüstet sein, gut angezogen.«

»Sie glauben nicht, daß ich gut angezogen bin?«

»Nicht für die Hochzeit.«

»Dann will ich sehn, was angeboten ist.«

Lisa sprang auf: »Hallo, Herr Ephraim!« Sie schüttelte den Ärmel seines Sternenmantels, als sei da eine Hand:

»Wo ist das Brautkleid denn?«

Die Stoffe glitten sacht durch ihre Finger, rahmfarbne Seide, dicker, weicher Samt. Als sie das letzte Kleid vom Haken nahm, sah sie, daß da noch eine zweite Tür war, die jetzt erst in Erscheinung trat.

Die Tür war nicht verschlossen, Lisa riß sie auf – da stand sie unversehens über der sehr steilen Speichertreppe, die hier, zwei Meter tiefer, eine Wendung machte. Lisa erschrak und zog sich rasch zurück. Das Haus kam ihr wie eine Falle vor. Nun, jedenfalls war man vor Eindringlingen sicher...

Fred war an diesem Tag nach N. gefahren, wo er vor seiner Abreise Geschäfte hatte. Die Zeit der Rückkehr war noch unbestimmt. Lisa ertappte sich nun doch dabei, daß sie, des trotzigen Vergnügens am Alleinsein ungeachtet, ihn voller Ungeduld zurücksehnte. Freilich: er würde kommen, um zu gehen. Er würde seine Sachen packen, die Rechnungen bezahlen und verschwinden. Auf Nimmerwiedersehen. Na ja, der Auszug eines Mieters ist kein Grund zur Trauer.

Alleinzusein in diesem Haus jedoch...

Die Tante hatte Lisa keine Leintücher gegeben, so würde man die Nacht auf recht zigeunerische Art verbringen, in Staub und Muff der alten Teppiche. Sie sah sich hilflos um. Da hörte sie den Sternenmantel sprechen: »Die Juden hatten weniger als das, wenn sie den Gojim nicht gefielen.«

»Ich weiß, Herr Ephraim, ich weiß. Nur, daß ich selbst keine Erfahrung habe. Ich muß allein marschieren, ohne jede erhebende Parole überdies. Im Augenblick ist mir zum Beispiel unklar, wie ich den Hunger stillen oder auch, bescheidener gesagt, den Appetit befriedigen soll.«

»Hunger? Brot ist im Haus, ein Messer auch.«

»Wie viele Stücke stehen mir denn zu?«

»Ein ganzes Brot, wenn nichts dabei ist.«

»Ein ganzes Brot, Herr Ephraim?«

»Wasser nicht zu vergessen, Wasser – der Jude hat's entbehr't.«

Ich will den grauen Steinkrug füllen, dachte Lisa. Nach den Berichten ihrer Abenteuerbücher hing oft von der Entdeckung einer Quelle alles ab, die Kraft des Widerstands, die Möglichkeit, sich zu behaupten. Gut, also Wasser, dann ein großer Krug...

»Wie lang soll dieser Zustand aber dauern? Was meinen Sie, Herr Ephraim?«

»Nun, Ephraim ist kein Prophet. Muß sehn von Fall zu Fall...«

»Ich bin nicht sehr geduldig, wissen Sie. Die Juden haben mir da viel voraus.«

»Jahrtausend schon Geduld.«

»Na ja, ein Leben lang Geduld genügt. Mein Vater hat das auch erfahren müssen. Nicht erst im tausendjährigen Reich, in seinem eigenen Metier. Geduld, Herr Ephraim, Geduld. Das Ende war dann aber doch der Besen.«

»Eiserner Besen, ja. Hat Juden weggefegt. Doch bleiben Christ und Jude im Gespräch.«

»Es freut mich, daß Sie mit mir reden wollen. Fred Jakobsohn spricht nicht so gern mit mir. Er hat von der Geduld nichts mitbekommen. Er ist erfüllt von Zorn; gerechtem Zorn, ich weiß...«

Vom Sternenmantel her kam leis die Antwort: »Der alte Abraham ist auch in ihm.«

»Und war der Abraham ein guter Mann?«

»Ein guter Mann, ein braver Mann, und Fred und Abbe waren beide brav.«

»Herr Ephraim, was hab' ich denn in Ihrer Tasche rascheln hören?«

»In meiner Tasche? Nun, ein Zettelchen, auf dem geschrieben steht: Großvater Ephraim ist doch der brävste.«

»Darf ich mir Ihre Tasche einmal ansehn?«

»Es ist nichts Wichtiges darin. Nur Narretei von Kindern, Zettelchen von Fred.«

»Wir suchen ja doch einen Brief von Fred.«

»Nix Brief, nur Narretei.«

»Ja, aber doch von Fred.«

Im Sternenmantel knisterte vernehmlich das Papier, als Lisa ihn am Ärmel packte. Sie förderte ein ganz vergilbtes Blatt zutage. Ein liniertes Blatt aus einem Heft. »Großvater Ephraim ist doch der brävste« – darunter stand der Name des Verfassers. Es war ein schöner Name: »Derf Maharba«.

Lisa fing an zu lachen: »Derf Maharba.« Sie sprach die Worte vor sich hin, sie sang sie. Plötzlich erklärte sie: »Das heißtt Fred Abraham, wenn man es umdreht.«

»Ah, merken alles.« Ephraim blieb ernst.

»Der jetzige heißtt gleichfalls ,Derf'. Was meinen Sie – Derf wird sich freuen.«

»Und Sara ebenfalls.«

»Das heißtt, Derf freut sich nicht, er ist erbittert. Er wollte seiner Mutter Nachricht bringen. Es ist nun aber leider nichts damit.«

»Sara wird hopen, wenn sie Zettel liest.«

»Sara, sie ist doch eine alte Frau. Sie hopst nicht mehr.«

»Sara ist immer jung und Ephraim ist alt. Fred Jakobsohn – er wird sich über Sara wundern. Sie fällt ihm um den Hals, wenn er mit Derf nach Hause kommt.«

»Nein, sie erwartet andre Nachricht, ernste.«

»Ist gute Nachricht, die da kommt, nicht ernst?«

»Das Schlimmste wissen Sie natürlich nicht. Zu Ihrer Zeit war alles nicht so schlimm.«

»Ist tausendmal passiert zuvor, wie soll ich es alsdann nicht wissen?«

»Fred Jakobsohn trägt es mir nach.«
»Warum nicht einem kleinen Kind?«
»Er spürt nicht die Jahrtausende in sich. Er ist ein ganz und gar Gerechter. Im Grund ein unbeschriebnes Blatt.«
»Nicht unbeschrieben. Schrift kommt noch heraus.«
»Tröstlich, Herr Ephraim. Die Frage ist nur, wann? Wenn er so alt ist wie Methusalem?«
»Kann sein, bevor er reist.«
»Das glauben Sie doch aber nicht im Ernst?«
»Man treibt damit nicht Spaß. Wenn vor der Reise nicht, dann nach der Reise.«
»Oh, wenn das Meer dazwischen ist...«
»Sara ist auch noch da.«
»Sara ist froh, wenn sie den Sohn für sich hat.«
»Sara nimmt Tochter an ihr Herz.«
»Ja, eine Tochter wohl, nicht aber mich.«
»Warum denn andre Tochter, bitte?«
»Herr Ephraim, ich bin ja doch ein Goj.«
»Ein Goj gewiß, doch gut empfohlen.«
»Empfohlen – und von wem?«
Ephraim kicherte: »Nun, von ihm selbst.«
Lisa barg ihr Gesicht in beiden Händen: »Ich bin allein.«
Da aber knisterte der kleine Zettel wieder: »Hier bin ich! Derf Maharba, ich bin da.«
»Kennst du mich denn, du Wicht?«
»Du hättest gut zu unsrer Schar gepaßt. Ephraim hätte dich hinausgekehrt mit uns.«
»Mein Vater hatte gleichfalls einen Besen. Ich hätte euch verteidigt, Derf. Gern hätte ich mit euch gespielt. Ich trug ein schwarzes Kleid – wer steckt ein Kind in schwarze Kleider? Die andern Kinder

mieden mich, weil ich so schwarz war. Es wurde eine Klassenaufnahme gemacht, da sollte man im weißen Kleid erscheinen. Ich hatte aber keins, ich paßte also nicht in diesen Reigen. Ich war gezeichnet, damals schon, und doch – ich mußte mit aufs Bild. Als schwarzes Schaf der Klasse eben, Tochter des unerwünschten Grünanlagenfegers. Ein schwarzes Schaf auf grüner Weide. Bei euch, Derf, hätte ich mich wohlgefühlt, ihr wart gewiß auch sonderbar gekleidet. Vielleicht war deine Jacke viel zu weit. Und Sara hatte nicht einmal ein Hemd an, dafür ein Kleid aus dunkelrotem Samt, ein Puppenkleid aus einer Mottenkiste, und um den Hals ein gelbes Seidentuch. Die höhern Töchter hätten sie verlacht, ich aber hätte sie bewundert und bestaunt. Wir hätten unser Frühstücksbrot geteilt.«

»Vergiß das Brot nicht«, sagte Ephraim.

Lisa empfand jetzt großen Hunger. Sie wollte sich das Brot – wie Ephraim geraten hatte – in der Küche holen.

Die Tür der Küche war verschlossen. Verwundert über diesen Tatbestand ging Lisa nochmals in die Speicherkammer.

»Bin wieder da, Herr Ephraim, und bin so hungrig wie zuvor.«

Der Sternenmantel schwieg. Nach einer Weile aber kam die Weisung: »So geh zum Bäcker, kauf dir Brot. Die Tante hat Kredit.«

»Das ist ein guter Rat, Herr Ephraim, ich mache gern Gebrauch davon.«

»Man muß sich eben nur zu helfen wissen.«

»Sehr lang wird es nicht gehn, dann greift die Tante ein.«

»Man treibt's, so lang es geht.«

»Am Wochenende spätestens kommt es auf.«

»Wir haben immer nur von einem auf den andern Tag gelebt, sind dennoch alt geworden, Lisa.«

»Spaß macht das aber nicht, Herr Ephraim.«

»Es geht ja nicht um Spaß.«

»Ich weiß, um Kummer geht's.«

»Er ist das Leben«, sagte Ephraim.

»Dann will ich also jetzt zum Bäcker gehn. Um diese Stunde gibt es Mürbeteig.«

»Ich bin ein wenig taub auf einem Ohr. Wir sprachen doch, soviel ich weiß, von Brot.«

»Ja, auch von Brot natürlich, einem Laib. Ich esse aber gerne Mürbeteig.«

»Nicht in der Wüste«, sagte Ephraim, »man muß Kamel sein!«

»Dafür bedank' ich mich. Mit Obst ist freilich auch nichts los. Die Tante legt die Äpfel auf den Schrank und zählt sie.«

»Es gibt auch keine Äpfel in der Wüste.«

»Na, irgend etwas muß es ja wohl geben. So eine Art von eiserner Ration...«

»Nix Militär. Muß jeder selber sehen...«

»Herr Ephraim, ich sehe gar nichts mehr.«

»Doch, Brot beim Bäcker. Keinen Mürbeteig.«

»Frisches Brot schmeckt schließlich auch ganz gut.«

»Das alte Brot ist aber besser.«

»Die älteste Erfahrung, wie?«

»Die Jüngsten werden sie noch machen müssen.«

»Ich hole altes Brot, Herr Ephraim.«

Lisa kam schnell und leis zurück mit ihrem »Brot von gestern«, das schon angewelkt war. Es war ein langes, braunes Brot, ganz ohne Reiz, nicht knorrigknusprig, nicht mit Mehl bestäubt, mit Wasser nur zu mattem Glanz gebracht.

»Das Brot macht mich entsetzlich traurig«, sagte Lisa und sah sich nach dem Sternenmantel um. »Der Mürbeteig wär' Medizin gewesen.«

»Wenn man nicht krank ist, warum Medizin?«

»Traurig zu sein, das ist wie eine Krankheit.«

»Traurig – warum?«

»Ach nur ganz allgemein, nicht wegen Fred.«

»Fred Jakobsohn, aha, er reist nun ab. Bezahlt die Rechnung, geht.«

»Bezahlt nicht«, sagte Lisa sehr entschieden. »Die Tante hat ja nie vermieten wollen, und ich, ich habe jetzt nichts mehr damit zu tun.«

»Sehr viel, wir werden sehn.«

»Das erste ist, daß ich Fred Jakobsohn die Lage schildre. Ich wollte nur, er wäre wieder da.«

»Nun, einmal kommt er noch.«

»Einmal noch – um zu gehn.«

»Das ist bei Mietern so. Ist bei den Menschen so. Der Nächste bitte.«

»Der Nächste nicht. Es gibt gar keinen Nächsten.«

»Will heißen, daß Fred Jakobsohn der Einzige ist.«

»Ein anderer ist nicht da.«

»Auch nicht erwünscht?«

»Um keinen Preis.«

»Dann also Fred.«

»Ich muß auf dem Quivive sein, wenn er kommt. Er könnte Unannehmlichkeiten mit der Tante haben. Nicht, daß sie ihm

entgegentreten wird, doch irgendeine häßliche Schikane wird sich finden, verschloßne Türen und dergleichen. Nun, seinen Schlüssel hat er ja dabei...«

Sie lauschte aufmerksam. Es war, als werde eine Tür verschlossen. Die Kammer war an diesem Tag so düster, daß Lisa ihre Schwermut wachsen fühlte. Der nackte Boden zeigte seine Schrift, in schwarzen Zeilen war der Saft erstarrt, der einst zum Himmel drängte – lange war es her. Vergeblichkeit: so werden wir belehrt.

Ich möchte lieber tot sein, dachte Lisa.

Der schrecklichste Gedanke: Ewigkeit. Der Ewige ist ja der immer gleiche, zwielichtige und ungerechte Gott. Fortdauer also von Gewalt und Unrecht. Der Tod allein ist groß.

Ja, wenn noch Olga lebte oder Fred...

»Er hat sich dir ja doch bekannt gemacht«, bemerkte Derf und kicherte ein wenig. »Da ist auch sein Matrosenanzug noch, der winzige, und die Matrosenmütze, das Band mit ‚S.M.S. Emden‘ bedruckt... Man hat die Kluft an Ephraim verkauft, weil Gassenkinder sich drüber lustig machten: der Itzig geht zur See! Derf hat als Kind schon mitbekommen: der Itzig sei ein Feigling von Natur. Er gehe nicht zur See. Es könne auch kein Jude Offizier sein.«

Der Sternenmantel schaltete sich ein und schüttelte aus seinem Ärmel, was er noch in der Erinnerung bewahrte: als Bankdirektorssohn hat auch der Jude eine Chance. Es ist ihm durchaus möglich, durch untertänigstes Gesuch und allerhöchste Gnade Offizier zu werden...

»Pfui Teufel«, sagte Derf, »ich pfeife drauf.«

Lisa erschrak. Sie glaubte wirklich einen Pfiff zu hören. Wer aber sollte hier denn pfeifen? Es war kein Hund im Haus, und Katzen reagieren nicht auf Pfiffe. Auch Tauben nicht. Der schrille Piff jedoch war Anruf oder Drohung. Plötzlich erinnerte sich Lisa, daß am

Morgen ein Wolfshund in der Gasse aufgetaucht war. Sie hatte Angst vor diesen Hunden, weil sie Hitlers Favoriten waren und in den Lagern Häftlinge bewachten und Flüchtlinge zur Strecke brachten.

»Angst?« sagte Ephraim. »Daran gewöhnt man sich. Kann jederzeit die Tür aufgehn, und einer kommt herein...«

»Da hab' ich vorgesorgt. Herein kommt keiner.«

»Es ist kein Schlüssel da.«

»Ein Riegel aber doch.«

»Man steckt ein Messer durch den Spalt und schiebt den Riegel im Kastenschloß zurück.«

»Vor meinen Augen nicht.«

»Dir fallen Augen zu.«

»Dann fahren Sie doch bitte mit dem Ärmel über mein Gesicht. Derf soll den Anker nach mir werfen, der jetzt noch am Matrosenanzug hängt.«

Derf kicherte: »Ich hoffe, daß mein Neffe bald erscheint. Gib ihm den Anker und den Zettel, er sieht dann, daß du gut empfohlen bist.«

»Was hilft's, ich bin ein Goj und überdies verwandt mit Hosianna.«

»Wir haben auch Verwandte«, sagte Ephraim.

»Ich habe das Gefühl, daß einer uns belauscht.«

»Du hast ja noch kein lautes Wort gesprochen.«

»Na, ihr seid laut genug.«

»Wir reden aber doch mit Geisterzungen.«

»Mir dröhnt der Kopf davon.«

»Das ist das Herz, das dröhnt.«

»Mein Herz ist viel zu matt, um laut zu sein, ich habe nämlich heut' noch nichts gegessen. Und an die Wüste bin ich nicht gewöhnt.«

»Man muß nicht immer nur ans Essen denken.«

»Ich denke nicht daran, es denkt an mich. Mein Magen hat zu denken angefangen.«

»Wir hören, daß er knurrt.«

»Das ist der Magen nicht, das ist vielleicht der Hund, der heute morgen durch die Gasse lief. Ein Glück nur, daß ich zugeriegelt habe.« Derf kicherte: »Hab' keine Angst, der Mantel trägt dich weg, und in der Tasche steckt das Dokument.«

»Das Dokument? Oho!«

»Hast du vergessen: Derf Maherba.«

»Natürlich, Derf! Wie weit trägt so ein Sternenmantel wohl?«

»Wenn man empfohlen ist, bis nach Amerika.«

»Ob dieser Wolfshund auf der Schwelle liegt?«

»Wenn er jetzt auf der Schwelle liegt, dann steht er auf, sobald du aus der Tür trittst und legt dir seine Pfoten auf die Schulter.«

»Die Vorstellung ist mir nicht angenehm.«

»Geschehen kann dir nichts. Hast du denn nicht bemerkt, daß man dich eingeschlossen hat?«

Lisa ging an die Tür und überzeugte sich, daß sie jetzt wirklich in der Falle saß. Sie hatte aber plötzlich keine Angst mehr. Das böse Spiel erregte ihre Neugier und ihre Lust am Abenteuer.

»Ich fürchte«, sagte sie zu Derf, »wir haben es schon wieder mit dem schwarzen Mann zu tun. Er ist noch immer auf der Suche nach diesem Dokument, das ihn verraten könnte.«

»Ah, wenn er wüßte, daß du es ja hast.«

»Das Dokument? Ach so – natürlich hab' ich es.«

Sie wiederholte laut: »Das Do-ku-ment.«

Und leise sagte sie: »Wenn er jetzt vor der Tür ist, wird er weiß vor Zorn.«

Derf lachte: »Der Schwarze wird schneeweiß.«

»Er dunkelt wieder nach. Im Jahre 46 war er weißer. Ach Derf, wie soll man alle Finsternis durchdringen? Es ist mir ja ein Trost, daß ich mit dir so munter reden kann, doch manchmal ist es mir, als möchte ich noch lieber Olga kennen. In diesem Augenblick bist du ein Knabe, Derf! Ich möchte gern mit einer Freundin sprechen.«

»Da ist ihr kleines Spitzentaschentuch, sie hat es irgendwann einmal verloren. Und Fred, der ältere (ich bin es selbst), hat es gefunden. Hier ist ihr Monogramm: ,O.G.' Von Grombergs ist sonst nichts in diesem Haus.«

Das Dämmer wuchs und damit Lisas Sorge, daß sie Freds Rückkehr überhören könne. Daß sie den Ausweg aus der Falle kannte, war kein besonderer Trost. Sie würde niemals unbemerkt entkommen. Es wäre sinnig, Fred Jakobsohn das Tuch zu geben, womöglich würde er sich freuen. Ach nein, ich bin gewiß, daß es ihn gar nicht freut. Er ist voll Widerspruch, ich fühl' es täglich mehr. Wenn einer

lacht, dann denkt er ganz bestimmt, wie darf es Leuten wohlergehn, die so viel Sünden auf dem Buckel haben? Ja, auch die Kinder dieser Leute müßten weinen, die Enkel noch, die ganze Brut! Der Gott der Juden ist nicht zu begütigen, selbst dann nicht, wenn man gut empfohlen ist. Wieso denn auch? Gott ist nicht ansprechbarer als der Tod.

Fred Jakobsohn wird über meine Absicht lachen, ihm dieses Tuch zu schenken, das ihm ja gehört. Es wäre aber gut, wenn er vergessen könnte, daß es seins ist.

Daß er nun hassen muß, das geht an ihm hinaus. An mir natürlich auch, mir ist der Appetit dabei vergangen. Hunger, na ja. Ich glaube, daß ich mir mein Brot hier mit dem Stockdegen erobern muß. Ein Messer ist ja nicht zur Hand.

Derf kicherte im Raum: »Der Degen – er ist für alles gut. Früher, da hat er unsere Feinde, Mann für Mann, besiegt, Brot aber hat er nicht für uns geschnitten.«

»Ich weiß nun doch nicht, ob ich essen will. Der Degen macht mich irgendwie nervös.«

»Ach, keine Ursache, da ist ja noch ein Ausgang, wie du weißt.«

»Der Ausgang«, seufzte sie, »ist ungewiß.«

»Wie alles«, sagte Derf.

Lisa war jetzt doch ziemlich eingeschüchtert. In der Region der Dächer wuchs ein Schimmer, ein geisterhaftes Licht. Es war wie im Theater vor dem großen Aufzug. Das Publikum saß tief in Traum gebannt: Derf, Lisa, Ephraim, der alte. Dann drang das Dunkel wie ein Maulwurf ein, in einem zarten Fell aus Samt und Ruß.

Warten auf Fred?

»Ein andrer wird erwartet«, sagte Ephraim.

Derf schmiegte sich dicht an den Sternenmantel.

»Derf, hast du Angst?«

»Ich weiß nicht... Nein. Es geht ja nicht um mich.«

»Um wen geht es denn dann?«

»Um dich und Fred.«

»Das ist nicht eine Firma wie die Abrahams. Wir sind nicht über-ein.«

»Man wird ja sehn.«

»Die Dinge sind hier alle gegen mich, Herr Ephraim, voran der Sekretär.«

»Der Isi.«

»Der Isi. Ja, ich weiß.«

»Er hat sich still verhalten noch zu meiner Zeit, doch heißt es, daß er wütend werden kann.«

»Mir gegenüber? Ich wußte ja, an mir geht es hinaus.«

»Er ist gerecht.«

»Ach, die Gerechten sind ein Greuel.«

»Hundertprozentig«, sagte Ephraim, »doch echt.«

»Er müßte, wenn er echt ist, unterscheiden. Er muß sich ja in mei-nem Fall auch mit dem Schwarzen auseinandersetzen.«

»In jedem Fall.«

Kein Zweifel, daß die Diele draußen ächzte. Der Hund? Der Schwarze? Isi oder Fred? Wer kündigte sich an?

»Na, ein Gespenst hat kein Gewicht.«

»Da irrst du diesmal. Der Isi ist schwer wie der Sekretär.«

Vom Kirchturm hatte es nach Lisas Zählung fünfundzwanzigmal geschlagen. Das war zumindest ungewöhnlich. Es hatte sicher etwas zu bedeuten.

Derf hatte aufgehört zu flüstern, und Ephraim war nur noch Sternenmantel. Sie lassen mich im Stich, wenn es drauf ankommt, dachte Lisa. Sie wissen nichts von mir, sie sagen »gut empfohlen«, weil sie gut sind. So aber ist der Isi nicht. Er ist nicht gut, er ist gerecht. Ich habe Angst vor den Gerechten. Schon in der Schule sind sie mir begegnet, dort freilich Zwerge der Gerechtigkeit, doch bösartig genug. Und nun ein Riese – sie lassen einen Riesen auf mich los. Das hat Fred Jakobsohn auf dem Gewissen. Nie war ein Mensch so unglücklich wie ich.

»Doch, der Gerechte.«

Das hatte wieder Ephraim gesagt. Und plötzlich fing auch Derf zu summen an.

»Das ist nicht die Musik, mit der man einen großen Mann empfängt«, bemerkte Lisa, »und Isi ist ein großer zweifellos. Hör auf mit deinen Kinderliedern, Derf.«

»Er hat nichts gegen Kinder«, summte Derf, »er hat nichts gegen mich und hat nichts gegen dich.«

»Er hat doch gegen alle Gojim was.«

»Nicht gegen alle, weil er ja gerecht ist. Du kannst mit mir getrost ein wenig summen.«

»Ich habe aber keinen Grund dazu.«

»Man summt nicht, weil man Gründe hat. Man summt, weil man zu leicht und und nichtig ist für diesen Isi. Ich werde meiner Schwester Nachricht schicken. Sie ist nun arm und alt, der Isi soll

sie nicht noch mehr betrüben, ich bin ihr kleiner Bruder, Derf Maharba, ich will nicht, daß sie weint. Vielleicht erinnert sie sich, daß sie Aras war.«

Lisa fuhr auf. Es war, als werde irgendwo im Haus ein Gegenstand gerückt. Aha, der Sekretär! Womöglich hatte er sich aufgemacht, womöglich wankte er den Gang entlang, dann würde ihn die Treppe auch nicht hindern, er würde sie holterdipolter überwinden, er würde wie ein Prellbock gegen Türen angehn, auch gegen die Mansardentür natürlich. Dort säße dann der Schwarze in der Klemme, er würde nicht das Dach erreichen können, er würde kämpfen müssen mit dem Isi, er und sein deutscher Schäferhund. Es blieb dem Schwarzen gar nichts andres übrig, als die Mansarde aufzubrechen; vielleicht genügte da ein Fußtritt schon, um einen Stützpunkt zu gewinnen.

Ich habe, dachte Lisa zitternd, schon ein Gefecht erlebt. Da aber waren klare Fronten. Jetzt weiß ich nicht, wo ich mich lassen soll. Ich weiß nicht, was der Isi mit mir vorhat. Natürlich ist er über alles das im Bild, was hier geschehen ist. Ich habe mir ein Kettchen ausgeliehen und einen Fächer...

»Bah«, sagte Ephraim, »der Kram gehört nicht ihm, noch eher mir, wenn ich auch nur ein Sternenmantel bin. Mit solchem Plunder gibt er sich nicht ab. Es geht ihm nur um ernste Dinge, um Dokumente, die ihm anvertraut sind, und einen Goldschatz für den echten Erben...«

»Sara hat auch ein Kettchen«, sagte Derf, »so eins wie du.«

»Ich sollte aber gar keins haben, Derf.«

»Ich gönn' es dir, dann gönnt es dir auch Aras. Sag ihr, daß es ihr kleiner Bruder wünscht.«

»Ich kann ihr gar nichts sagen, weil ihr Sohn, Fred Jakobsohn, mir nicht vertraut.«

»Mein Neffe denkt wie die Familie.«

»Na, wenn Familien denken, ist es aus mit mir.«

Derf nahm den Besen aus der Ecke und fing zu tanzen an, doch Ephraim mit seinem leeren Ärmel löschte alles aus:

»Das ist doch kein Pläsier.«

Nein, nur Erinnerung und traurig, dachte Lisa.

Alles war tot in diesem Haus, und auch die Bösen waren wie Ge-
spenster. Kann man sich mit Gespenstern streiten, wenn man voll
Leben ist? Natürlich sind sie vor der Tür. Natürlich trachten sie nach
etwas. Sie haben Arme, lange Schattenäste, die Arme schwanken auf
und ab, sie greifen und sie greifen nicht im grünlichen Laternen-
schimmer. Der Hund indessen – es ist ein Wolf –, er beißt die leere
Luft. Beißt zu und schluckt und beißt und schwindet mit dem
Sternenlicht dahin.

Ich darf nicht schlafen, dachte Lisa, ich muß mich mit dem Isi aus-
einandersetzen, bevor Fred Jakobsohn zurückkommt. Mit wem soll
sich der Isi sonst befassen? Soll er mit Schornsteinfegern diskutieren?
Er könnte sich zum Partner auch den Bäcker oder Metzger wählen.
Der Schwarze freilich ist nicht irgendeiner. Mit ihm muß sich ein
anderer befassen.

Die höhere Gerechtigkeit, die es nicht gibt?

Die es doch gibt, und leider auch für uns. Der Schwarze und der
Weiße werden ausradiert, weil ja der Weiße auch nicht gar so weiß
ist...

Am Schluß fliegt alles auf.

Im Erdgeschoß ging eine Tür. Es mußte wohl die Haustür sein, ein
Glockenton ward mit hereingeschleust. Ein Uhr!

Die Kleider hingen alle leblos da, verschwunden waren Ephraim
und Derf. Nun tauchte Lisa in das Kleiderbündel, sie tastete herum
und fand die Tür, die oberhalb der Treppe sich ins Leere öffnete.

Von unten wanderte ein Licht herauf, ein schwaches Fünkchen. Kein Zweifel, der da kam, war Jakobsohn. Das Flurlicht hatte er nicht eingeschaltet. Er stieg mit seiner winzigen Lampe langsam höher.

»Hallo«, rief Lisa mit gedämpfter Stimme. Als Wispern drang es an sein Ohr: »Hallo, Herr Jakobsohn!«

»Hallo, wo sind Sie denn?«

»Hier oben, in der Luft.«

»Um Himmels willen«, sagte Fred, »wo klettern Sie herum?«

»Man hat mich eingesperrt. Zum Glück hab' ich ein Loch gefunden.«

»Wenn Sie herunterfallen, landen Sie im Erdgeschoß.«

»Sie müssen leise sprechen, Feind hört mit.«

»Dann hat er ja schon alles mitbekommen. Ich sehe aber keinen Feind.«

»Gleich werden Sie ihn sehen, samt dem Hund.«

»Ein Hund? Sie meinen eine Katze. Sie streicht im Haus herum, ein dunkles Ungetüm.«

»Ein grauer Schäferhund.«

»Er hätte sich der Katze wohl schon angenommen, meinen Sie nicht auch?«

»Vielleicht ist er auf Katzen nicht dressiert.«

»Sie meinen, daß er mich zerreißen wird? Ich glaub' es nicht, er hat umlernen müssen, denke ich.«

»Die Schäferhunde lernen doch nicht um, wenn die Besitzer es nicht tun.«

»Ich werde mir das Tier mal aus der Nähe ansehn. Und Sie verlassen bitte die Gefahrenzone.«

»Ich kann ja nicht zur richtigen Tür hinaus. Nicht einmal helfen kann ich Ihnen diesmal.«

Er leuchtete mit seiner Lampe überall herum: »Wie ich mir dachte, hier ist nichts. Sie haben wohl geträumt. Das ist das sonderbarste Haus, in dem ich jemals eingekehrt bin. Vielleicht wirkt sich die Judengasse aus...«

Lisa war sehr zerknirscht: »Vielleicht liegt es an mir.«

Er lachte: »Nun öffnen Sie die Tür.«

»Man hat sie doch von außen abgeschlossen.«

»Das werden wir ja sehn. Ah, sie ist zu...«

»Ich habe abgeriegelt.«

»Großer Gott! Dann schieben Sie den Riegel doch zurück!«

»Die Tür ist offen...«

»Hab' ich mir gedacht.«

»Ich muß mich also schämen«, sagte Lisa.

»Wenn wir uns noch für Träume schämen müssen...«

»Nein, hören Sie, das war ja gar kein Traum.«

»Sie überraschen mich.«

»Natürlich kann ich Sie nicht überzeugen.«

»Ich glaube freilich, daß Sie überzeugt sind.«

»Das ist nicht viel, Herr Jakobsohn.«

»Bestehen Sie auf mehr?«

»Der Glaube fängt erst an, wo man nicht einsieht.«

»Oh, Sie sind anspruchsvoll.«

»Ich sag' es doch nur ganz im allgemeinen. Klar ist mir, daß ich nichts verlangen kann. In meiner Position...«

Fred nickte: »Die Position ist denkbar schlecht, ich meine freilich eine andere als Sie. In dieser Kammer können Sie nicht bleiben.«

»In welche Kammer soll ich ziehn?«

»Bei Gott, ich weiß es nicht.«

»Hier war ich wenigstens bei guten Freunden, ich war mit Ephraim und Derf zusammen...«

»Mit Ephraim und Derf? Wer ist denn Derf?«

»Na ja, Sie haben mir erzählt, was sie von Ihrer Mutter wissen.«

»Kann sein, daß ich die Namen nannte, Derf aber nie. Von Derf hat meine Mutter nicht gesprochen.«

»Dann will ich Ihnen jetzt von ihm berichten. Das heißt, hier ist es wohl zu kalt für Sie.«

»Wenn es doch Ihnen warm genug ist.«

»Ach, es ist häßlich«, sagte sie erschauernd.

Beim Licht des Lämpchens sah er tiefe Schatten auf ihrem kleinen ratlosen Gesicht, und als sie jetzt das Zettelchen vom Tisch nahm, bemerkte er das Zittern ihrer Hand.

»Für Ihre Mutter!«, sagte Lisa. »Von ihrem kleinen Bruder Derf. Das Dokument.«

Fred las: *Großvater Ephraim ist doch der brävste.*

Derf Maharba.

Er sah sie an, ganz ungerührt von diesem hoffnungslosen Lächeln, mit dem sie ihm den Zettel gab. »Ich weiß nicht«, sagte er, »ob das die Nachricht ist, um deretwillen ich gekommen bin.«

»Man kann es glauben oder nicht.«

»Mir scheint, daß man hier mehr als irgendwo auf Glauben angewiesen ist.«

»Er ist doch die Voraussetzung für alles.«

»Was ist das – alles?«

»Nun, die Beziehung zu den Menschen.«

»Sie wird mir immer problematischer. Ich wollte einiges erfahren, was sich zur Hitlerzeit in dieser Stadt getan hat. Die Akten aber sind verschwunden.«

»Gras ist gewachsen, und keiner, der darunter liegt, steht auf. Die Zeit hat auch die Mörder mitgenommen!«

»Na, manche sind noch immer rüstig. Sie wissen ja.«

»Genügt es nicht, wenn wir nun wachsam sind? Ich meine nicht nur, was die andern angeht...«

»Dem Isi«, sagte Fred, »genügt es nicht.«

Sie starrte ihn mit großen Augen an: »Ich denke doch, daß Ihre Mutter...«

»Sie ist nur eine alte Frau. Sie zählt beim Isi nicht.«

»Er ist ein Greuel«, sagte Lisa zornig. »Er hat kein Herz.«

»Das Herz gilt nichts in diesem Fall.«

»Wenn es gegolten hätte, würde so großes Unheil nicht geschehen sein.«

»Die Chance für das Herz ist jetzt vorbei.«

»Was ist denn dann mit Derf?«

»Mit Derf – wieso?«

»Er ist der kleine Bruder Ihrer Mutter – wird sie nicht weinen und vor Freude lachen, wenn Sie ihr diesen Zettel geben? Dann wird es sein, als sei Derf selbst gekommen in diesem winzigen Matrosenanzug, den ihm die Gojim einst verleidet haben und der bei Ephraim dann hängenblieb.«

»Sie glauben wirklich, daß sich meine Mutter für den Matrosenanzug interessiert?«

»Natürlich für den kleinen Jungen, der darin war.«

»Sie interessiert sich für Fred Abraham. Von ihm erwartet sie die letzte Nachricht. Der Isi hat sie für sie aufbewahrt, den Isi aber hat man ausgeplündert. Das ist der Tatbestand. Ich habe ihr nichts andres mitzuteilen.«

»Noch dies: daß ich die gleiche Kette trug wie Ihre Mutter«, sagte Lisa, »das heißt, ich hatte mir die blaue angeeignet, die ihre ist ja rot.«

»Sie haben sich damit doch einmal nur geschmückt.«

»Ich weiß es nicht, wie oft. Doch damals war es noch die Kette meiner Tante.«

»So soll sie es auch künftig sein.«

»Da wär' ich sie dann gleichfalls los. Doch davon abgesehen: der Isi macht nicht mit. Er ist ja unerbitterlicher geworden, von Tag zu Tag, von Stund zu Stunde. Und wissen Sie, es eilt ihm jetzt zu handeln.«

»Erstaunlich, wie Sie unterrichtet sind. Woher beziehen Sie die Kenntnis denn?«

»Das fühlt man doch, wenn etwas in der Luft liegt. Nichts Gutes. So viel ist gewiß. Sie wollen also nicht den kleinen Zettel Ihrer Mutter bringen?«

»Nein, Lisa, ich fahre heim mit leeren Händen.«

»Sie fahren heim –«

»Ach, sagen Sie doch selbst, das hat ja keinen Zweck zu bleiben. Die Leute hier, sie halten alle dicht! Im Café Grube aber sind die Juden mit ihrem Alter, ihrer Einsamkeit beschäftigt. Sie haben Angst, an das Vergangene zu röhren. Ich habe wohl bemerkt: sie haben Angst vor mir. Um Himmels willen nicht von früher sprechen, nur Unverbindliches und Unverfängliches bereden, es könnten Lauscher an der Tür sein, es könnte einer aus dem Dunkel stürzen... Die Alten rücken immer naß zusammen, wenn ich komme; der Cafétier verwickelt mich dann gleich in ein Gespräch: Die Sonne scheint, infolgedessen wird es heute warm. Natürlich kann es auch zum Regnen kommen, dann aber wird es kühl... Halt, habe ich gesagt, ich werden reisen, eh' es diesmal regnet. Sie wollen also wirklich wieder fort, wir haben schon geglaubt, Sie blieben da. Wir haben überlegt, ob Sie den Laden Ihres Großvaters eröffnen werden, Schnittwaren, Konfektion... Nun hören Sie nur, Lisa, diesen Laden im halbzerfallnen Haus – wär das nicht wunderbar?«

»Es wäre unausdenkbar schön! Dann wohnten Sie ja in der Judengasse und ich ganz nah dabei. Wie Fred und Olga hausten wir zusammen.«

»Erinnern Sie mich bitte nicht. Sie sind nicht Olga und ich bin nicht Derf.«

»Ach nein, ich weiß, Sie gehen, aber Derf bleibt da. Mein kleiner Bruder Derf.«

»Nun ist es gar Ihr Bruder, Lisa. Wie haben Sie das Kunststück denn vollbracht?«

»Er fühlt schon, wo er seine Chance hat. Die Chance für das Herz. Sie haben abgewartet, das weiß er längst.«

»Ja, ein für allemal.«

»Das Licht ist schwach geworden«, sagte Lisa.

»Wirklich, Ihr blondes Haar ist ganz erloschen.«

»Da sind dann aber immer noch die Augen.«

»Sie sind jetzt schwarz wie Jett.«

»Natürlich passen sie sich an. Sie können rot sein wie Kaninchenäugen. Ich weine aber nicht. Zumindest selten. Ich habe eigentlich nie Grund gehabt. Es ist mir immer gut gegangen.«

»Ich sehe, daß es Ihnen ausgezeichnet geht. Sie haben da ein wirklich leckres Brot...«

»Ein trocknes Brot, wie Ephraim mir angeraten hat! Ich bin im Augenblick ja in der Wüste.«

»Das nennt man Wohlergehn.«

»Es kommt drauf an, daß ich's so nenne.«

»Sie haben sich da allerhand erworben. Mir scheint, der Isi steift Ihnen den Rücken.«

»Der Isi nicht, doch Ephraim und Derf. Den Isi haben Sie mobiliert.«

»Da stehn die Kinder Israel am Ende gegen mich?«

»O nicht geradezu. Es hängt von Ihnen ab, an welchem Platz Sie stehn. Sie haben sich inzwischen ja entschieden, Sie reisen ab. Sie reisen ohne Derf.«

»Ganz recht. Ich reise heute morgen ab.«

»Nein«, sagte Lisa mit einer Stimme, die fast tonlos war, »noch ist nichts aufgedeckt.«

»Für mich ist diese Sache nun erledigt. Ich muß nach Haus.«

»Das Frühstück aber... Sie haben noch ein Frühstück hier zugut. Und drunten ist die Küche abgeschlossen.«

»Es ist ja mitten in der Nacht.«

»Der Hahn hat schon gekräht.«

»Der Turmhahn wohl. Ich weiß nicht, wie es kommt, daß wir in dieser Kammer stehn und reden.«

»Ich bin doch auf der Flucht.«

»Genug. Ich muß jetzt meine Sachen packen, und dann: wir haben noch Geschäfte miteinander.«

»Geschäfte, nein. Von nun an macht der Isi die Geschäfte. Ich halte mich heraus.«

»Es tut mir leid, daß Sie so reden, Lisa.«

»Was die Hotelrechnung betrifft, darüber müssen Sie sich gleichfalls mit dem Isi unterhalten.«

»Ich kann doch mit dem Isi überhaupt nicht sprechen, er spricht mit mir. Er hat nur ganz bestimmte Interessen. Obwohl er manchmal einen Goldschatz hütet, ist ihm die Rechnung, die Sie präsentieren, gleich, er gibt sich nicht mit Kleinigkeiten ab. Was mich an ihm erschreckt: sein Grimm gilt nicht dem Schuldigen allein, er holt viel weiter aus.«

Lisa war jetzt allein. Der Mond schien ins Mansardenfenster, die Kammer war so hell fast wie am Tag.

Wie ist es möglich, dachte Lisa, daß morgen wieder alles ist wie früher. Wie kann es sein, daß etwas überhaupt nicht wirklich ist und daß es dennoch soviel Schmerz bereitet. Ich weiß: Fred Jakobsohn geht nicht allein, Derf wird ihm folgen. Familienbande zweifellos... Mein kleiner Bruder Derf verläßt mich nun. Ich weine nicht um Fred, ich weine nur um ihn.

»Nein«, sagte Derf, »ich bleibe hier. Freds Einstellung gefällt mir nicht. Wie spricht er denn mit dir?«

»Er ist verstört. Was ihm begegnet, ist ja wie ein Traum, ein Alptraum, ein entsetzlicher. Ist er nicht in ein Mörderhaus geraten? Gewiß, das Haus ist leer, leer ist die Bühne. Niemand ist da als ein paar Randfiguren. Sie heben ihre Hände hoch, sie haben ‚nichts getan‘, sie sind Statisten, sie sehen ein, sie haben immer alles eingesehn, sie werden alles einsehn, künftig. Ach Derf, für Jakobsohn bin ich nicht mehr als eine Randfigur.«

»Ja«, sagte Derf, »du bist für ihn nicht mehr als ich. Wir zählen beide nicht. Im Grund ist er so mies wie diese Alten, vor denen ihm doch graut. Er liebt nicht dich und liebt nicht mich.«

Der Sternenmantel schaltete sich ein: »Die Trödeljuden sind ihm auch ein Greuel. Er rümpft die Nase über uns. Er ist in Ordnung wie ein Staatsbeamter, ihm fehlt wahrhaftig eine Frau wie Edel, bei der es drunter geht und drüber...«

Derf kicherte: »Ja, Lisa, so‘ne Frau! Das wär‘ doch was für dich...«

»Ihr glaubt wohl, daß ich nicht in Ordnung sei?«

»O wenn man nachts hier auf dem Speicher sitzt...«

»Das«, meinte Ephraim, »ist mehr als Ordnung.«

»Weiß man hier überhaupt, was Ordnung ist?«

»Wir wollen es nicht wissen«, sagte Derf.

Lisa saß mit geschloßnen Augen auf der Pritsche, ratlos, doch immer noch erwartungsvoll.

Er muß noch einmal kommen, dachte sie. Er kann nicht aus dem Haus gehn ohne Abschied. Selbst wenn ich zwischendurch geschlafen hätte, was unwahrscheinlich ist, er hätte mich geweckt. Es wäre schön, von ihm geweckt zu werden.

Das nämlich können meine Freunde nicht, mich wecken, so sehr ich's ihnen anbefohlen habe, Ephraim mit dem Ärmel seines Mantels, und Derf, der kleine Kobold, mit dem Anker, sie müssen ja doch selbst ermuntert werden, und dazu muß man eben munter sein.

Im Augenblick bin ich nicht munter.

Natürlich kommen heute früh die Tauben, klatschenden Flügelschlags. Sie werden mich schon eine Weile unterhalten, solang ich nämlich Brot zum Füttern habe. Ich werde dieses Brot mit ihnen teilen. Man nimmt mich dann in Taubekreisen auf.

Am Ende wachsen mir womöglich Flügel.

Es ist ganz gegen die Verabredung, daß Fred sein Frühstück heute nicht erhält. Wenn doch die Küche abgeschlossen ist. Er kann sich – wenn er will – selbst überzeugen. Hier ist ja freilich alles möglich. Vorhin, da war die Tür doch abgeschlossen, als Jakobsohn erschien, da ging sie auf. Ob es die Küchentür nun ähnlich treibt? Vielleicht sind alle Türen überein?

Mit einer Frau macht jeder, was er will.

Ich habe große Lust auf heißen Tee. Wenn ich mit Ephraim darüber rede, fängt er gleich wieder von der Wüste an.

Bald werden frische Brötchen ausgetragen. Wenn ich den Beutel vor die Haustür hinge, mit einem Zettel dran: erbitte Brötchen, ob

einer dann mein Säckchen füllen würde? Ephraim würde mich natürlich tadeln. Derf aber würde auch gern frische Brötchen essen, mein armer kleiner Derf, den man ja einst vom Tisch gejagt hat. Ich weiß wahrhaftig nicht, warum für uns nur Wüste gelten soll.

Das ist nun eine Sache des Charakters. Der mit dem Besen hat es noch gewußt.

Die Zeiten haben sich ja sehr geändert.

Man muß sich immer wieder neu entscheiden: es geht um Haltung nach wie vor. Vielleicht bemerkte Fred Jakobsohn doch meine Haltung.

Ja wie denn, lege ich denn Wert darauf?

O ganz besondern.

Es geht gar nicht um ihn, es geht um mich.

Hab' ich vorher wohl alles falsch gemacht?

Vorher?

Bevor er kam...

Derfs Stimme war nun plötzlich wieder da: »Nein, er macht etwas falsch.«

»Ach Derf, du bist Partei.«

»Ich bin sein Onkel.«

»Es sieht nicht sehr nach Anerkenntnis aus, daß er den Zettel nicht befördern will. Man will vom Schicksal des Erwachsenen hören, nicht von dem kleinen Derf.«

Nun mischte Ephraim, der lange schweigsam war, sich wieder ein: »Fred interessiert doch nur das Dokument. Er ist beauftragt, es zu finden. Er ist dazu verpflichtet. Ein Auftrag ist wie ein Geschäft.

Fred hat hier kein Geschäft gemacht.«

»Nein«, sagte Lisa aufgebracht, »so ist es nicht, man hat Fred unglücklich gemacht, man hat von ihm verlangt, daß er zurück-schaut. Sein Blick war auf die Sterne ausgerichtet, auf die ver-

dächtige, geheimnisvolle Ordnung, die einen Sinn vermuten läßt, und jetzt hat er das Sinnlose erfahren. Ich weiß schon, daß er nicht hierher zurückkehrt. Ich fühle, daß er längst schon aus dem Haus ist.«

»Ja«, sagte Derf, »er hat sich abgekehrt. Man hat doch als Verwandter ein Gespür...«

Der Morgen graute schon, als Lisa zu sich kam. Der Zettel Derfs war noch in ihrer Hand. Sie fror und zitterte, sie hatte keinen Hunger mehr.

Plötzlich stand ihre Tante auf der Schwelle, in schwarze Tücher eingehüllt und so fast unsichtbar.

»Ich hoff«, sagte sie, »daß du zur Einsicht kommst. Der Jude jedenfalls ist aus dem Haus. Er wollte auf den Speicher, als er wegging; ich zeigte ihm dann, wo die Haustür ist. Es muß hier mehr von seiner Sorte geben, er sprach vom Isi, ja, er drohte mir sogar mit ihm. Vom Sekretär hat er geredet, daß er von Ephraim mit ‚E‘ gezeichnet worden sei und eigentlich den Abrahams gehöre, der Sara Abraham in USA. Ich habe ihm gesagt: das muß ein anderer Sekretär gewesen sein, denn dieser hier ist nicht gezeichnet.«

»Es war gezeichnet. Fred hat das ‚E‘ ja selbst entdeckt.«

»Das muß im Traum gewesen sein.«

»Dann hatten er und ich den gleichen Traum.«

»Der ist nun ausgeträumt. Du kannst dich wieder mit der Wirklichkeit befassen.«

»Gut«, sagte Lisa, »ich werde jetzt das Zimmer Freds in Ordnung bringen.«

»Fred? Du meinst den Juden Jakobsohn.«

Das Zimmer, das den Gast beherbergt hatte, war nun wie eine Gruft so kalt und düster. Der Sekretär sah wie ein Grabmal aus. Lisa erschien er finstrer noch als sonst, sie fand, er habe eine noch bedrohlichere Haltung angenommen. Er wirkte wie ein Fürst der Unterwelt. Von ihm war keine Milde zu erwarten.

Milde – wieso?

Lisa empörte sich: was hab' ich ihm getan? Wenn er gerecht ist – nichts. Wenn er mich aber leiden läßt für andre, dann ist er nicht gerecht.

Natürlich spielen Leidenschaften mit.

Gerechtigkeit kann sein wie eine Flamme, die Gras und Blumen fräßt. Das Gras ist ihr gerade nur im Weg.

Vielleicht bin ich dem Isi auch wie Gras.

Für kleinlich halte ich den Isi nicht. Es ist kaum anzunehmen, daß er Wert auf diesen Fächer legt und auf das Kettchen. Er wird ja wohl ein guter Rechner sein, der Wert und Unwert abzuschätzen weiß. Warum ging Fred die Botschaft Derfs nichts an, die Liebesbotschaft, die so zärtlich klang wie das Gezwitscher eines kleinen Vogels?

Fred ging es nur noch um Gerechtigkeit. Er war ganz mit dem Isi einverstanden, sonst wäre er doch ohne Abschied nicht gegangen. Vielleicht hat er auch Abschied nehmen wollen, die Tante hat es aber dann verhindert.

Ach nein, er hätte eine Möglichkeit gefunden.

Ich habe mich bemüht. Was aber kann ich tun, wenn doch der Isi unansprechbar ist? Ich kann ihm nur das Kettchen wiedergeben, das Fred mir überlassen hat. (»Kein falsches Erbstück, meine Dame! Ihr Eigentum. Behalten Sie es nun.«)

Wird daraufhin der Isi mir die Sachen gönnen?

Ich glaube nicht so recht. Vielleicht, wenn Derf... mein kleiner Bruder Derf... wenn Fred sich nun in Derf verwandeln würde –

Dann würde Isi ihm nicht widerstehn. –

Lisa verstaute ihre kleinen Schätze in einem Fach des Sekretärs.

In diesem Augenblick verspürte sie ein Schwanken – da fing der Isi plötzlich an zu reden:

»Wir beide«, sagte er, »sind überein.«

Und dann – mit seinem ganzen furchtbaren Gewicht begrub er, stürzend, Lisa unter sich.

Anhang

Anmerkungen zu den Romanen
Abbildungsverzeichnis
Buchbesprechungen
Lesungen und Besprechungen im Rundfunk
Nachdrucke der Romane

Anmerkungen zum Roman »Judengasse«

- 7 Das Gedicht »Judengasse«, in Band I der Werkausgabe, Die Gedichte, 1998, S. 187 (dazu Anm. S. 361), war bereits Jahre vor Erscheinen des Romans in »Die Zeit«, im Dezember 1962, veröffentlicht worden. Es gibt eine Alternative zu diesem Gedicht, »Judengasse II«, in: Die Gedichte, a. a. O., S. 188 (Anm. S. 362).
- 9 In der Landauer Judengasse, die 1893 in Theaterstraße umbenannt wurde, steht das Geburts- und Elternhaus von Martha Saalfeld (Nr. 13). Diese Gasse wurde schon im Mittelalter von Juden bewohnt; sie ist die bogige Verbindung am nördlichen Rande der Altstadt vom Alten Kaufhaus, das um 1840 in ein Theater umgebaut worden war, in unmittelbarer Nähe des Rathausplatzes, zur Königstraße. Diese bescheidenen Häuser der jüdischen Händler und Trödler lagen auf der nach Norden gerichteten Seite, vis-à-vis die Häuser der Bürger, so auch M. Saalfelds Elternhaus. Am 28. Oktober 1998 hat man endlich eine Gedenktafel (Bronzerelief der Bildhauerin Margot Stempel-Lebert) mit dem Text »Geburtshaus/Martha Saalfeld/1898-1976/Dichterin« an diesem Haus angebracht, – unweit dem Frank-Loebschen Haus, einem schönen Bürgerhaus aus dem 15./17. Jahrhundert, das schon den Urgroßeltern der Anne Frank gehörte und als »Stätte der Begegnung und der Erinnerung an die Verfolgung jüdischer Mitbürger« nach umfangreicher Restaurierung am 7. Mai 1987 der Öffentlichkeit übergeben wurde.
Werner vom Scheidt hat 1924 die Judengasse/Theaterstraße vom schwiegerväterlichen Haus aus in einer Tuschzeichnung für eine Firmenpostkarte festgehalten: »Fa. Carl Meyer, Inhaber Ernst Saalfeld, Eisen-, Öfen- und Baumaterialienhandlung, Landau, Pfalz, Tel. Nr. 220«. Die Zeichnung ist bei W. v. Scheidt »Leben mit einer Dichterin«, in: M. Saalfeld Werkausgabe Bd. I, S. 235, abgebildet. Auch eine Illustration v. Scheidts zur Erstausgabe der »Judengasse«, 1965,

zeigt den Straßenzug (S. 9). Ernst Saalfeld, der Vater der Dichterin, hatte 1897 in die Familie Meyer eingehiratet. M. Saalfeld wohnte, wie sie berichtet, seit dem siebten Lebensjahr (1905) bei ihrer Großmutter in der vom Elternhaus nicht weit entfernten Untertorstraße (W. v. Scheidt a. a. O., S. 216 ff.).

14 Die Erzählerin (Hannah) erwähnt, daß ihr Vater sich in den Südstaaten, lange in Mexiko aufgehalten habe. M. Saalfelds Vater war in seiner Jugend mit Segelschiffen um die Welt gefahren und in Mexiko tätig gewesen. Man nannte ihn deswegen auch den »Mexikaner«. W. v. Scheidt a. a. O., S. 211 ff., S. 370, Anm. 2.

In einem Interview, das am 12. Oktober 1975, fünf Monate vor dem Tod M. Saalfelds, im Südwestfunk gesendet wurde, äußerte sie, daß sie noch die Erinnerungen ihres Vaters, des Seefahrers, als Roman schreiben wolle. Ihre Erzählung »Die Ballade von Edvard Waugh«, 1974 als Privatdruck veröffentlicht, ist dafür als Ansatz und Vorbereitung zu verstehen. Siehe W. v. Scheidt a. a. O.

16 Erstmals ist der für den ganzen Roman bedeutsame Messingleuchter erwähnt, der sich im Nachlaß von M. Saalfeld befand und heute in der v. Scheidt-Saalfeldschen Gedächtnisstätte, Bad Bergzabern, gezeigt wird. W. v. Scheidt hat den Leuchter zusammen mit dem Bildnis von Sigi Ephraim für seine Illustration zur »Judengasse« verwendet: Erstausgabe 1965, Buchumschlag und Abb. S. 23 (Umrißzeichnung des Leuchters mit den Initialen MS ist in Gold auf den blauen Leineneinband geprägt). Eine Vorzeichnung dazu ist in dem vorliegenden Band wiedergegeben, S. 141.

18 Illustration: Ephraim im Sternenmantel, Abb. hier S. 143.

19 Goi oder Goj steht in der jüdischen Sprache für Nichtjude, Christ. Die Gojim, das sind biblisch-hebräisch die Heidenvölker, die Heiden, Nichtjuden, Christen. In der Pfalz kennt man noch heute das Schimpfwort »die Goje« für eine weibliche Person.

20 Illustration: Der Leutnant reitet auf die Kinder los, Abb. hier S. 145.

21 Illustration: Abraham weint, Abb. hier S. 147.

22 Illustration: Das Judenmädchen Recha, Abb. hier S. 149.

24 Illustration: Der Engel steigt die Treppe hoch, Abb. hier S. 151.

31 Der »Kleine Platz« existiert als schmaler Platzstreifen nördlich der Judengasse.

32 Bei der »Stadt am Inn« erinnert M. Saalfeld an ihre Zeit in Wasserburg am Inn, wo es sehr viele Tauben gab, wo ein »Taubenkrieg« stattfand. W. v. Scheidt a. a. O., S. 303 ff.

37 »In diesen heilgen Mauern«, Arie des Sarastro im 2. Aufzug, 12. Auftritt der »Zauberflöte«.

38 Erstmals tritt der Schreibschränk, der Sekretär, der »Isi«, der einmal Ephraims Bruder Isidor gehörte, ins Blickfeld. Zeichnung W. v. Scheidts in diesem Band, S. 155.

54 Illustration: Die Nonne geht mit dem Schirm auf den Exhibitionisten Hosianna los, Abb. in Erstausgabe S. 76.

56 Bei der Allee »draußen vor der Stadt« handelt es sich um die früher von prächtigen Platanen gesäumte Chaussee nach Godramstein, von der ein Weg zur Fort-Parkanlage Landaus führt.

66 Illustration: Der Seemann bei Ephraim, Abb. hier S. 153.

69 Illustration: Abraham mit dem großen Rosenstrauß für Recha, Abb. in Erstausgabe S. 101.

85 W. v. Scheidt berichtet (a. a. O., S. 214 f.) unter der Bezeichnung »Muschelrauschen« über die Muscheln, die der Vater M. Saalfelds von seinen Reisen mitgebracht hatte, und das Geheimnisvolle, das M. Saalfeld und er bei Muscheln empfanden.

101 Itzig leitet sich vom Namen Isaak ab (im Alten Testament ist Isaak der Sohn Abrahams). Dieser Vorname galt als Bezeichnung für den Juden schlechthin.

104 Flattieren: Ausdruck aus dem Französischen für schmeicheln, schönen, um etwas zu erreichen.

110 Illustration: Hannah mit dem Leopardenfell, Abb. in Erstausgabe S. 163.

111 Illustration: Isi und der Einbrecher, Abb. hier S. 155.

135 Grünfarbiges Steingut-Bildergeschirr mit Weinlaubborste und Darstellungen großer Denkmäler und Ereignisse Frankreichs im Spiegel: die Kolonnaden von Versailles, das Grab von Abälard und Héloïse (Grab des französischen Mönchs und Scholastikers Abälard, 1079-1142, und seiner Geliebten Héloïse im kleinen Kloster Paraklet/Champagne), die große Schlacht von Pont de Lodi (Sieg Napoleons bei seinem Italienfeldzug 1796/97 an der Adda-Brücke in Lodi über Österreich), der Tod von Poniatowski (Joseph Fürst von Poniatowski, 1763-1813, polnischer General unter Napoleon), St. Denis (Grabeskirche der französischen Könige).

Anmerkungen zum Roman »Isi oder Die Gerechtigkeit«

159 Von Abrahanı, dem Nachbarn Ephraims, und seinen Kindern ist in der »Judengasse« oft erzählt. Die damals, 1908, dreijährige Sarah war 1925 mit ihrem Mann Jakobsohn nach den USA ausgewandert. Ihr Name wird nun Sara geschrieben. Ihr in den USA geborener Sohn ist, nach dem Bruder der Mutter, Alfred (Fred) genannt.

161 Der »Isi«, der Schreibsekretär, der einmal Isidor gehörte und nach ihm benannt ist, dann in das Eigentum von Ephraim übergegangen war, tritt in den Mittelpunkt des Romans und wird zur Titelfigur.

Die Steingut-Teller sind genannt, von denen schon in der »Judengasse«, im Haus Ephraim die Rede war: »die wohlbekannten Teller auf dem Schaft, mit grünen Bildern auf cremefarbnem Grund« (S. 135). Dort sind fünf Teller mit französischen Motiven beschrieben, hier ein sechster genannt, »L'Asyle des Invalides« betitelt, ein weiteres napoleonisches Motiv: Bonaparte besucht die kranken Soldaten nach der Eroberung von Jaffa/Palästina, 1799, (S. 306).

164 Hier erinnern die Tauben an den tödlichen Absturz des jungen Seiltänzers in »Judengasse« (S. 32 f.)

170 Erstmals wird in diesem Roman an Sigi Ephraim erinnert, dessen Schicksal in »Judengasse« zentrales Thema ist. Mit der Grammatik von 1906 ergibt sich nochmals ein Hinweis auf den Zeitpunkt des damaligen Geschehens.

179 »Hannahs Erzählung« ist der einzige, für sich alleinstehende Zwischentitel innerhalb des Romans (S. 179-204). Hannah, die kleine, zehnjährige Freundin von Sigi Ephraim, zugleich Erzählerin in »Judengasse«, erinnert nun als ältere Frau – knapp ein halbes Jahrhundert ist vergangen – im Kreis der zurückgekehrten Juden, dem sich Fred Jakobsohn als Gast zugesellt hat, an die Geschehnisse der

30er Jahre. Der Erzählung kommt die Funktion der zeitlich-atmosphärischen Verbindung zwischen den Romanen »Judengasse« und »Isi oder Die Gerechtigkeit« zu.

195 M. Saalfeld hatte einen besonderen Bezug zum Herbst, was sich in vielen ihrer Gedichte niederschlug, so in dem Gedicht »Der Herbst ist gut und ohne Bitternis«, aus dem Zyklus »Der Herbst ist gut«, 1934. M. Saalfeld Werkausgabe, Bd. I, Die Gedichte, S. 117.
Vgl. W. v. Scheidts Schilderung der singenden Schulklassen mit ihrem Lehrer, in »Leben mit einer Dichterin«, in M. Saalfeld a. a. O., S. 263.

204 »Hannahs Erzählung« endet im Manuscript bzw. der Korrekturfahne: »Der alte Gromberg starb in Hosiannas Keller. Er hatte das Regime und Gott verflucht.« Den letzten Satz hat M. S. gestrichen.

221 Horaz (65-8 v. Chr.), Anfang der 22. Ode, Erstes Buch, »Sängers Schutz«:

*Integer vitae scelerisque purus
Non eget Mauris iaculis neque arcu
Nec venenatis gravida, sagittis,
Fusce, pharetra,
Wer da lebt unsträflich und frei von Schuld ist,
Der bedarf nicht maurischen Speers und Bogens,
Auch des Köchers nicht, der von giftigen Pfeilen
Strotzet, o Fuscus,*

M. Saalfeld hatte als junges Mädchen zur Abitur-Vorbereitung Lateinstunden genommen und auch den römischen Dichter Horaz gelesen. Fuscus war ein Freund von Horaz.

231 M. Saalfeld zielt auf den saarpfälzischen Gaukulturwart Kurt Kölsch (1904-1968), der auch bei M. Saalfeld Schicksal gespielt hatte.

244 Vgl. die Schilderung M. Saalfelds im autobiographischen Nachtrag zu dem Roman »Pan ging vorüber«, 1954, auszugsweise aufgenommen bei W. v. Scheidt, »Leben mit einer Dichterin«, a. a. O., S. 218 f.

»Welche Erlösung, wenn ich endlich in dem großen Kirschholzbett lag, dem guten Schiff, das ‚Edvard Waugh‘ hieß, wie das Schiff, mit dem mein Vater den Ozean überquerte....«

251 Schilderung der Eisenwarenhandlung mit dem Innenhof und seinen Magazinen, so wie M. Saalfeld das elterliche Geschäft in der Landauer Theaterstraße/Judengasse kannte.

260 Der Abschnitt »Wenn Vater Abraham bestohlen wurde...« erinnert an das Eingangsgedicht des Romans »Judengasse«, S. 7, 9.

267 Erwähnt ist der Tod der Schildkröte »Krokro«. M. Saalfeld erinnert dabei an die eigene, sehr geliebte Schildkröte, die 1962 als Geschenk ins Haus gekommen war. W. v. Scheidt hat mehrere Graphiken mit »Krokro« geschaffen. W. v. Scheidt a. a. O. S. 333, S. 384 Anm. 104.

271 Derf Maherba = Fred Abraham. Den Namen umgekehrt, vom Ende her zu lesen, was Kinder gerne tun, ist eine geheime Kindersprache, will sie sein, und gehört in die Märchenwelt.

275 Auf dem Quivive sein, auf der Hut sein, das ist von der Entstehung her ein Wer-da-Ruf.

276 »Der Tod allein ist groß«. In der Lyrik von M. Saalfeld dominiert der Todesgedanke. In dem Gedicht »Der Herbst ist gut«: »Eine Stimme preist/Den Tod vor allem«. Siehe Anm. zu S. 195.

283 Aras = Sara

290 Jett: Bezeichnung für schwarze, harte, polierfähige Braunkohle, die man für Schmuckstücke verwendet hat.

298 Im Manuskript bzw. der Korrekturfahne waren nach der Zeile »Ach nein, er hätte eine Möglichkeit gefunden« noch zwei Sätze gefolgt, die M. Saalfeld dann strich: »Ob er zu seiner Mutter von mir spricht? Er wird ihr sagen, daß hier alle überein sind, sie halten alle dicht.«

Abbildungsverzeichnis

Die für die Erstausgabe der »Judengasse« geschaffenen elf Zeichnungen Werner vom Scheidts (S. 9, 23, 27, 33, 59, 76, 95, 101, 143, 163, 179) – er lieferte sie mit dem Schutzumschlag-Entwurf im April 1964 an den Verlag K. Desch (W. v. Scheidt »Leben mit einer Dichterin« in: M. Saalfeld Werkausgabe Bd. I, S. 336) – sind nicht mehr vorhanden. Die Reproduktionen der Erstausgabe sind nicht verwertbar. Dafür finden hier acht Entwürfe zu den Zeichnungen (Kugelschreiberskizzen, bis auf die Abb. 5, eine Filzstiftzeichnung), die sich im Nachlaß befinden, Verwendung. Sieben entsprechen den Illustrationen der Ausgabe von 1965; vier sind entfallen: Blick auf die Judengasse (S. 9), Die Nonne geht mit dem Schirm auf den Exhibitionisten Hosianna los (S. 76), Abraham mit dem großen Rosenstrauß für Recha vor seinem Haus (S. 101), Hannah mit dem Leopardenfell (S. 163). Eine Zeichnung kommt neu hinzu: Abraham weint.

Der Roman »Isi oder Die Gerechtigkeit« wurde nicht illustriert. Die letzte Abbildung zur »Judengasse« – Isi und der danebenstehende Einbrecher – bringt den Übergang zum zweiten Roman.

Auf Seite 139 ist das Bildnis von Martha Saalfeld, ein Linolschnitt Werner vom Scheidts, 1976 (WV 1345), gebracht.

Die Illustrationen

Abbildung 1, Seite 141

Sigi und der Leuchter

Das Bild entspricht der Zeichnung auf dem Buchumschlag und der Abbildung Seite 23 der Erstausgabe von 1965, sowie dem Einband der holländischen Paperback-Ausgabe von 1966.

Der kleine Messingleuchter, der sich im Nachlaß von Martha Saalfeld befindet (heute in der v. Scheidt-Saalfeldschen Gedächtnisstätte, Bad Bergzabern, ausgestellt), ist von symbolischer Bedeutung für den Anfang und den Beschuß der »Judengasse«, auch für Martha Saalfelds autobiographischen Anteil an diesem Roman.

Abbildung 2, Seite 143

Ephraim im Sternenmantel

Das Bild entspricht der Illustration der Erstausgabe.

Abbildung 3, Seite 145

Der Leutnant reitet auf die Kinder los

Das Bild gleicht der Abbildung Seite 27 der Erstausgabe, wobei im Unterschied dazu nicht zwei sondern die drei Kinder Abrahams, der kniende, um Gnade flehende Abbe, der weglaufende Alfred (Fred) und dazwischen die kleine, dreijährige Sarah, ins Bild gebracht sind. Es existiert noch eine weitere Skizze W. v. Scheids mit dem hochspringenden Pferd.

Abbildung 4, Seite 147

Abraham weint

Bildskizze, die bei der Erstausgabe nicht verwendet wurde. Nach dem Text folgt sie unmittelbar auf die vorangegangene Situation mit dem Leutnant zu Pferd.

Abbildung 5, Seite 149

Das Judenmädchen Recha

Das Bildnis des schönen Judenmädchen Recha, der ältesten Tochter Abrahams, entspricht der Abbildung Seite 59 der Erstausgabe.

Abbildung 6, Seite 151

Der Engel steigt die Treppe hoch

Das Bild entspricht der Illustration der Erstausgabe,

Abbildung Seite 33.

W. v. Scheidt hat einen entsprechenden Linolschnitt »Löb oder der Engel« geschaffen (1964, WV 1086), der als Glückwunschkarte für Martha Saalfeld und W. v. Scheidt zum Jahreswechsel 1964/65 Verwendung fand.

Abbildung 7, Seite 153

Der Seeman bei Ephraim

Das Bild entspricht der Illustration der Erstausgabe, Abbildung Seite 95, bringt einige Gegenstände mehr zu Füßen des Seemanns, so den Seesack.

Abbildung 8, Seite 155

Der Schreibsekretär (Isi) und der Einbrecher

Das Bild mit dem großen Schreibtisch und dem neben ihm, in seinem Schatten stehenden Einbrecher mit dem Dietrichschlüssel-Bund entspricht der Illustration der Erstausgabe, Abbildung Seite 179. Das Möbelstück, das einmal Isidor, dem Bruder von Sigis Großvater Ephraim, gehörte, der »Isi«, wird zur Titelfigur des nachfolgenden Romans.

Buchbesprechungen · »Judengasse« (1965)

Gut 50 Zeitungsbesprechungen liegen vor, darunter sieben aus der Schweiz, sechs aus Österreich, je eine aus England, Ungarn und Israel. Die wesentlichsten Rezensionen sind nachfolgend aufgenommen.

Ankündigung und Klappentext des Buches
Verlag Kurt Desch

In einer Provinzstadt entdeckt ein kleines Mädchen mit fasziniertem Kinderblick die eigenartige, von Vorurteilen und Abergläubiken umrankte Welt der »Judengasse«, einer Vorstadtstraße, in der jüdische Trödler und Tandler hausen. Diese »Trödeljuden« werden von den selbstgefälligen christlichen Mitbürgern keineswegs boykottiert, auch nicht offen verfolgt, aber man diffamiert sie; man peinigt sie nicht durch Gewalttaten, sondern durch böse Nadelstiche, durch Dummheit, Intoleranz und achtloses Unrecht. In dieser schwelenden und hämischen Feindseligkeit des »Untertan«-Milieus steckt bereits der Keim des späteren mörderischen Terrors. Das poetisch-zarte, scheinbar ganz unpolitische Buch der Dichterin Martha Saalfeld, diese Geschichte einer Kindheit, wird so zu einer scharfsichtigen Parabel von den Wurzeln und dem Nährboden späterer blutiger Untaten.

Das Mädchen – die Erzählerin der Geschichte – ist mit dem Gymnasiasten Sigi befreundet. Sigi wohnt mit seinem Großvater, dem Trödler Ephraim, und seiner Tante Edel in der Judengasse. Die märchenhafte und phantastische Welt der Antiquitäten sowie des kuriosen und oft gespenstischen Krams hat für das Kind eine magische Anziehungskraft. Aus nächster Nähe erlebt es die Nöte, Hoffnungen, Illusionen und Leiden der Menschen in der Judengasse; es sieht auch ihre Schwächen und Fehler und die jahrhundertealte stille Resignation, mit der sie alle Schikanen und alles Unrecht als ein

unwiderrufliches Schicksal hinnehmen. Manche von ihnen entbehren dabei nicht der Tragikomik inmitten der vergifteten Atmosphäre, die der junge Sigi auf die Dauer nicht zu ertragen vermag. Ein harmlos beginnendes Verdächtigungs drama spitzt sich heimtückisch zu; Sigi muß das Gymnasium verlassen und zieht sich verzweifelt in sich selbst zurück; der alte Ephraim gewinnt und verliert einen mysteriösen Goldschatz, und am Ende richtet Sigi den Revolver, den das Mädchen ihm verschafft hat, damit er sich gegen seine Feinde verteidigen kann, gegen sich selber.

Es ist dies ein erstaunliches Buch, in dem sich Traumwelt und Gesellschaftskritik, politisch-soziale Analyse und reine Poesie kunstvoll und fugenlos verbinden: eine illusionslose Kleinstadtgeschichte, die das Phantastische streift; eine balladeske Erzählung, die erinnert und anklagt; ein Buch über den Judenhaß ohne Pogrome und Vernichtungslager; ein Buch voll Schauder und bitterer Melancholie, doch nicht ohne absonderliche Komik; geschrieben in einer verzaubernden, rhythmischen Prosa, die immer wieder auch die von Oskar Loerke, Hermann Hesse und Stefan Zweig gerühmte Lyrikerin Martha Saalfeld in Erinnerung ruft. Hier schuf die Dichterin ihr vielleicht stärkstes und sicher vielschichtigstes Werk, das in der Literatur unserer Tage ohne Vergleich ist.

»Die Menschen in der Judengasse«

Mannheimer Morgen, 26. März 1965

Wolfgang von Gropper

In Landau in der Pfalz gibt es eine Theaterstraße. Vor einigen Jahrzehnten wußte jeder Landauer, der nach der »Judengasse« gefragt wurde, daß damit die Theaterstraße gemeint war. Manche kannten überhaupt nur den Begriff »Judengasse«. Die in Bad Bergzabern lebende Dichterin Martha Saalfeld ist in Landau geboren. Ohne Zweifel trägt ihr eben erschienenes

Buch »Judengasse« viele autobiographische Züge, wenn es nicht gar ein wesentliches Erlebnis ihrer Jugend erzählt.

Ein zehnjähriges Mädchen kommt mit seiner Mutter in den Kram- und Antiquitätenladen des alten Ephraim in der »Judengasse«. Die Mutter kauft dort Frankenthaler Porzellan, die kleine Tochter erliegt dem Reiz dieses Milieus. Da stehen alte Schränke und Regale, angefüllt mit allerlei Echtem und vielerlei Plunder, eine steile Treppe führt in obere Gemächer, die Dienlen krachen, merkwürdige Kleider hängen herum, dort blitzt oder schillert etwas, da steht ein wackeliger Stuhl, und der alte Ephraim trägt einen Mantel aus allen Farben des Himmels mit güldenen, doch im Grau des Alltags schon blaß gewordenen Sternen darauf. Sein Haushalt wird geführt von Edel Kafrill, der Tante seines fünfzehnjährigen Enkels Sigi, der dem alten Ephraim anheimgegeben ist. Das zehnjährige Mädchen wird Sigis Gefährtin, bis er eines Tages die Pistole, die ihm das Mädchen, aus des Vaters Habe entwendet, zur Verteidigung vor seinen Feinden gebracht hat, gegen sich selbst richtet. Aus Verzweiflung.

Die Geschichte ereignet sich lange vor 1933. Dennoch kommt die kleine Zehnjährige, als sie ihren Eltern erklären soll, was bei den Juden denn so schön und interessant sei, zu der Antwort: »Bei ihnen ist es humaner als bei andern Leuten. – Bei den Bürgern ist es nicht human.« Hier Selbstgerechtigkeit, Erbpacht der Moral, möglichst numerus clausus in der sogenannten Gesellschaft, zu, der zu gehören das Privileg, ja die Pflicht zuerteilt, auf andere, die nicht dazu gehören, herabzusehen – dort, bei denen, die in der Judengasse leben und nicht, wie manche ihrer Leute, aufgestiegen sind. Unter sich, in der engen Judengasse mit den niederen Häuschen, leben Ephraim, Edel Kafrill, Sigi, der alte Abraham mit seiner Tochter Recha, der blinde Löb und die Krämerin Herzl-Bär, leben sie so, wie sie sind, bis die Recha zerbricht an der Liebe zu einem Leutnant der Garnison und der Sigi daran, daß man auf ihn herabschaut und ihm und seinesgleichen alles zutraut und unterstellt. O ja, das zehnjährige Bürgermädchen hat recht: im

Zustand innerer und äußerer Not wird alles viel menschlicher, aber auch unserer Liebe bedürftiger. Nur: Bürgertum und Nächstenliebe?

Martha Saalfelds Sprache fließt dahin in einer rhythmischen Prosa, die zunächst almodisch düunkt, dann in ihrer Einfachheit, Klarheit und Transparenz besticht und zu der beglückenden Erkenntnis führt, daß solche Sprache nur erblühen kann jenseits von Mode und Experiment, in der Harmonie von geduldig empfangener Inspiration und handwerklicher Disziplin.

»Zu den poetischsten und nobelsten Büchern«

Rhein-Neckar-Zeitung, Heidelberg, 6. Mai 1965

Kasimir Edschmid

Manchmal geschehen Wunder. Inmitten des Auschwitz-Prozesses und der Verhandlungen über die Verschiebung der Strafgesetze für NS-Massenmorde erscheint ein Buch, das von alledem nichts zu wissen scheint und doch, beinahe lautlos, das Zentrum dessen trifft, um das all das Andere sich sensationell bewegt. Was in dem Buch von Martha Saalfeld »Die Judengasse« (Kurt Desch Verlag/München) vorgeht, ist absolut unaktuell, aber es ist, was die Juden betrifft, von einer zeitlosen Pathetik, von einer sanften Tragik, von einer Schlichtheit, die nicht weiß, daß es Männer namens Hitler und Streicher gab, es ist von einer Keuschheit der Aussage im Menschlichen und von fast schreckhafter Zurückhaltung und dabei von einer dichterischen Aussage solch grandioser Art, daß ich es zu den bewegendsten, poetischsten und nobelsten Büchern dieser Jahre zähle.

Der Roman von Martha Saalfeld »Die Judengasse« schildert nur den Alltag einer Judengasse, voll Antiquitäten- und Trödelläden in einer Kleinstadt, wie man sie Anfang des Jahrhunderts da und dort im Westen Deutschlands finden konnte, die Armut und die Abgeschlossenheit dieser Menschen, ihr unerbittliches Halten an der Tradition und die bizarre Vornehmheit ihres

Wesens und ihres Glaubens, ihre dadurch seltsamen Verrücktheiten, die freilich nur Gegebenheiten aus Ghetto und jahrhundertelanger Inzucht sind – und er schildert sie mit dem Auge eines jungen Mädchen, aus dem, sagen wir germanischen Deszendenz-Lager, in aller Naivität und Neigung, die dieses Kind wunderbarer Art aufzuweisen hat.

Martha Saalfeld hätte keine bessere Spiegelung finden können. Sie klagt nicht an, sie wirft nicht vor, kein Wort über das tatsächlich Grauenhafte, das sie (die Nicht-Jüdin) gesehen und erlebt hat, sie schildert nur. Dreiviertel des Buches sind Atmosphäre. Und ein Viertel ist ein seltsam verschlungenes Geschehen, das in der Art seiner Andeutungen Meisterschaft, in seinem Nicht-Ausgesprochenen dennoch Plastik, in seinem Impressionismus Gültigkeit hat.

Daß dieses Buch sehr traurig ist, muß der Wahrheit halber natürlich *so* sein, aber daß es voll hinreißender Poesie ist (ohne »poetisch« sein zu wollen) macht es in der Wirkung erhaben. Denn die leidvollen Dinge des Lebens erheben genau so wie die triumphalen, wenn sie vom Geist der Liebe und der Ergebenheit ins Schicksal getragen sind und zeigen, welche Ausmaße das Humane im Erdulden und im innerlichen Widerstehen erreichen kann. Im Atmosphärischen dieses kleinen Romans ist alles das durcherlebt, was uns sonst nur noch mit diabolischer Tatsächlichkeit vor Augen steht. Deshalb ist seine schlichte Würde und sein stilles Heldentum *so* ergreifend, zumal auch sein Kunstwert untadelhaft ist.

»Judengasse«

Neue Zürcher Zeitung, 4. Juni 1965, W. R.

Die 1898 geborene deutsche Autorin Martha Saalfeld ist schon um 1925 als Lyrikerin hervorgetreten. Im Dritten Reich zum Schweigen verurteilt, gewann sie nach 1946 mit einer Reihe von Prosaarbeiten –

Kurzgeschichten und Romanen – großes Ansehen und erhielt mehrere Literaturpreise. In ihrem neuesten, von ihrem Gatten Werner vom Scheidt eindrucksvoll illustrierten Buch entrollt sie erschütternde Bilder aus dem Judenviertel einer deutschen Kleinstadt. Die imaginäre Erzählerin, ein junges Christenmädchen, erlebt bei den ständigen Besuchen bei ihren jüdischen Freunden rührende und grauenhafte Dinge. Mit außerordentlicher Darstellungskunst vermeidet es Martha Saalfeld, in den knappen Berichten des Mädchens das von diesem mit ahnungsvollem Schauer Wahrgenommene handgreiflich zu deuten; vieles bleibt dem einführenden Mitdenken überlassen. Dieses Halbdunkel, hinter dem man in manchen Symptomen bereits das unerbittliche Nahen der nationalsozialistischen Schreckensherrschaft spürt, ist entscheidend für die tiefe Ergriffenheit, die das meisterhaft stilisierte Buch wohl bei jedem unvoreingenommenen Leser auslöst.

»Geschichte einer Judengasse«

Darmstädter Echo, 26. Juni 1965, Karl Krolow

Martha Saalfeld, seit Jahrzehnten bekannt als Lyrikerin und als Erzählerin, die sich einer der Lyrik verwandten, hoch atmosphärischen Prosa bedient, hat in ihrem neuesten Buch – dem Roman »Judengasse« – einen Schritt gewagt, der sie über die bisherige Eigenart ihres Werkes hinausführt. Dies geglückte Wagnis, das sie aus einer halb legendären, märchenhaften Welt mitten in unsere Zeit versetzt, gilt einem Thema, das entweder mit größter Behutsamkeit oder mit außerordentlicher literarischer Stärke und Überzeugungskraft, wenn überhaupt literarisch, zu bewältigen ist. Es gilt den jüdischen Mitbürgern und spielt in einer angenommenen Zeit vor dem Ersten Weltkrieg in der pfälzischen Provinz, in der »Judengasse«, einer Vorstadtgasse irgendeines Winzerstädtchens, gilt den Nachstellungen, denen die Bewohner jener Gasse ausgeliefert sind.

Der brisante Stoff wird freilich, ohne deshalb an Dringlichkeit zu verlieren, bloßer Aktualität entkleidet. Was entsteht, ist vielmehr die Geschichte der ebenso alterslos anmutenden wie tückisch verborgenen Verfolgung einer Minderheit in einem muffigen Provinznest, in dem der Spießer nach seiner Art zum Angriff übergeht: durch Schikanen, die die Betroffenen in immer größere Isolation treiben. Die Verlogenheit und Brutalität, die rüde Konsequenz des Vorgangs trifft einige Menschen der Judengasse: den jungen Sigi, einen Gymnasiasten, der schließlich die Schule quittiert, den eigentlichen »Helden« des Buches, aber ebenso den Großvater Ephraim, einen Trödelhändler, und die Tante Edel, dazu die Erzählerin, ein halbwüchsiges Mädchen, das in die dumpfen und zweideutigen Geschehnisse unwissend hineingezogen und Zeugin menschlicher Niedertracht im Biedermannsgewand wird. Dieses junge Mädchen hat sich mit der Familie des Trödlers angefreundet, angezogen von dem fremden und verlockenden Milieu des Märchenplunders, des wunderlichen Krimskrams und in kindlich unschuldiger Liebe dem älteren Sigi zugetan, an dessen jähem Tode sie ungewollt schuldig wird (Sigi erschießt sich am Ende des Romans mit dem amerikanischen Revolver, den das Mädchen aus seinem Elternhaus entwendete, um dem großen Freunde eine schützende Waffe in die Hände zu geben.)

Martha Saalfeld ist in dem Augenblick in ihrem Element, in dem sie die verwunschene, quasi exotische Trödelszenerie in Ephraims und Sigis Hause darstellen kann. Man kennt verwandte Schilderungen aus früheren Büchern der Autorin, die ihre ganze erzählerische Zärtlichkeit an derartigen ‚Winkelstand zu hängen vermag‘. In einem liebevollen Detaillismus der Wiedergabe. Bei solchem Tun scheint auch in der »Judengasse« die Zeit – die schlimme Zeit, die überall spürbar ist – stille zu stehen. Verschlissene Kleider, verstaubte Geräte, Schränke mit angeblichen Schätzen, das rührende Geheimnis, das von Kleinigkeiten ausgehen kann, der Glanz, der über ihnen liegt: dies alles findet in Martha Saalfeld eine glänzende Erzählerin. Die Geschichte mit dem Goldton der Atmosphäre siegt dann jedesmal über Problematik

und Unheil, über das Böse im Menschen, über die Korruptheit einer von Vorurteilen lebenden Spießergesellschaft. An solchen Stellen ist die Realität von der Autorin zurückgelassen, die sie in ihrem Roman sonst durchaus treffend in wenigen Sätzen wiederherzustellen versteht. Weniger als bisher ist der Duktus der Saalfeldschen Prosa von sich einstellenden Lyrismen überschwemmt, die diesmal sozusagen an den Ort verwiesen bleiben, an dem sie ihre Wirkung ausüben sollen und auch ausüben. Die erzählerische Ökonomie erweist sich auch bei Martha Saalfeld hier als ein Gewinn.

»Die Judengasse eines Provinzstädtchens«

Rheinische Post, Düsseldorf, 26. Juni 1965

Werner Helwig

Martha Saalfeld (1889) ist eine der letzten Dichterinnen, die noch vom Einfluß Rilkes zeugen. Zugleich ist ihr im Menschlich-Tapferen und in der feinen Genauigkeit der Wortwahl die Droste Vorbild gewesen. In dem Roman »Judengasse« kommt beides zum Austrag. In der Versöhnung der erzählerischen Möglichkeiten beider hat die nunmehr 64jährige ihr schönstes Werk vollbracht.

Das heikle Thema wird ohne das Pathos der Empörung gemeistert. Die Dinge erzählen sich wie von selbst. Sie scheinen in die schlichte, aber geschmeidige Sprache zu schlüpfen, die ihnen von der Dichterin hingehalten wird. Sie fangen sich in dieser Sprache, und damit bekommen sie genau so viel Umriß, wie nötig ist, um den Leser zu fesseln und zur Stellungnahme zu bewegen. Wir kennen kaum ein Werk neueren Datums, darin das Schicksal jüdischer Bürger in der Umzingelung deutschen, kleinstädtischen Lebens treffender abgespiegelt erscheint. Dies Schicksal vollzieht sich in Phasen, die nicht etwa auseinander hervorgehen, sondern in einer merkwürdig gleichzeitigen Entwicklung ineinander spielen.

Sie sind gelitten und zugleich gehaßt, sie sind toleriert und zugleich verfolgt. Die Verfolgung – zum Zeitpunkt, da Martha Saalfelds Roman-Erzählung sich begibt, noch nicht offen zugegeben – bedient sich gut getarnter Spitzfindigkeiten, um das »Wild« in die Enge zu treiben, darin es sich wie von selbst in Fallstricke verwickelt. So werden Herzen zermürbt, deren Kraft sich im Widerstehen verbraucht, anstatt der Selbstgestaltung und damit dem Lebenspaß zugute zu kommen. Ist es deswegen, daß die Juden (nach geltender Volksmeinung) immer dorthin finden, wo das Geld am leichtesten zu machen ist. Denn Geld bedeutet Freikauf von gesellschaftlicher Achtung. Es kann sich so verhalten. Viele vermuten es.

Martha Saalfelds jüdische Menschen sind arm, ohne »Geldnase«. Bei seinem Großvater – einem rührend untüchtigen Antiquar in der Judengasse eines deutschen Provinzstädtchens – wächst der Knabe Sigi heran. Er ist Vollwaise. Hochbegabt. Und, wie sich das aus solchen Voraussetzungen glaubwürdig ergibt, zartbesaitet. Ein junger Fantast, magisch versponnen in die Kuriositätenwelt des großväterlichen Ladens. Die Erzählerin, die sich so einläßlich auf ihn besinnt, war als Mädchen mit ihm befreundet, – eine Kinderliebe, wie sie Hermann Hesse zu schildern schätzte. Doch bleibt in Schwebe, unentschieden, unbetont, was daraus hätte folgen können. Nur, daß das Mädchen im Banne ihrer Sympathie immer tiefer hineingezogen wird in Sigis Welt.

Was sie dort entdeckt, ist dunkle, schwermutsvolle Ausweglosigkeit. Die Gespräche machen es deutlich. Die Ahnung ergänzt das schlimme Bild. Das Verhängnis zeigt sich, als Sigi sich gegen die Beleidigung einer groben Dorfmagd wehrt. Sie schmäht den geheiligten Sabbat. Sigi trumpft dagegen auf. Die Magd bringt ihn verleumderisch ins Geschwätz. Der Knabe wird »zur Strafe«, aus dem Gymnasium ausgeschlossen. Seine Hoffnung, je der dumpfen Umwelt zu entfliehen, ist hinfällig geworden. Er wird sich – am Ende der Hetzjagd – mit jenem Revolver erschießen, den die Freundin ihm verschaffte, auf daß er sich damit seiner Feinde erwehre.

Was wirklich vor sich geht, steckt nicht in diesen Fakten. Sie bilden nur die Anhaltspunkte, von denen her diese Fuge in Worten ihren Weg nimmt. Ein Kunstwerk mit moralischen Prämissen.

»Vor der Barbarei«

Stuttgarter Zeitung, 17. Juli 1965, Gerhard Neumann

In ihrem jüngsten Roman befaßt sich Martha Saalfeld mit einem ebenso historischen wie aktuellen Vorwurf. Die Handlung spielt nicht heute. Dennoch verweist das geistige Klima des Buches in die Gegenwart. Einmal wird von Menschen erzählt, die stets »zählen« müssen. Dann geht es um Leute, die tun oder unterlassen, was ihnen gerade behagt oder mißfällt. Zu ihnen gehören Polizisten, Lehrer, Angestellte und andere Biedermänner. Ihr Gebaren ist überlegen, fesch, wohlbehütet und unverschämt. Vor allem aber wird über Frauen, Männer und Kinder berichtet, die sich »draußen« und darum zwangsläufig »anders« vorkommen. Sie leben verrufen, kläglich und verbittert, flatternd, unsicher und verzagt. Es sind die Juden: Die Bewohner der einen Seite jener Gasse in einem kleinen Ort, die dem Roman den Titel gibt.

Zu den Stärken des Buches zählt das Arrangement. Und ein literarisches Arrangement, das die Bezeichnung verdient, ist unwiderlegbar. Es herrschen – unterstützt durch die Zeichnungen von Werner vom Scheidt – der leise Ton, die Untertreibung und die zurückgenommene Geste. Wie selbstverständlich erledigt Martha Saalfeld Formprobleme, über denen sonst ganze Gruppen von Erzählern ergebnislos rätseln. Die unbefangene Berichterstattung und die Analyse verborgener Vorgänge gelingen ihr gleichermaßen. Viel Atmosphäre – sei es in der Natur oder in den Beziehungen der Menschen zueinander – kennzeichnet den Roman. Unbestechlich sind die Figuren durch eine ganz bestimmte »Landschaft« geführt, der es nirgends

an Überzeugungskraft mangelt. Die Straße mit ihren beiden *so* verschiedenen Häuserzeilen ist alles andere als ein Vorwand, um private moralische Einstellungen an den Leser zu bringen. Die drei, vier Akteure tragen ihre eigene Sache vor. Sie verkünden kein Prinzip und keine Theorie. Die Erzählerin kennt das Terrain ihres Romans: Es ist von keiner Sentimentalität vernebelt.

Gesehen werden die Ereignisse aus der Perspektive eines zehnjährigen – »bürgerlichen« – Mädchens. Das vereinfacht nichts, sondern macht die Geschichte nur unheimlicher. Es gestattet »Sprünge«. Die Autorin schreibt gern in Abbreviaturen und Winken. Ein anderes Mal liefert sie Genrebilder. Manche Episode fängt nur einen einzigen Augenblick ein, eine winzige Situation, die jedoch für mehr steht und Schlüsse auf benachbarte Vorgänge erlaubt. Gleich danach spricht Martha Saalfeld in Figuren, die Zeit in sich versammeln. Schleudernde, haßerfüllte und geißelnde Zeit. Und das, obwohl die Barbarei, wie sie später auftritt, noch gar nicht angebrochen ist. Die Hetze, die Verfolgung, die Ausrottung. Man darf vielleicht sagen: Der Roman spielt vor der Barbarei. Noch steht keine Gaskammer. Aber das Verbrechen kündigt sich bereits an. Es wirft seine Schatten und Schauder voraus.

In diesem Sinne erfindet Martha Saalfeld nicht, sondern entdeckt, was kommen wird. Daher röhrt vermutlich auch ihre geistige Nüchternheit, die es vermeidet, die Vorkommnisse in die Parabel abgleiten zu lassen. Die Redensart hat in dem Buch nichts zu suchen, der Gemeinplatz und die Phrase sind verbannt. Beabsichtigt – und erreicht – wird die geschichtliche Konkretheit von Stunde und Ort. Das wiederum lässt das eher kurzsichtige als korrupte Verhalten der Nichtjuden um so beklemmender, penetranter und gefährlicher erscheinen. Woher kommen die Unverfrorenheit und der Zynismus, der Hochmut und das falsche Gönneramt? Die eigentlichen Laster sind die Dummheit und die Gleichgültigkeit. Wer sich nicht beteiligt, der lässt es dennoch träge geschehen und wartet ab. Scham und Buße: Wo

bleiben sie? Den gerechten Gedanken: Wer denkt ihn? Der Roman »Judengasse« schließt mit vielen Fragen.

»Seltsame Ghettowelt«

Hamburger Sonntagszeitung, Juli 1965

Otto von Taube

...Wie manchmal bei überwachen Zuständen ein bestimmtes Wort einem immerfort in den Ohren tönt, so lässt einen die Wendung »Realität der irrealen Dichtung« nicht los beim Lesen dieses Romans von Martha Saalfeld, lässt einen auch lange nicht los, nachdem man ihn gelesen.

Der Roman spielt in einem Ghetto: in der Judengasse einer deutschen Kleinstadt um die letzte Jahrhundertwende; nur die eine Seite der Gasse ist Ghetto, auf der anderen wohnen Bürger. Ein zehnjähriges Mädchen aus Bürgerhaus hat sich von der bunten fremdartigen Ghettowelt verlocken lassen, in diese einzudringen und erfährt dort nur Freundliches; sie ist es, die in späteren Jahren uns die Begebenheiten, die den Inhalt des Buches ausmachen, erzählen wird. Sie schließt Freundschaft mit dem sechzehnjährigen Judenjüngling Sigi.

Eine unbeschreiblich seltsame Welt ist dieses Ghetto, und hier gar angesehen mit den Augen eines vom Märchen zu bezaubernden Kindes; da waltet – sagen wir – ein Rembrandtsches Licht, und wenn uns das alles auch fremdartig erscheint, unreal: es herrscht darin eine unerbittliche Realität. Und diese herrscht auch auf der anderen Seite, insofern als dort den Juden keine menschlichen Rechte zuerkannt werden; es dünkt einen unglaublich, wie kanaillemäßig jene Seite sich gegenüber den Juden verhält; doch müssen wir das glauben, hat nicht dieses Kanailengesinnung vor kurzem noch ihre abscheuliche Wirklichkeit offenbart?...

Irreale Dichtung, durchwaltet geradezu von einem sechsten, traumhaften

Sinn, daher von einem bezwingenden Zauber der teils in der Melodie der Sprache wirkt, teils in den Bildern, teils zwischen den Zeilen, und dennoch höchst real...

Wie schon die vorigen Werke der Frau Saalfeld, ist auch dieses Dichtung im reinsten Sinne.

»Im Kerzenlicht gesehen«

Frankfurter Allgemeine Zeitung, 14. August 1965

Clara Menck

Martha Saalfelds »Judengasse« liegt nicht in Frankfurt wie die von Börne beschriebene, sie liegt in einer unbestimmten deutschen Kleinstadt, die Handlung läuft in einer unbestimmten Vergangenheit ab, Farben und Atmosphäre dürften sich aus den Kindheitserinnerungen der Autorin nähren, die 1898 in Landau geboren wurde. Sie ist zuerst durch Gedichte in der »Neuen Rundschau« bekannt geworden (1925) und ist auch in diesem Bande zuerst und vor allem Lyrikerin. Die Erzählung beginnt in Prosa, aber die Sprache entgleitet bald in Verse, wird ab und zu zur prosaischen Ordnug gerufen, gliedert sich aber immer wieder in rhythmische Zeilen, häufig Blankverse oder sechshebige Verse, die mit einem jambischen Trimeter schließen. Fast könnte man sagen, man habe hier eine Verserzählung vor sich.

Versetzähungen haben eine ähnliche Wirkung wie Kerzenlicht. Kerzen machen einen Raum einheitlicher, die Schatten werden weicher und tiefer. In Kerzenlicht sind die Figuren aus der Judengasse getaucht, mit denen sich das kleine gutbürgerliche Christenmädchen anfreundet. In Kerzenlicht getaucht, in den Potpourriduft von Zimt, alten Lederbänden, Tüll, Krepp und Veilchen in dem Lädchen; und auch in eine tiefe Melancholie, mit der die Autorin auf diese jüdische Welt zwischen Ghetto und Integration zurück-

sieht, im Bewußtsein des späteren schrecklichen Endes. Es ist symbolisch mit dem Selbstmord des jungen »König David« vorweggenommen. Alle Bewohner der Judengasse, von einem allseitigen Antisemitismus umgeben, scheinen, noch lange vor dem Nationalsozialismus, zu Märtyrern bestimmt, von Hoffnungslosigkeit getränkt.

Das Bild dieser untergegangenen Welt ist da am meisten gelungen, wo die Freude an ihrer Buntheit, am märchenhaften Auffinden eines Goldschatzes, an der noch unverstellten Erinnerung stärker ist als die spätere Belastung durch das Wissen, wie das alles endete. Niemand kann dies Wissen oder die Trauer eliminieren, Unbefangenheit gegenüber der Vergangenheit wird leider erst möglich sein, wenn kein Zeuge mehr lebt. Und da heute schon mehr Menschen in der Bundesrepublik leben, die das Dritte Reich, und gar die Zeit vorher, nicht mehr bewußt erlebt haben als solche, die es taten, so kann auch der dichterische Beitrag, der die Dinge bei Kerzenlicht sieht, gerade für diese Jungen von Wert sein.

Es handelt sich bei der »Judengasse« um eine Dichtung, nicht um einen Bericht. Die Buchklappe tut weder dem Buch noch der Sache etwas Gutes an, wenn sie sagt, »politisch-soziale Analyse und reine Poesie« verbänden sich hier »kunstvoll und fugenlos«. Es gab sicher hier oder da zu Anfang des Jahrhunderts latenten Judenhaß als Grundstimmung einer ganzen Kommune. Typisch für die politisch-soziale Wirklichkeit war das nicht, die war weitaus komplizierter. Sie zu vereinfachen ist eine legitime poetische Lizenz, illegitim ist es, aus einer lyrischen Erzählung eine Analyse zu machen.

»Melancholische Rückschau«

National-Zeitung Basel, 28. August 1965

W. F.

Diese Welt, gesehen durch die Augen eines frühwachen Kindes, schildert Martha Saalfeld mit poetischem Realismus in ihrer ganzen Ausweglosigkeit, in ihrer Mischung von Glauben und Aberglauben, Güte und Verstocktheit, äußerer Armut und innerem Reichtum. Sie schildert dieses Ghetto, dessen Türen gerade so weit geöffnet sind, daß Mißgunst und höhnischer Haß der kleinstädtischen Umwelt eindringen können – um zu verhindern, daß wenigstens die Enkel der Ghettojuden ihren Weg in die offene Welt hinaus unter die Füsse nehmen können: gerade die Enkel, halb noch Kinder, gehen im Ghetto zugrunde, in dem sie auch nicht mehr »zu Hause« sind.

Martha Saalfeld erzählt diese Geschichte, die sich hundertfach zugetragen haben kann, ganz still und schlicht: es bedarf keines Wortes, um uns heutige Leser erkennen zu lassen, daß in der grausamen Verständnislosigkeit von damals schon die Schrecken wurzelten, die Jahrzehnte später über die Welt der Verfolgten und schließlich auch über ihre Umwelt hereinbrachen.

»Stumme Bedrohung, Martha Saalfelds Parabel vom Juden und vom Goi«

Frankfurter Rundschau, 11. November 1965

Hartmut Engelmann

Die Autorin versteht es, mit behutsamen Sätzen in eine Welt einzudringen, die umgeben ist von Argwohn und Intoleranz und die sich doch, bescheiden wie sie ist, behauptet. Sie nimmt den Leser gleichsam bei der Hand und führt ihn. Er hat festen Boden unter den Füßen in diesem feinen

Gespinst aus Gleichnis, Traum und Wirklichkeit. Eine Geschichte, in der sich Poesie und Gesellschaftskritik auf neue Weise vermischen, in der die Sprache hellsichtig wird.

Der Roman ist die Parabel vom Juden und vom Goi, von der Haltung eines gedemütigten und ins Ghetto gedrängten Volkes gegen eine Mehrheit, die mit immer neuen Schikanierungen aufwartet. Das Vorurteil und die Anmaßung, die die anderen so offenkundig zur Schau tragen, sind nichts anderes als die Vorboten späterer Barbarei. Martha Saalfeld lässt diese stumme Bedrohung in ihrem Roman immer wieder aufleuchten. Man spürt förmlich, wie sich die Fratze des zum Faschismus entarteten Kleinbürgertums hinter der Judengasse erhebt.

Buchbesprechungen · »Isi oder Die Gerechtigkeit« (1970)

Der Roman, der in den USA, wie schon die »Judengasse«, für zukünftige Deutschlehrer zum Sprachunterricht empfohlen wurde (da er »schön, klar und rhythmisch geschrieben und daher ideal für Fremdsprachenunterricht geeignet ist«), hat in den deutschen Zeitungen bei weitem nicht die Resonanz gefunden wie die »Judengasse«.

Ankündigung und Klappentext des Buches Verlag Kurt Desch

Der Roman »Isi oder Die Gerechtigkeit«, der in sich selbständige neue Band, führt jene »illusionslose Kleinstadtgeschichte, die das Phantastische streift«, thematisch wie formal weiter und mit überraschendem Abschluß zur Vollendung.

Zehn Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg kommt Fred Jakobsohn, der in USA geborene Nachfahre Abrahams aus der »Judengasse«, in die Heimat seiner Mutter, eine süddeutsche Provinzstadt. Sara Jakobsohn, geborene Abraham, war schon im Jahre 1925 mit ihrem Mann in die Staaten ausgewandert, ihre Brüder aber waren hiergeblieben. Fred hat den Schmerz seiner Mutter um die im Dritten Reich gemordeten Verwandten miterlebt. In der makabren Welt der Judengasse jener kleinen Stadt nun gelangt das Geschehen, welches er nur vom Hörensagen kennt, zu »neuer Wirklichkeit«.

Die Toten stehen auf, die Geister ereifern sich. Der Unerbittlichste ist der Gerechte, der Isi, der identisch ist mit dem großen geheimnisvollen Sekretär, der einst dem »Trödeljuden« Ephraim gehörte und der aussieht »wie ein Grabmal«.

Der Isi »ist so taub und blind und auch so unansprechbar wie der Tod«. Als Fred ein Zimmer in der Judengasse sucht, begegnet er der jungen Lisa im Haus der jüdenfeindlichen und höchst suspekten Witwe des Presbyters Hosianna.

Es gibt bald keinen Zweifel, daß Fred Lisa liebt, doch er verharrt in Widerspruch und Abwehr. Er sucht nach einem Dokument der Schuld; die kindliche Liebesbotschaft von Saras kleinem Bruder »Derf« aber erscheint ihm der Beachtung unwert. Er weigert sich, sie seiner Mutter mitzubringen. Freds Mißtrauen veranlaßt Lisa, nach seiner Abreise den »kleinen Plunder«, den sie sich angeeignet hatte, dem Sekretär zurückzugeben. Da kommt nun Isis großer Augenblick: »Nicht-Liebendes geschieht.« Und dieses Mal ist er mit Lisa einverstanden: »Wir beide sind überein« – zum ersten und zum letzten Male. Dunkel ist der tragische Schluß, bizar der Schatten, den er wirft. Martha Saalfelds melancholische und magische, geheimen Rhythmen folgende Prosa, nicht ohne schwarzen Humor, hat in diesem Roman eine kristallinisch makellose Form gewonnen. Es ist ein eigenwilliger und eigensinniger, ein eigentümlicher Kunst- und Zauberfall in der deutschen Literatur unserer Zeit.

»Martha Saalfelds neuer Roman«

Die Rheinpfalz, Ludwigshafen, 3. März 1970

Wilhelm Eisenbart

Die »Judengasse« war eine Chronik voller Zauber mit tragischem Schluß, der den Untergang vorausahnen läßt. »Isi«, spielt viele Jahre nach 1945. Der Trödler Ephraim und seine Familie sind tot. Seine wertvollen alten Möbel, Kostüme und Kunstgegenstände sind während der Verfolgung in den Besitz des Presbyters Hosianna übergegangen. Nach seinem Tod werden Haus und Besitz von dessen Frau und einer jungen Nichte Lisa

verwaltet. Da kommt ein in Amerika geborener Enkel Abrahams in die Judengasse, um Erkundigungen über die während der Hitlerzeit umgekommenen Verwandten einzuziehen. In einer beispiellosen Verdichtung und durch einen Sprachzauber von visionärer Kraft beschwört Martha Saalfeld die Personen und Dinge, die von den Lebenden verdrängt werden wollen. Die Toten greifen in die Handlung ein. Der Enkel Abrahams findet die Wahrheit nicht und kehrt angewidert der alten Heimat den Rücken. Isi aber wird zum Popanz der Gerechtigkeit, Lisa, die den Enkel Abrahams liebt, wird von der Zaubertruhe zerschmettert.

»Isi oder Die Gerechtigkeit«, mit dem der Roman »Judengasse« einen großartigen Abschluß gefunden hat, wird dieser Tage an den Buchhandel ausgeliefert. Das Werk, das formal und sprachlich ungewöhnliche Wege beschreitet und ohne Zweifel bedeutende Zeidichtung darstellt, wird noch ausführlich besprochen werden. Soviel sei schon verraten: Wer den neuen Saalfeld-Roman in die Hand nimmt, hört nicht mehr zu lesen auf... Und dann beginnt ein neues Vergnügen, nämlich die Entschlüsselung und die Suche nach den vielen kostbaren Versen, die in der Prosa der Handlung versteckt wurden.

»Geheimnisse der Judengasse in Landau.
Die große Vision einer verstummteten Zeit.
Eine Dichtung von ungewöhnlicher Gewalt«
Die Rheinpfalz, 14. Mai 1970, Wilhelm Eisenbarth

Das Unbegreifliche des jüdischen Schicksals ist (auch) das Thema des neuen Romans »Isi oder Die Gerechtigkeit« von Martha Saalfeld, den sie mit dem vor fünf Jahren herausgegebenen Roman »Die Judengasse« zu einer geistigen und künstlerischen Einheit verwoben hat.

Wie Adler setzt sich auch Saalfeld mit Selbsterlebtem auseinander, mit

Erinnerungen aus dem Landau ihrer Jugendtage, die sie im Haus ihres Großvaters in der Judengasse erlebte, die heute Theaterstraße heißt. Die uralten Häuser haben wie durch ein Wunder die Zerstörungen des Kriegs überstanden.

Ein schmalbrüstiges Haus am anderen, links und rechts. Die Giebel sind von der Last der Jahre gezeichnet, die Dächer altersgeduckt. Aber auf den schmalen Gehsteigen vor den kleinen Auslagen pulsiert das Leben. Manche Marktgänger kehren in der »Rose« oder im »Trifels« ein. Ob das die frühere Herberge zur Heimat war, in der Abbe Abraham einst sein Bier holte? Und ob das Haus Nummer 24 in dem ein kleiner Antiquitätenladen allerlei bunte und merkwürdige Sachen anbietet, einmal jenem Ephraim gehört hat, den wir aus Martha Saalfelds »Judengasse« so gut kennen?

Notabene, wir haben nicht die Dichterin um Rat gefragt, als wir den Weg hierher suchten. Wir fanden ihn ganz von selbst, nachdem wir ihren Doppelroman gelesen hatten. Wir fanden sogar noch mehr. So die geheimnisvollen Hinterhöfe, von denen zu den Nebengebäuden überdachte Holztreppen hinaufführen. Und als allerschönstes Bauwerk das Haus in Kaufhausgasse 9, unweit der Judengasse, gerade gegenüber der Katharinenkapelle. Von außen macht es einen abweisenden Eindruck, aber der ringsumbaute Innenhof mit zweifacher Holzgalerie ist trotz des verfallenen Zustandes von erlesener Schönheit. Wir fragten einen zufällig des Wegs kommenden Bürger nach dem Besitzer, und er sagte uns, es habe einst einem Juden gehört. Die Behörden hätten aber neuerdings das Gebäude unter Denkmalschutz gestellt. Beim Bürgermeisteramt erfuhren wir schließlich, daß es sich bei dem fraglichen Haus um das ehemalige Eigentum des jüdischen Handelsmannes Löb handle, der der Großvater von Anne Frank war, die durch ihr Tagebuch in der ganzen Welt bekannt ist. Eine Stiftung erlaubt es, dieses denkwürdige Bauwerk wieder zu restaurieren und der Nachwelt zu erhalten.

Sicher ist es kein Zufall, daß die Rettung dieses historischen Denkmals

eingeleitet wurde nach der Veröffentlichung von Martha Saalfelds »Juden-gasse«. Uns geht es aber hier einzig um das literarische Bedeutungsmaß, um den dichterischen Wert von Saalfelds neuem Roman, dessen poetischer Zauber in einem merkwürdigen Gegensatz steht zu den harten Fakten der jüdischen Schicksale, die sie in ihrer Erzählung entrollt. Aber auch zur Entzifferung der inneren Form ihres Romans verdanken wir der Exkursion in die heutige Landauer Theaterstraße einen entscheidenden Hinweis.

Die alten Judenhäuser sind nicht bloß Schauplatz, sie sind die Hauptakteure dieses Romans. Steine zwar bloß und Holz, aber in ihrer Materie hat sich Geschichte verdichtet. So wurde Martha Saalfelds Roman um das Schicksal pfälzischer Juden zur Vision einer verstummten Welt.

Es ist darum auch nur folgerichtig, daß sich die Dichterin typisch romantischen Mitteln beim formalen Aufbau bedient, so des Spiegelmotivs, des Doppelgängers, der Personifizierung unbeseelter Dinge, der Doppelbödigkeit der Handlung. Daß das Besondere zum Träger des Allgemeinen und ein Möbelstück, ein alter Schreibschrank, zum Hauptakteur beider Romane und zum Vollzieher jener Gerechtigkeit wird, die der Aufbau der Handlung erfordert, stellt reinste romantische Ironie dar.

Von romantischem Zauber durchtränkt sind auch die Mittel der Sprache. Der junge Amerikaner Fred, der in die Heimat seiner jüdischen Vorfahren eingekehrt ist, um deren Schicksal zu erforschen, gerät unversehens in eine Traumwelt...

Je imaginativer die Kraft von Sprachbildern der inneren Form, desto sachlicher das Kalkül der äußeren Form. Saalfeld treibt die Handlung in kleinen, aufs genaueste berechneten Schatten voran. Motiv ist im Motiv dicht verzahnt. Die Spannung der Erzählung reißt nie ab. Der tragische Schluß überrascht nur den ungenauen Leser. Wenn er auch nicht die meisterhafte Ausformung auf den ersten Blick erkennen mag, so wird er doch gepackt werden, von der ungewöhnlichen Gewalt dieser Dichtung, die einen Vergleich mit der »Judenbuche« der Droste-Hülshoff aushält. Im übrigen

röhren uns Thema und Stoff Martha Saalfelds viel heftiger an, weil uns die Dichterin als Zeitgenossen mitten in einen unbewältigten Komplex hinein trifft.

Martha Saalfelds »Isi oder Die Gerechtigkeit« ist zusammen mit der »Judengasse« einer der merkwürdigsten Romane der deutschen Gegenwartsliteratur.

»Schattenbeschwörung«

Frankfurter Allgemeine Zeitung, 1. Juni 1970

Hansjörg Graf

Fred Jakobsohn, ein gebürtiger Amerikaner, ist auf Besuch in der Heimat seiner Mutter. Er wohnt in der Judengasse und ermittelt gegen Unbekannt. Die Suche nach dem Schlüssel zum Sekretär erweist sich als die Suche nach einer Vergangenheit, die von den »Treuhändern« verleugnet wird. In dieser süddeutschen Kleinstadt schweigen die Menschen; sie sind darauf bedacht, die Toten ruhen zu lassen, weil diese zu Anklägern werden könnten. Um so lauter reden die Dinge. Sie übernehmen die Führung und sorgen für eine Gerechtigkeit, die den Nachgeborenen nicht mehr zu Gebote steht! Diese Paraphrase über Schuld und Sühne, über die Präsenz der Toten und die Ohnmacht der Lebenden setzt Martha Saalfelds Chronik der »Judengasse« fort. Die Autorin erzählt ein Kapitel aus der Geschichte des »unbehausten Menschen«. Sie glaubt an eine Symbiose von Klarheit und Phantasie, aber es bleibt bei der Allegorie einer Geisterbeschwörung. Für Martha Saalfeld ist die »Zeit der Märchen... noch nicht vorbei«, sie lebt in einem »Ghetto der Romantik«. Doch wirkt die Poetisierung des Zeitgeschichtlichen fatal; bedeutungsvolles Sprechen mit Rilke-Anklängen verhindert jeden Realitätsbezug. Martha Saalfelds Recherche führt ins Leere.

»Nachforschungen in der alten Judengasse«

Tagesspiegel Berlin, 1970

Georg Zivier

Die Autorin, geboren 1898 in Landau in der Pfalz und weiterhin ihrem Geburtsland verbunden, ist seelenverwandt mit gewissen Mystikern der Prager Schule, etwa mit Gustav Meyrink. Von der satirischen Ätzlauge des Pragers und von dessen Passion für das Ungeheuerliche aber ist bei der Pfälzerin, die mit ihrem Zivilnamen Martha vom Scheidt heißt, nicht viel zu verspüren, und die bei aller Unwirklichkeit gleißend klare Welt des Prager Mystikers Franz Kafka ist als Vergleich überhaupt nicht heranzuziehen. Martha Saalfeld umspinnt in »Isi oder Die Gerechtigkeit« das Schäbig-Alltägliche, und sie bleibt Idyllikerin, auch wenn sich der Schrecken über ihrem Milieu ausbreitet. Immer nähert sich ihre Prosa einer Sprache verflossener Vers-Epiker. Oft genug produziert sie, bewußt oder unbewußt, Blankverse wie: »Das geht doch nicht mit rechten Dingen zu?« – »Mit rechten Dingen geht es niemals zu.«

Im Zentrum der vorliegenden Geschichte, die thematisch ihrem früheren Roman »Judengasse« entspricht, steht neben einem alten Schreibsekretär, genannt »Isi«, einem Trödelmöbel, das Schicksale beeinflußt, der noch verhältnismäßig junge Fred Jakobsohn. Dieser junge Mann, in den USA als Sohn jüdischer Einwanderer geboren, erscheint in der ehemaligen »Judengasse« der kleinen süddeutschen Stadt, um dort nach Reminiszenzen zu spüren... Fred hat sich im Hause mit dem Schreibsekretär eingemietet und die Toten stehen auf... Die Hauswirtin – im Grund ist sie es widerrechtlich – verkörpert jene »ewigen Deutschen«, die sich in keiner Weise schuldig fühlen und, obgleich sie sich an Zwangsverkäufen bereichert haben, makellos dastehen möchten. Irgendwie meinen sie immer noch, daß eigentlich die Juden selbst am eigenen Unglück wie auch am Unglück der anderen schuld gewesen seien.

Im Gegensatz zu dieser verstockten alten Frau steht Lisa, jung, blond und hübsch. Und dieses ganz besonders »deutsche« Mädchen leidet unter Schuldkomplexen, obgleich ihre Generation eigentlich keine Schuld mehr trifft. Gemeinsam mit Fred und durch »Isi« unterstützt, kramt sie nach alter Habe der Trödelfamilie, Schmuck von subtilem Filigran und hohen Erinnerungswerten kommt ihnen in die Hände. Verwahrloste Speicher durchstöbern sie, und beim Klettern auf ein windschiefes Giebeldach vermuten sie in einem Schornsteinfeger die Reinkarnation eines mordsüchtigen SS-Mannes. Hier bekommt die Novelle Akzente von makabrem Witz, doch bleibt der Ernst vorwiegend.

Das junge deutsche Mädchen und der junge jüdische Amerikaner sind eines Sinnes und streben zusammen. Aber das Fatum ihrer andersgearteten Voraussetzungen trennt sie immer wieder, wobei er gegen das Blond und Blau der zärtlichen Deutschen stärker Abwehrhaltung einnimmt als sie gegen ihn. Am Ende reist Jakobsohn heim in die Staaten, das Mädchen aber wird unter dem plötzlich umstürzenden Schreibschranks begraben, unter dem blindwütenden Gerechtigkeitsmöbel.

Martha Saalfeld weiß neben den Hauptpersonen sehr einprägsame Chargen in den Vordergrund zu stellen, unter anderem eine Gruppe greisenhafter remigrierter Juden, die bei unverbindlichen Gesprächen am Kaffeehaustisch ihrer Trübsal entfliehen möchten. Die Autorin aus der Pfalz ist eine Meisterin in optischer wie akustischer Kleinmalerei, eine Epikerin, die Seelisches lyrisch zu deuten versteht. Nicht wenige Leser dürften von ihrem schmalen Buch fasziniert sein.

»Isi oder Die Gerechtigkeit«

Neue Zürcher Zeitung, 8. Oktober 1970

M. Nk.

Der Roman »Judengasse« von Martha Saalfeld, von der Kritik einstimmig gelobt, hat das Schicksal einer kleinen Gruppe jüdischer Menschen in einem deutschen Städtchen zum Thema. Die Erzählerin ist ein zehnjähriges Kind, in dessen Schilderungen sich Ahnung und Instinkt zu einer Art von magischem Realismus verdichten. Das neu erschienene Buch der Verfasserin, »Isi oder Die Gerechtigkeit«, setzt die »Judengasse« fort: die Gestalten des ersten Buches sind anwesend, als Tote, als Schemen, als Erinnerung, und sie bestimmen das Leben der Nachkommen.

Fred Jakobsohn kommt nach dem Zweiten Weltkrieg aus Amerika in die Heimat seiner Mutter, um Genaueres über das Ende seiner Onkel zu erfahren. Vielleicht daß hinterlassene Briefe, persönliche Dokumente näheren Aufschluß über die letzte Phase vor der »Endlösung« geben können. Fred mietet sich in der Judengasse ein, in einem Haus, das mit dem Hausrat der Seinen vollgestopft ist. Werden ihm die Kleider in den Koffern auf dem Estrich, der Spiegel und vor allem der riesige, kunstvoll eingelegte Sekretär ihr Geheimnis preisgeben? Den Sekretär hat sein ursprünglicher Besitzer, der Trödler Ephraim, »Isi« genannt, hat ihm den Namen eines jener Gerechten gegeben, die nach uralter jüdischer Legende vielleicht Gottes Zorn über die Menschen zu besänftigen wissen. Nach dem Geheimfach im Sekretär sucht Fred nicht allein. Ihm hilft Lisa, die Nichte der Hausbesitzerin, bemüht, die Gedanken und Gefühle des Fremden mitzuempfinden. Bald ist er ihr kein Fremder mehr, bald ist ihr eigener Wunsch nach der »Gerechtigkeit« stärker als Freds Wille, sich Wissen zu verschaffen. Lisa hat nicht gewußt, daß die alten Möbel nicht seit eh und je ihrer Familie gehörten, sondern übelster »Kriegsgewinn« sind, und so hat sie ein Kettchen, ein Armband, einen Fächer getragen und fühlt sich nun schuldig. Immer tiefer verliert sie sich

in die Welt von gestern, in die Seelen der Toten, immer vertrauter wird ihr Gespräch mit den Dingen, die ihr zu antworten beginnen. Das Dokument, das sich schließlich findet – ein Kinderbrief von Freds Onkel – genügt dem Neffen nicht. Er verläßt Haus und Stadt. Über Lisa schlägt das Schicksal zusammen – der Sekretär begräbt sie stürzend unter seinem Gewicht. Der Zugang zu Martha Saalfelds Buch fällt schwer. Man bewundert seine Geschlossenheit, man empfindet die Dichte der Stimmung, man gesteht gern zu, daß Pathetik und ständige Überhöhung die richtigen Stilmittel für die Gleichnishaftigkeit der Erzählung sind. Aber man wird das Gefühl nicht ganz los, daß eben diese Mittel den heutigen Leser nicht mehr recht erreichen. Unwillkürlich fällt einem der Beginn von Alfred Anderschs »Ephraim« (seltsame Koinzidenz des Namens!) ein: auch hier sucht ein Zurückgekehrter das alte Haus auf. Die Nüchternheit und Beiläufigkeit dieses Eingangskapitels drückt zweifellos für viele Leser den unterirdischen Strom der Gefühle unmittelbarer aus als das Pathos von Martha Saalfelds Erzählung.

Lesungen und Besprechungen im Rundfunk

»Judengasse«

Südwestfunk, 10. Juni 1964

»Aus einem neuen Roman von Martha Saalfeld« (vor Erscheinen des Buches), Sprecherin: Melanie de Graff, Regie: Werner Hanfgarn.

Südwestfunk, 6. Januar 1965

»Weil man dem Feind vergibt« (vor dem Erscheinen des Buches), Sprecherin: Agnes Verena, Regie: Werner Hanfgarn (Wiederholung am 17. Juni 1967).

Südwestfunk, 3. Juni 1965

»Von neuen Büchern«, Manuskript: Rotraut Hock.

Berliner Welle (Ost-Berlin), 6. Juli 1965

»Das Stichwort«.

Radio Bremen, 16. Juli 1965

Manuskript: Heinz Schöffler.

Süddeutscher Rundfunk, 24. August 1965

»Wir sprechen über neue Bücher«, Manuskript: Hildegard Ahemm.

Westdeutscher Rundfunk, 26. August 1965

»Ein Buch in unserer Zeit«, Manuskript: Erich Kock.

»Isi oder Die Gerechtigkeit«

Südwestfunk, 7. April 1966

»Die Dinge reden« (vor Erscheinen des Buches), Sprecherin: Melanie de Graff. Regie: Werner Hanfgarn.

Südwestfunk, 16. November 1966

»Die Toten sind mächtig« (vor Erscheinen des Buches), Sprecherin: Agnes Verena, Regie: Werner Hanfgarn.

Südwestfunk, 14. August 1970

Manuskript: Rotraut Hock.

Südwestfunk, 12. Oktober 1975

Interview mit Martha Saalfeld und Werner vom Scheidt, geführt von Herbert Kocks, Aufnahmleitung: Franz Pelgen.

Nachdrucke der Romane »Judengasse« und »Isi oder Die Gerechtigkeit«

»Judengasse«

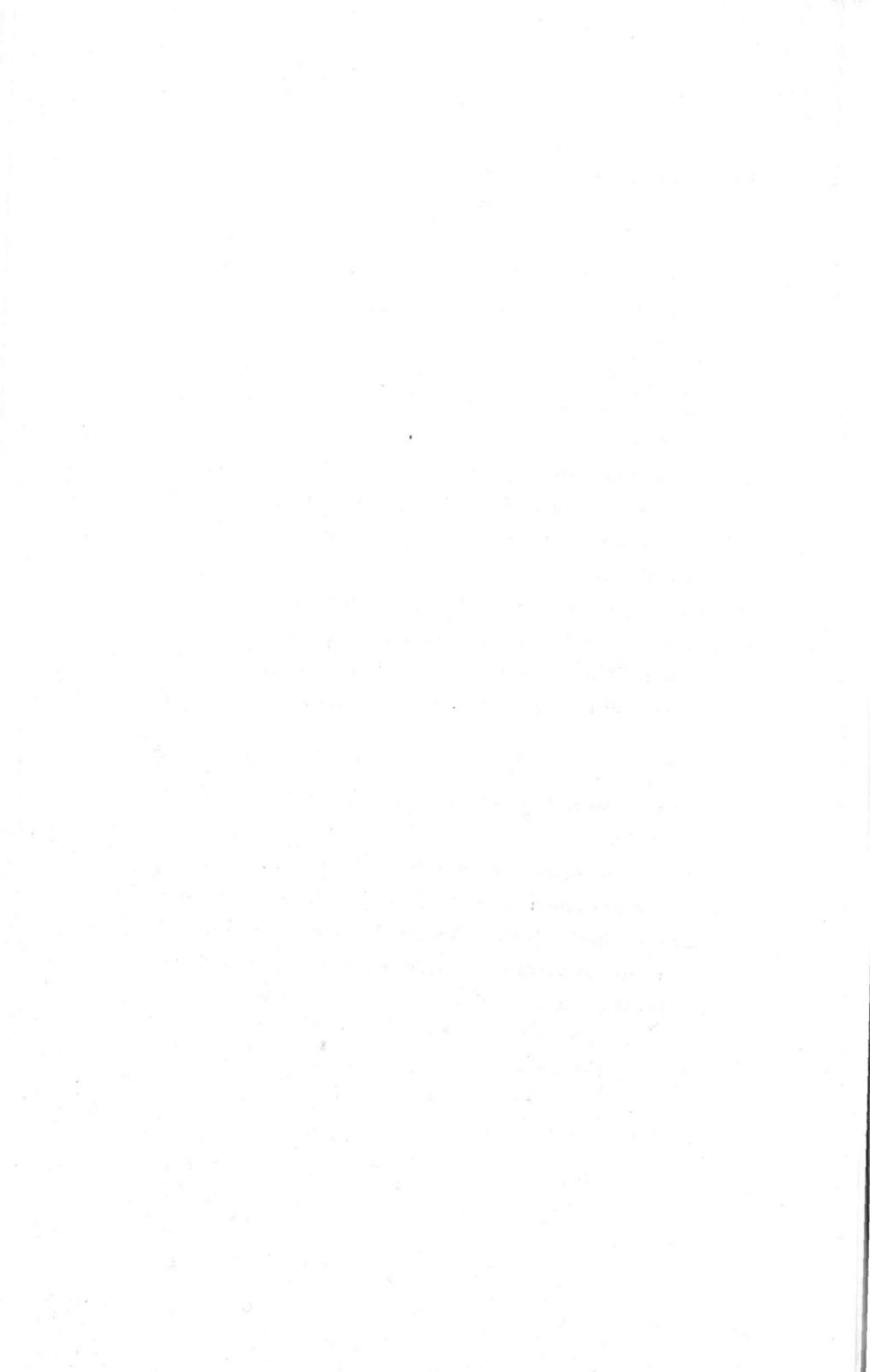
1966 erschien eine holländische Ausgabe der »Judengasse«: »De Jodensteeg. Een beklemmende roman«, Flamingo Paperback, Verlag H. Meulenhoff, Den Haag 1966.

Im Evangelischen Kirchenboten, Sonntagblatt für die Pfalz, wurde die »Judengasse« in 16 Folgen mit sieben Illustrationen von Marie Strieffler insgesamt nachgedruckt, in den Ausgaben ab 3. November 1974, S. 698 f. bis 23. Februar 1975, S. 123.

Einen kurzen Auszug des Romans brachte die »Stimme der Pfalz«, Jg. 16, November/Dezember 1965, S. 8 f., ebenso die von Monika Beckerle herausgegebene Publikation »Dachkammer und literarischer Salon, Schriftstellerinnen in der Pfalz, Werkauswahl und Porträts«, Landau 1991, S. 123 ff.

»Isi oder Die Gerechtigkeit«

Das Kapitel »Hannahs Erzählung« ist im Anschluß an den Beitrag von H. Ehrke-Rotermund »Nun find' ich mich in diesem bitterbösen Märchen wieder – Zu den Zeitromanen der Rheinpfälzerin Martha Saalfeld« (in: Blätter der Carl-Zuckmayer-Gesellschaft, 11. Jg, 1985, S. 23 ff.) auszugsweise gedruckt.



Nachwort

Dieser Band V der Werkausgabe von Martha Saalfeld mit den Romanen 2, den Romanen »Judengasse« und »Isi oder Die Gerechtigkeit«, erscheint nach dem Band I, ihren Gedichten und dem biographischen Essay »Leben mit einer Dichterin« Werner vom Scheidts. Es sind die letzten Romane, die letzten größeren Prosa-Werke der Dichterin. Die Chronologie des Schaffens zu verlassen, diese beiden Romane innerhalb des Gesamtwerks vorzuziehen, hat seinen Grund. Die Öffentlichkeit wartet besonders auf die Wiederveröffentlichung dieser beiden, die Zeitgeschichte unmittelbar betreffenden Romane. Zugleich ist aber auch ein Sinn darin zu sehen, nach den Gedichten, die den Beginn des dichterischen Werks von Martha Saalfeld markieren, in einer Gesamtausgabe die letzten Romane folgen zu lassen, welche den anderen Schwerpunkt bezeichnen und so, nach dem Beginn, den Beschuß des Werks bilden.

Auf die frühen Gedichte folgen zeitlich die beiden Theaterstücke, »Beweis für Kleber« und »Staub aus der Sahara« (beide 1932) und dann die Erzählungen. Erst allmählich schrieb Martha Saalfeld die längeren Prosa-Texte. Werner v. Scheidt berichtet, daß seine Frau in den langen Stunden ihres Apothekendienstes »nebenbei etwas lernte, was ihr nicht ursprünglich gegeben schien: die epische Geduld, einen Roman zu bauen.¹ Martha Saalfeld sammelte lange Stoff für ihre längeren Prosa-Stücke und die Romane. Beim »Wald«, den die Dichterin selbst eine Erzählung nennt, wird in der Literatur bisweilen von einem Roman gesprochen. Ganz abgesehen einmal davon, daß Martha Saalfeld während des »Dritten Reiches« versagt gewesen wäre, Romane zu veröffentlichen.

Die ersten drei Romane, »Pan ging vorüber«, »Anna Morgana« und »Mann im Mond«, konnten erst nach 1945 (1954, 1956 und 1961) erscheinen. Sie werden in Band IV der Werkausgabe (Romane 1) zusammen wieder aufgelegt werden. Der Roman »Mann im Mond« zeigt die Autorin erstmals gesellschafts- und zeitkritisch ausgerichtet. Voll zum Tragen kommt das zeitgeschichtliche Element – neben aller Poesie, die bei Martha Saalfeld immer primär bleibt – in den darauf folgenden Romanen, der »Judengasse« und »Isi oder Die Gerechtigkeit« (1965 und 1970).

Die beiden Romane des vorliegenden Bandes gehören zusammen, beziehen sich aufeinander, auch in den agierenden Personen, wenn auch über fast ein halbes Jahrhundert hinweg: Die Geschehnisse spielen 1908 und zu Beginn der 50er Jahre. Es sind Kunstwerke, die auch für sich alleine stehen könnten. Aber Sinngehalt und Aussage ergänzen und offenbaren sich im Gesamtzusammenhang. Das Thema der beiden Romane ist die »Jüdische Passion«, von der die Autorin zu Beginn von »Hannahs Erzählung« in »Isi oder Die Gerechtigkeit« spricht.² Martha Saalfeld hat sie von ihrer Kindheit an und über ein ganzes Leben erfahren. Sie hatte immer jüdische Freunde und erlitt in ihrem sensiblen Empfinden für atmosphärische Stimmungen den Antisemitismus bereits in seinen Ansätzen und unterschwellige Art. Sie stand, wie Werner vom Scheidt niederschrieb, stets auf der Seite der Schwächeren.³ Sie wurde in diesen Romanen zur Kassandra des nie endenden jüdischen Leidens auf dieser Welt. Mit der ihr gegebenen poetischen Möglichkeit kämpfte sie gegen das Vergessen. Schuld, überkommene Schuldhaftigkeit und unerbittliche, nichtvergebenkönnende Gerechtigkeit sind thematisiert.

Die Rezensionen beim Erscheinen der Romane, deren wesentliche gebracht werden, erübrigen es, auf den Ablauf der Handlung und die Inhalte näher einzugehen.⁴

Es wurde sofort festgestellt, daß viel Autobiographisches in den beiden Romanen enthalten ist, daß es sich bei der kleinen Stadt um den Geburtsort Martha Saalfelds, um Landau in der Pfalz handelt, in der sie in der »Judengasse« als zehnjähriges Mädchen Hannah und dann in »Isi oder Die Gerechtigkeit« als ältere Frau zur Romanfigur wird, ihre Erlebnisse in Dichtung einbringt. Aus verschiedenen Gründen möchte man das vielleicht nicht so genau wissen: weil man solche Erfahrungen damals in Deutschland hätte überall machen können, ein solches Stück Poesie nicht so sehr ortsgebunden verstehen, oder aber auch, weil man den realen Hintergrund bewußt nicht sehen will, nicht sehen wollte.

Wie konkret diese Erlebnisse waren, wie realitätsbezogen die Situation geschildert wird, mag eine von W. v. Scheidt hinterlassene Liste zur Korrekturfahne von »Isi oder Die Gerechtigkeit« bezeugen, die den Kreis der agierenden Personen in den beiden Romanen umschreibt: »Hannah geboren 1898, Abbe geboren 1902, Fred geboren 1903, Sarah geboren 1905 (1924 nach den USA ausgewandert), Olga geboren 1914 (gestorben 1936), Schornsteinfeger geboren 1914, Fred jun. geboren 1925 (USA), Hosianna geboren 1878, Frau Hosianna geboren 1885, Lisa geboren 1937.« Und darf man nicht davon ausgehen, daß auch Sigi Ephraim, sein Großvater und Tante Edel Kafrill, der Nachbar Abraham, ebenso wie dessen drei Kinder Abbe, Fred und Sarah, wirklich in der Judengasse gelebt haben? So wie der Leuchter Sigis nicht nur im Roman existiert. Diese Personen sind greifbar. Es ist sehr wohl zu verstehen, daß man beim Erscheinen der beiden Romane in manchen Landauer Kreisen nicht gerade jubelte. Das war ein Angriff. Das war Mut von dieser so schüchtern wirkenden, auf alle großen öffentlichen Auftritte verzichtenden Dichterin. Von daher ist es auch zu erklären, daß Martha Saalfeld die ihr von ihrer

Geburtsstadt angetragene Ehrenbürgerwürde ablehnte. Sie konnte nicht vergessen, was geschehen war.

Die »Judengasse« hatte großen Erfolg, wie aus den zahlreichen Besprechungen in- und ausländischer Zeitungen und auch aus den Rundfunksendungen vielerorts hervorgeht.⁵ Der Roman, im März 1965 erschienen, wurde ein Vierteljahr später, im Juni, zum »Buch des Monats« gewählt.

Die Autorin wurde aber auch angegriffen. Sie mußte sich wehren. So notierte sie: »Die Schilderung jüdischen Schicksals wird nach den Schrecken der Hitlerei stets einen politischen Akzent haben, auch wenn der Autor gänzlich unpolitisch ist. Man hat mir da und dort gesagt, es sei den Juden um die Jahrhundertwende und noch in den Zwanziger Jahren bei uns durchaus wohl ergangen. Das trifft zu, soweit es sich um Angehörige der gehobenen Stände handelte. Ihnen gegenüber kamen die seit Jahrhunderten gehegten Ressentiments weniger unverblümt zum Ausdruck. Die ‚kleinen‘ Juden aber, die Händler, Hausierer, Trödelläden waren Zielscheiben eines Spottes, der unweigerlich ihren mosaischen Eigentümlichkeiten galt. Volkstümlich, und wie sich gezeigt hat unausrottbar jedenfalls, war die Ansicht, daß der Jude eigentlich kein deutscher Bürger, sondern ein (ungebetener) Gast sei. Die Atmosphäre in der Judengasse‘ ist unverfälscht. Wenn jemand behauptet, es sei im Jahre 1908 bestimmt noch keine Animosität gegen jüdisches Wesen in Erscheinung getreten, dann möchte ich doch darauf hinweisen, daß schon damals in manchen Nordsee-bädern Juden ausdrücklich unerwünscht waren. Ich weiß auch noch sehr wohl, daß Besucher von Jahrmärkten und ländlicher Kirchweih vielfach als Anstecknadel den krummbeinigen ‚Kleinen Cohn‘ trugen, an derselben Stelle, an der 25 Jahre später das Hakenkreuz prangte.«⁶

Dem Roman »Isi oder Die Gerechtigkeit«, Ende Februar 1970 erschienen, war weniger Erfolg beschieden. Das hing nicht zuletzt damit zusammen, daß der Desch-Verlag ins Schwanken geraten war und bald seine Tätigkeit einstellte. Martha Saalfeld, die sich bei Desch lange gut aufgehoben fühlte, nennt Kurt Desch später einen »noblen Räuber«. »Auf einmal war der Roman nicht mehr da.«⁷ In einem Brief äußerte sie: »Mein Buch wird vielen ein Ärgernis sein, mehr noch als die Judengasse.«⁸

Aber auch vom Literarischen her wurde Kritik geübt. Die Rezension der Frankfurter Allgemeinen Zeitung vermerkte, daß die Autorin in einem »Getto der Romantik« lebe, und weiter: »Doch wirkt die Poetisierung des Zeitgeschichtlichen fatal.«⁹ Sollte die Sprache dieser Romane das Geschehen möglicherweise verharmlost haben? Ernst Johann, Generalsekretär der Darmstädter Akademie, der Martha Saalfeld sehr verehrte, schrieb in seinem Nachruf auf die Dichterin über die beiden Romane lakonisch-provozierend: »Sie sind in demselben verschwimmenden, unglücklichen, halben Märchenton geschrieben«, um dann festzustellen: »Spätestens als in der ungewöhnlichen Verkleidung von ‚poetischer Prosa‘ ihre politischen Bücher erschienen, hätte man aufhorchen können... und sollte der Märchenton nicht auch für eine politische Erzählung erlaubt sein, wenn er nur nicht künstlerisch aufgesetzt wirkt, sondern direkt aus dem Herzen einer Schriftstellerin kommt?«¹⁰ Gerade das Märchenhafte, das Poetische bei aller Realitätsbezogenheit, hebt die Romanschriftstellerin Martha Saalfeld heraus, macht diese Romane in ihrer Zeit so einzigartig und unnachahmlich. Die Romane sind von traumhaft-surrealen Geschehnissen durchzogen. »Die Zeit der Märchen ist noch nicht vorbei.«¹¹ Nicht umsonst wird bei ihr an »Geisterbeschwörung« und an die »Fantasiestücke« von E.T.A. Hoffmann gedacht.¹²

Es wurde und wird immer wieder das Lyrische in Martha Saalfelds Prosa hervorgehoben. Die rhythmisierten Sätze des Erzählstils erinnern an ihre Lyrik. Man muß nur laut lesen, um diesen Zeilenfall zu hören, zu empfinden. Man ist versucht, Perioden ihrer Prosa in Gedichtform zu setzen. Und sind in den vielen Roman-Dialogen nicht auch Elemente, Bausteine von Theaterstücken zu erkennen, die bei Martha Saalfeld chronologisch den frühen Gedichten folgen? Die Dialoge fordern geradezu dazu auf, auf die Bühne gebracht zu werden. All das kann nur dazu führen, das ganz Werk als Einheit zu begreifen.

Die Romane Martha Saalfelds wurden insgesamt gut aufgenommen, wurden auch mit Preisen bedacht. Den eigentlichen, den großen Durchbruch hat sie damit nach 1945 jedoch nicht erreicht. In den Publikationen über den deutschen Roman der Nachkriegszeit wird sie kaum wahrgenommen.¹³ Das lag auch an ihr selbst, an ihrem Wesen, an der Art, wie sie ihr Werk, ganz in sich gekehrt, schuf: »immer wissend, daß sie sich ihre Leser einzeln zusammensuchen mußte – bis jetzt. Morgen wird es nicht anders sein«, so sah es Ernst Johann.¹⁴ Martha Saalfeld war immer scheu und zurückhaltend, wenn sie auch mit ihren Ansichten nicht hinter dem Berg hielt, sehr wohl auch Anstoß erregte, erregen wollte, wenn es ihr der Sache wegen wirklich darauf ankam. Aber letztlich lebte sie immer bescheiden-zurückgezogen. Wie hätte sie auch sonst die Jahre überstehen sollen, die Jahre, in denen sie nichts veröffentlichen konnte, die besten Jahre, die man ihr genommen hatte. Hans Egon Holthusen schrieb ihr einmal: »Ich bilde mir ein, daß Sie wirklich allein und abgeschieden leben müssen, denn nur so können diese Dinge entstanden sein.«¹⁵

Martha Saalfeld lebte ähnlich wie die von ihr verehrte Annette von Droste-Hülshoff, deren Werk und Bild sie immer mit und um sich

hatte. Die Droste, die in ihrer Herbheit und Ehrlichkeit gegen sich selbst heute immer mehr Anerkennung, ja Bewunderung erfährt, war für Martha Saalfeld ein großes Vorbild, das große Vorbild. Vielleicht daß sie von dem Drostischen »Sittengemälde« »Die Judenbuche« zu ihrer Judengasse mit angeregt wurde. Grundakkorde stimmen überein: die Gerechtigkeit nimmt unerbittlich ihren Lauf. »Die Judenbuche« endet mit der hebräischen Inschrift: »Wenn du dich diesem Orte näherst, so wird dir ergehen, wie du mir getan hast.«¹⁶ Erst 1985 hat sich eine Stimme der Literaturwissenschaft näher mit den Romanen von Martha Saalfeld befaßt. Heidrun Ehrke-Rotermund kommt in ihrem Beitrag »Zu den Zeitromanen der Rheinpfälzerin Martha Saalfeld« unter dem Leitmotiv »Nur find ich mich in diesem bitterbösen Märchen wieder....« zu dem Schluß: »Martha Saalfelds Zeitromane verbinden äußersten Pessimismus über das reale Zusammenleben der Menschen mit dem utopischen Gedanken einer humanen Welt der Liebe. Der Rekurs auf Märchen und Phantasie ermöglichte es, hinter dem verzweifelten Zustand der Wirklichkeit eine Alternative aufzuscheinen zu lassen...«¹⁷

Wie wirken Martha Saalfelds zeitkritische Romane heute auf uns, was hat sie uns heute noch – oder wieder – zu sagen mit diesen Romanen? Vor einigen Jahren erschien eine Publikation mit dem Titel »Romane von gestern, heute gelesen«,¹⁸ – die Fragestellung gilt auch hier: Was empfinden wir heute beim Lesen der beiden Romane von Martha Saalfeld? Ihre Aktualität? Ihre erneute Aktualität?

Blicken wir zurück, wie die beiden Romane bei ihrem Erscheinen begrüßt wurden.

Gunter Groll, Cheflektor bei Desch, schrieb in einem Brief: »Oft waren Ihr Werk und Ihre Existenz im Umkreis meiner ja nicht immer nur erfreulichen Arbeit ein Trost für mich. So ging mir es

auch mit der ‚Judengasse‘, dieser poetisch-politischen Parabel mit ihrer zauberhaften Prosa samt den geheimen Versrhythmen, den sprachlichen Goldadern und mit den nur Ihnen erreichbaren Koordinationen von Traumwelt und Gesellschaftskritik, Sozialanalysen und Kindheits-Märchen-Balladenton, von Schauder und Tragikomik.«¹⁹

Kasimir Edschmid beglückwünschte Martha Saalfeld zur »Judengasse« »aus vollem Gemüt«: »Welch seltsames Buch haben Sie da geschrieben. Es scheint mir eins der besten, voll jener leisen Traurigkeit, wie sie auch die guten Märchen haben und von jener alles durchtönenden Poesie, welche alle guten Legenden begleitet. Ich war ganz und gar ergriffen, kenne ich doch (oder kannte ich doch) diese Gassen, in Wimpfen, in Schwäbisch Hall, in Nürnberg, ja selbst in Marokko und Kairo gab es sie mit allem Zauber ihrer Sitten, Gegenstände und Menschen, und ich hatte manchen guten Bekannten dort. Wie das bei Ihnen zusammenklingt, ist großartig – ganz ohne Beihilfe des Ambiente, ganz aus dem Stoff und seiner Seele heraus. Ich bin in jeder Weise froh, denn immerhin ist ein solches Buch ein Wagnis, nicht als Thema, sondern im Gelingen des Tones. Und er ist so echt und wahr und zu Herzen gehend, wie ich es mir vorgestellt und gewünscht habe. Dank, vielen Dank, auch für die ausgezeichnete Gestalt des Bildlichen...«²⁰

Richard Gerlach, Tierschriftsteller von Rang, ließ Martha Saalfeld wissen: »...der Roman ‚Isi‘ ist aus einem Guß, ich höre die Tauben gurren und den Sekretär knarren. Die Vergangenheit kann für uns doch nicht einfach am Ende sein und die Initialen lassen sich von denen, die sich taub stellen, nicht wegwischen und tilgen. Aber die Gerechtigkeit tritt bei Ihnen nicht in peinlicher Robe, sondern im Alltagsgewand auf, und ich bewundere wie das in Ihren

Händen als das Selbstverständliche wächst. Es ist ein notwendiges Buch. Sie haben es mit geduldigem Hinwarten ausreifen lassen...«²¹

Den Romanen »Judengasse« und »Isi oder Die Gerechtigkeit« könnte als gemeinsames Geleitwort vorausgeschickt sein: »Das Spiel ist nicht zu Ende, und alles steht wie damals auf dem Spiel.«²²

Das ist das Vermächtnis von Martha Saalfeld.

Mannheim, im Oktober 1998

Berthold Roland

Anmerkungen zum Nachwort

- 1 W. v. Scheidt »Leben mit einer Dichterin«, in: Martha Saalfeld Werk-ausgabe, Bd. I, S. 296.
- 2 Isi oder Die Gerechtigkeit, hier S. 179.
- 3 W. v. Scheidt, a. a. O., S. 256, spricht von M. Saalfelds »mitfühlendem Herz für alle Bedrängten«.
- 4 In vorliegendem Bd., S. 313 ff.
- 5 In vorliegendem Bd., S. 339 f.
- 6 Auch Ludwig Börne (alias Baruch Löb) (1786-1837), Publizist, Vertreter der »Jungen Deutschland«, der aus der noblen Frankfurter Judenstraße kam, hatte zeitlebens gegen den Antisemitismus anzukämpfen. Seine Schrift »Unbegründete Vorwürfe gegen die Israeliten« erschien 1816.
- 7 M. Saalfeld im Interview mit dem Südwestfunk vom 12. Oktober 1975.
- 8 Brief von M. Saalfeld an Wolfgang Huf, in: Wolfgang Diehl, Martha Saalfeld, Dokumente und Materialien, 1986, S. 14.
- 9 Besprechung in »Büchertagebuch« der Frankfurter Allgemeinen Zeitung vom 1. Juni 1970 unter dem Titel »Geisterbeschwörung« von Hansjörg Graf. Hier bei den Rezensionen S. 339 f.
- 10 Ernst Johann in FAZ vom 17. März 1976 »Zum Tod Martha Saalfelds, Politik in Poesie verpackt«. Auch veröffentlicht in »Unsere Toten 1974-1976«, PEN-Zentrum, S. 36 f. Zu E. Johann: W. v. Scheidt a. a. O., S. 319, 341, S. 386 Anm. 121.
- 11 Isi oder Die Gerechtigkeit, Fred zu Lisa, hier S. 212.
- 12 E. T. A. Hoffmann (1776-1822). »...Gestalten aus Traum und Wirklichkeit durchziehen seine Werke.«
- 13 Nicht erwähnt in R. Hinton-Thomas van der Will, Der deutsche Roman und die Wohlstandsgesellschaft, 1969. Darin ist u. a. Gerd Gaiser, der zusammen mit M. S. 1955 den Kunstpreis der Bayer. Akademie der

schönen Künste erhalten hat, aufgenommen. Auch in Manfred Durzak, *Der deutsche Roman der Gegenwart*, 1971, ist M. S. nicht zu finden. In den Nachschlagewerken sind ihre Romane knapp aufgeführt. (M. S. Werkausgabe Bd. I, S. 394.), ebenso bei Heidy M. Müller. *Die Judendarstellung in der deutschsprachigen Erzählprosa, 1945-1981*, Königstein 1984, S. 50.

14 Ernst Johann a. a. O.

15 Die Aussage des Schriftstellers Hans Egon Holthusen (geb. 1913), 1968-1974 Präsident der Bayer. Akademie der schönen Künste, bezieht sich auf den Gedichtzyklus »O sieh Ophelia«, 1950, hat allgemeine Geltung für das Schaffen von M. S.

16 Annette von Droste-Hülshoff (1797-1848). »Die Judenbuche«, Erstveröffentlichung 1842.

17 Heidrun Ehrke-Rotermund, in: *Blätter der Carl-Zuckmayer-Gesellschaft*, 11. Jg., Heft 1, 1. Februar 1985, S. 5 ff. Speziell über die »Juden-gasse« und »Isi oder Die Gerechtigkeit« S. 11 ff., S. 15 ff., das Zitat S. 21.

18 »Romane von gestern, heute gelesen«, herausgegeben von M. Reich-Ranicki, S. Fischer-Verlag, 1989/90, 1. Bd. 1900-1918, 2. Bd. 1918-1933, 3. Bd. 1933-1945.

19 Brief auszugsweise veröffentlicht in »Ruf und Antwort«, Privatdruck M. Saalfeld - W. v. Scheidt, S. 13. Zu Gunter Groll: W. v. Scheidt a. a. O., S. 336, S. 385 Anm. 113.

20 Brief vom 23. März 1965. Zu Kasimir Edschmid: W. v. Scheidt a. a. O., S. 317, S. 329, S. 334, S. 380 Anm. 81, S. 383 Anm. 98.

21 Brief vom 5. März 1970. Zu Richard Gerlach: W. v. Scheidt a. a. O., S. 342, S. 387 Anm. 126.

22 »Isi oder die Gerechtigkeit« (Fred), hier S. 225.

Inhaltsverzeichnis

Judengasse / 5

Illustrationen zur »Judengasse« / 140

Isi oder Die Gerechtigkeit / 157

Anhang / 301

Anmerkungen zu den Romanen / 303

Abbildungsverzeichnis / 310

Buchbesprechungen / 313

Lesungen und Besprechungen im Rundfunk / 339

Nachdrucke der Romane / 341

Nachwort des Herausgebers / 343

Editionsplan und Herausgeber

Der Herausgeber, Berthold Roland (geb. 1928 in Landau/Pfalz, Studium der Kunst- und Literaturgeschichte, Geschichte und Archäologie in Mainz, Göttingen und München, Promotion in München) war Kunstreferent im rheinland-pfälzischen Kultusministerium (Bereiche Bildende Kunst, Museen, Literatur) und Direktor des Landesmuseums Mainz.

Befreundet mit dem Künstlerpaar vom Scheidt-Saalfeld, wurde er zum Betreuer ihres künstlerischen Nachlasses.

Er bearbeitete die Ausgabe »Martha Saalfeld – Pfälzische Landschaft« von 1977 und organisierte 1981 die Ausstellung »W. v. Scheidt – Bildnis und Begegnung« auf Schloß »Villa Ludwigshöhe«, eine Dokumentation, die wesentlich Martha Saalfeld betraf. Im Mai 1997 eröffnete Berthold Roland die Gedächtnisstätte vom Scheidt-Saalfeld in Bad Bergzabern.

Nach Jahren intensiver Vorbereitung ediert er jetzt bei Gollenstein die auf sechs Bände geplante Martha Saalfeld Werkausgabe.

Die Abfolge geschieht so, wie sich das Werk der Dichterin entfaltete.

Band I Die Gedichte

Band II Theaterstücke, Frühe Erzählungen

Band III Erzählungen

Band IV »Pan ging vorüber«, »Anna Morgana«, »Mann im Mond«

Band V »Judengasse«, »Isi oder Die Gerechtigkeit«

Band VI Briefwechsel, Prosatexte

Nach den Gedichten, die zum 100. Geburtstag der Dichterin im Januar 1998 erschienen, folgt jetzt Band V mit den Romanen »Judengasse« und »Isi oder Die Gerechtigkeit«.

Die Edition der weiteren Bände ist jeweils in Jahresfrist vorgesehen.

Bereits erschienen

Martha Saalfeld

Die Gedichte

Herausgegeben von Berthold Roland

Mit Graphiken und einem Beitrag von Werner vom Scheidt

»Leben mit einer Dichterin« sowie einem Geleitwort von Helmut Kohl und einem Vorwort des Herausgebers

408 Seiten, gebunden mit Schutzumschlag

DM 48,-/sFr. 44,50/öS 350,- ISBN 3-930008-86-6

»Durch die chronologische Anordnung der Gedichte ermöglicht der Lyrikband, die poetische Entwicklung Martha Saalfelds zu verfolgen. Die streng komponierten Sonette der Anfangsjahre werden allmählich verdrängt von freier gestalteter Naturlyrik. (...) Die letzten, teilweise erstmals veröffentlichten Arbeiten lösen sich fast vollständig von formalen Zwängen und drücken in atemloser Reihung der Gedanken ihre Empörung über Naturvernichtung und Umweltverschmutzung aus.« *Ulrike Steffens, Allgemeine Zeitung, Mainz*

Mit ihrem lyrischen Werk »gehört Martha Saalfeld in die Geschichte der deutschen Poesie. Ihre Gedichte, unverdorben durch Mode oder Sentimentalität, haben sich erstaunlich frisch gehalten, sie wirken auf kühle Weise faszinierend. Ob die sechs oder acht vollkommenen Gedichte darunter sind, die Benn den großen Lyrikern zutraute, wage ich nicht zu sagen. Ich werde in Martha Saalfelds Gedichten – von denen ich einige seit über vierzig Jahren kenne – immer wieder lesen.« *Harald Hartung, Frankfurter Allgemeine Zeitung*

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Saalfeld, Martha:

Werkausgabe in Einzelbänden / Martha Saalfeld. Hrsg. Berthold Roland. -

Blieskastel : Gollenstein · ISBN 3-930008-87-4

Bd. 5 Romane 2. – Judengasse, Isi oder Die Gerechtigkeit / mit einem Nachw. des Hrsg. Mit 8 Zeichn. sowie einem Linolschnitt von Werner vom Scheidt. - 1999
ISBN 3-930008-92-0

© Berthold Roland

Alle Rechte an dieser Ausgabe vorbehalten · Januar 1999

Gollenstein Verlag, Blieskastel

Buchgestaltung Aniela Kuenne

Satz Karin Luck und Alexander Detambel auf Apple Macintosh

Schrift Perpetua BQ

Papier Alfacca 100 g, 1,5 Volumen

Lithos und Druck Bliesdruckerei P. Jung GmbH

Bindung Buchbinderei Schwind, Trier

Martha Saalfeld Bildnis auf dem Cover:

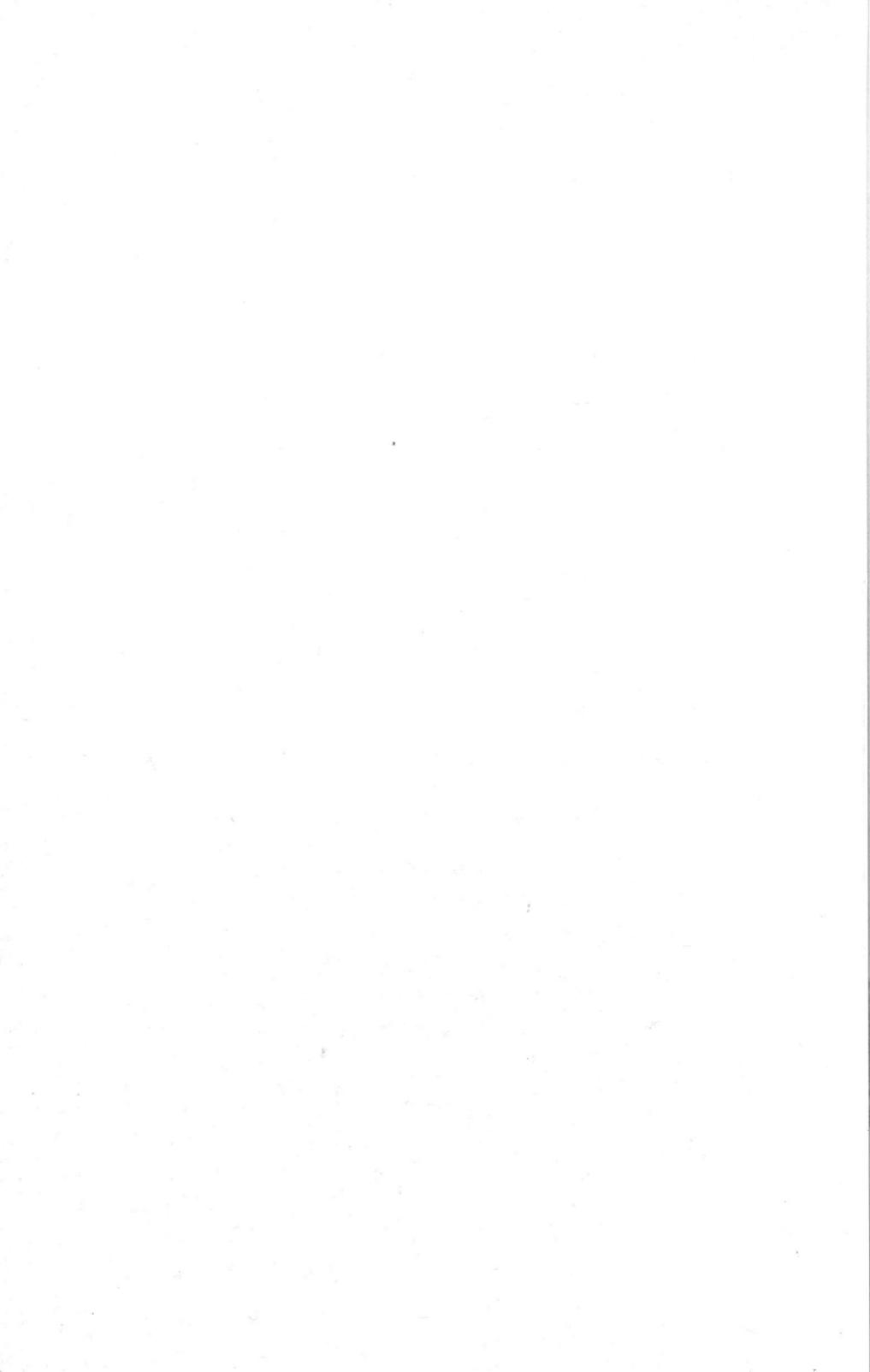
Radierung von Werner vom Scheidt aus dem Jahre 1977 (WV 1348)

Herausgeber und Verlag danken dem Bundesministerium des Innern,
dem rheinland-pfälzischen Ministerium für Kultur, Jugend, Familie und
Frauen sowie der Sparkasse Südliche Weinstraße für die finanzielle Förderung

Printed in Germany

ISBN 3-930008-92-0







5 Martha Saalfeld
Saalfeld Martha

5 Martha Saalfeld, geboren am
15. Januar 1898 in Landau/Pfalz,
gestorben am 14. März 1976 in Bad
Bergzabern. Studium der Philosophie
und Kunstgeschichte in Heidelberg,
tätig als Apothekerin. Seit 1928 mit
dem Graphiker Werner vom Scheidt
verheiratet. In der Nazi-Zeit große
berufliche Schwierigkeiten als freie
Schriftstellerin, Veröffentlichungs-
verbot.

5 Martha Saalfeld
Schuf Naturlyrik (»Gedichte« 1931,
»Deutsche Landschaft« 1946,
»Herbstmond« 1958), Theaterstücke
(»Beweis für Kleber«,
»Staub aus der Sahara« 1932),
Erzählungen (»Das süße Gras« 1947,
»Der Wald« 1949, und viele andere)
und Romane
(»Pan ging vorüber« 1954, »Anna
Morgana« 1956, »Mann im Mond«
1961, »Judengasse« 1965, »Isi oder
Die Gerechtigkeit« 1970).
1955 Literaturpreis der Bayerischen
Akademie der Schönen Künste,
1963 Staatspreis von Rheinland-Pfalz.
1994 Stiftung des Martha Saalfeld
Förderpreises durch das Land
Rheinland-Pfalz.

»Martha Saalfeld wurde in
diesen Romanen zur
Kassandra des nie endenden
jüdischen Leidens.«
Berthold Roland

Ein Buch »voll jener leisen
Traurigkeit und jener alles
durchtönenden Poesie.
Ich war ganz ergriffen«.
Kasimir Edschmid

ISBN 3-930008-92-0



9 783930 008926